

DAS GESTOHLENE ZIMMER



ROBERT CASANOVAS

ROMAN



Zusammenfassung

Paris, Herbst 1920. Kōjirō Matsukata, ein japanischer Aristokrat mit einer Leidenschaft für westliche Kunst, erwirbt van Goghs „Das Schlafzimmer in Arles“. Dieses außergewöhnliche Gemälde bereichert eine bemerkenswerte Sammlung, die er über Jahrzehnte hinweg mit Liebe und Respekt für die europäische Kunst aufgebaut hat. Doch der Zweite Weltkrieg wird das Schicksal der Sammlung erschüttern. 1944 wird in den Büros der französischen Übergangsregierung eine der raffiniertesten Kunstenteignungen der modernen Geschichte eingefädelt. Achtzig Jahre später entdeckt Pierre Bertier, ein von Gerechtigkeitsdurst getriebener Professor, die verborgenen Mechanismen dieser Enteignung. Allein mit seiner Entschlossenheit bewaffnet, stürzt er sich in einen titanischen Kampf gegen die französische diplomatische Maschinerie. Die Affäre Matsukata, wie sie in diesem auf wahren Begebenheiten beruhenden Roman erzählt wird, zeigt, dass sich Gerechtigkeit nicht nur an konkreten Rückgaben bemisst, sondern vor allem auch am allmählichen Wandel der öffentlichen Debatte. Manchmal ist es wichtiger, beharrlich die richtigen Fragen zu stellen, als sofort die richtigen Antworten zu erhalten.

Der Autor

Robert Casanovas ist emeritierter Gymnasialprofessor und Mitglied der Société des Gens de Lettres. Als leidenschaftlicher Jurist, der sich der Geschichte von Kunstsammlungen widmet, hat er lange Jahre der Erforschung der Aneignung von Kunstwerken durch Staaten gewidmet. Als Präsident der NGO International Restitutions hat er zahlreiche akademische Arbeiten zu diesem Thema veröffentlicht.



ROMAN

Das gestohlene Zimmer

Robert Casanovas

casanovas@hotmail.com

Pflichtabgabe September 2025 – Digitales E-Book und Printversion

© 2025 Casanovas. Alle Rechte vorbehalten.

ISBN: 978-2-488999-40-3

www.international-restitutions.org

Titelbild: Öl auf Leinwand „Das Schlafzimmer in Arles“ von Vincent van Gogh



Deutsche Version

Zweite überarbeitete und korrigierte Auflage

WARNUNG

Dieser historische Roman ist ein fiktives Werk, das von realen Ereignissen inspiriert wurde. Die Namen verstorbener Personen wurden beibehalten, die Namen lebender Personen geändert. Zur besseren Erzählstruktur wurden einige fiktive Figuren hinzugefügt. Die Mechanismen der im Roman erwähnten internationalen Gremien (UN-Menschenrechtsrat, Kommunikationsverfahren) wurden vereinfacht dargestellt.

Die ursprünglich in Französisch verfasste Fassung wurde in mehrere Fremdsprachen übersetzt. Die Übersetzungen können sprachliche Fehler, Übersetzungsfehler oder Ungenauigkeiten enthalten.

INHALTSVERZEICHNIS

Prolog

Kapitel 1: Wolken ziehen sich zusammen

Kapitel 2: Die Verschwörung von 1944

Kapitel 3: Die Schlinge zieht sich zu

Kapitel 4: Die geheimen Verhandlungen

Kapitel 5: Die Komödie der Wiedergutmachung

Kapitel 6: Die Jahre des Vergessens

Kapitel 7: Die Wiedergeburt eines Kampfes

Kapitel 8: Die internationale Schlacht

Kapitel 9: Die französische Reaktion

Kapitel 10: Die gesetzgeberische Sackgasse

Kapitel 11: Die lange Schlacht

Epilog

DAS GESTOHLENE ZIMMER

PROLOG

Paris, Herbst 1920

Der Oktober hüllte Paris in einen niedrigen, feuchten Himmel. Kōjirō Matsukata schlug den Kragen seines Mantels hoch, eines eleganten dreiteiligen Mantels im englischen Stil, den er bevorzugte. Er verlangsamte seine Schritte und suchte in den Gärten die Ruhepause, die seinen wichtigen Terminen vorausging.

Sein Lebensweg war ungewöhnlich. Sohn eines ehemaligen japanischen Premierministers, ein Vermögen aus dem Schiffbau, ein Yale-Absolvent ... Und da stand er nun, wanderte durch Pariser Galerien wie ein Kind im Süßwarenladen. Seine Mutter hätte seine Leidenschaft nie verstanden. „*Warum interessierst du dich für die Kunst dieser westlichen Barbaren?*“, hatte sie ihn einmal gefragt, mit der unbewussten Grausamkeit jener adligen Frauen der Meiji-Zeit, die Demütigung so geschickt einsetzten wie andere einen Fächer. Sie starb, ohne zu begreifen, dass er vielleicht Recht gehabt hatte, aber auch ohne zu verstehen, dass seine Sammlung sein Weg war, den inneren Widerspruch aufzulösen, der ihn zerriss: Japaner in einer zunehmend verwestlichten Welt zu sein, ein moderner Industrieller, der von traditioneller Ästhetik verfolgt wurde.

Ein kleines rotes Notizbuch lag schwer in seiner Tasche. Darin war jede seiner Errungenschaften akribisch festgehalten: das

Merkmal eines Perfektionisten, der nicht loslassen konnte und seine Verletzlichkeit durch methodisches Sammeln in Stärke verwandelt hatte. Mehr als tausend Leinwände besaß er bereits, jedes Detail und jede Geschichte kannte er auswendig – ein phänomenales Gedächtnis, das ihn in der Gesellschaft glänzen ließ, ihn aber auch davor bewahrte, den kleinsten Fehler zu vergessen. Und heute versprach ihm Paul Rosenberg etwas Außergewöhnliches.

Die Galerie in der Rue La Boétie roch nach Firnis und verwelkten Rosen. Rosenberg hatte die Angewohnheit, überall Blumensträuße zu platzieren, als wolle er die ausgestellten Gemälde farblich widerspiegeln. Kultiviert, aber berechnend, hatte er es geschafft, seinen authentischen Geschmack in ein Instrument wirtschaftlicher Macht zu verwandeln.

— Ah, Herr Matsukata!, rief der Kaufmann aus. Ich hoffe, Sie sind heute in spendabler Laune.

Rosenberg trug das charmante Lächeln eines großen Kaufmanns. Matsukata schätzte seine Offenheit. Bei ihm gab es keine Verstellung. Die Leute wussten, dass sie zum Kaufen da waren, und er wusste, dass er verkaufte. Die ungeschminkte Klarheit der Geschäftsbeziehungen war eine willkommene Abwechslung zur Heuchelei der Pariser Salons, wo man vorgab, sich nur für reine Kunst zu interessieren.

--- Dann zeigen Sie mir diesen Schatz, erwiderte Matsukata und konnte seine Ungeduld kaum verbergen.

— Van Gogh. Das Schlafzimmer in Arles. Dritte Fassung.

Der Name hallte wie ein Peitschenhieb durch die Luft. Matsukata spürte ein Engegefühl in der Brust. Van Gogh... Er hatte schon immer eine Schwäche für diesen verrückten Holländer gehabt, und seine Faszination für ihn beunruhigte den Sammler in ihm. Vincent verkörperte alles, was Kōjirō sich selbst verboten hatte: Verlassenheit, schöpferischen Wahnsinn, Gleichgültigkeit gegenüber gesellschaftlichen Urteilen. Seine Art, die Einsamkeit

zu malen, sprach von einem Mann, der im Grunde allein blieb: ein Industrieller, der Kunst anhäufte, um eine Leere zu füllen, die das Geschäft nicht füllen konnte.

Die Leinwand lag da, auf einer Staffelei, im sanften Licht der Galerie. Die blauen Wände, der rot-weiße Boden, das Bett, das zum Hinlegen einlud ... Matsukata trat näher. Er war nicht einer jener Sammler, die die Werke berührten; nein, er betrachtete sie aufmerksam. Seine körperliche Zurückhaltung verriet seine japanische Erziehung, aber auch eine Angst – die Angst, durch seine Berührung das zu entweihen, was er als heilig betrachtete. Die Kunst war sein Zufluchtsort.

— Er hat es für seine Mutter gemalt, murmelte Rosenberg, der die Schwächen seiner Kundschaft kannte. Stellen Sie sich vor ... Vincent, allein in seinem Krankenhaus in Saint-Rémy, malt ein schlichtes Zimmer für die Frau, die ihm das Leben geschenkt hat.

Kōsaborō Hiōki, sein engster Berater – Matsukata umgab sich mit mehreren Experten, überließ aber die komplexesten technischen Fragen dem Kunsthistoriker Yukiō Yashirō –, begleitete ihn an diesem Tag und räusperte sich diskret. Als Mann der Schatten, aus Berufung und Notwendigkeit, hatte er seine Karriere auf seiner Fähigkeit aufgebaut, die unausgesprochenen Wünsche seines Meisters zu erkennen und einen Minderwertigkeitskomplex, der aus seiner bescheidenen Herkunft herrührte, in eine Waffe zu verwandeln. Seine Loyalität verband aufrichtige Dankbarkeit mit subtiler Berechnung: Einem Visionär zu dienen, erlaubte ihm, stellvertretend an dessen Größe teilzuhaben.

— Sie hat eine besondere Seele, sagte er auf Japanisch und wählte diese Sprache, um eine intime Verbindung zum Händler herzustellen. Sie könnte das Herzstück Ihres Museums sein.

Matsukata nickte. Sein Museum ... Dieser etwas verrückte Traum, Japan ein Fenster zur westlichen Kunst zu öffnen, offenbarte sein wahres Ich. Hin- und hergerissen zwischen zwei Welten, hoffte er, sie durch Harmonie zu vereinen. Seine

Landsleute hielten ihn für exzentrisch, doch gerade ihr Unverständnis bestärkte seinen Stolz, anders zu sein. Matsukata hatte eine Vorliebe für Herausforderungen, die manchmal an übertriebenen Stolz grenzte.

— Wissen Sie, Rosenberg, das Zimmer ... es erinnert mich an mein eigenes in Kyoto, als ich Kind war. Dieselbe Schlichtheit, dasselbe Streben nach Frieden. Van Gogh suchte Zuflucht. Ich in gewisser Weise auch.

Ein solches Geständnis, selten bei einem so selbstsicheren Mann, offenbarte die Verletzlichkeit des Sammlers. Hinter dem erfolgreichen Industriellen verbarg sich ein verletztes Kind, das die Strenge seiner Erziehung nie überwunden hatte. Die Kunst war zu seiner Sprache der Gefühle geworden, zum einzigen Bereich, in dem er sich Verletzlichkeit erlaubte.

Der Händler wusste, dass er seinen Kunden gefunden hatte. Rosenberg verstand es meisterhaft, die psychologischen Schwächen seiner Käufer zu durchschauen. Hinter seiner Raffinesse verbarg sich ein Pragmatismus, der die Grenzen zwischen Zynismus und einem tiefen Verständnis der menschlichen Natur verwischte.

— Es gehört Ihnen für...

Sie verhandelten eine Stunde lang. Nicht über den Preis – Matsukata konnte ihn sich leisten –, sondern über die Details, die Echtheit, die Herkunft. Kurz gesagt, über die wichtigen Dinge. Seine Akribie verbarg seine Unruhe. Was, wenn auch dieser Erwerb, wie alle anderen, die Leere in ihm nicht füllen konnte? Doch es war zu spät, um zurückzutreten. Seine unstillbare Kunstsucht war zu einer leichten Sucht geworden, der einzige Weg, einem Dasein Sinn zu geben, das ihm der gesellschaftliche Erfolg nicht vollständig erfüllen konnte.

Am selben Abend schrieb Matsukata in seiner Wohnung im 7. Arrondissement sorgfältig in sein Notizbuch:

„Das Schlafzimmer des Künstlers in Arles, Vincent van Gogh, 1889, Öl auf Leinwand, 57,3 × 73,5 cm. Erworben von Paul Rosenberg, 15. Oktober 1920. Ein Werk, das mich lange in meinen Träumen verfolgt hat.“

Er hatte diese letzten Worte spontan hinzugefügt. Es entsprach nicht seiner Art, in seinen Inventarlisten Gefühle durchblicken zu lassen. Doch irgendetwas an dem Gemälde hatte ihn auf besondere Weise berührt. Vielleicht spiegelte die dargestellte Einsamkeit seine eigene wider, vielleicht stand die Offenheit im Kontrast zu der quälenden Komplexität seines Daseins als weltoffener Mann der Oberschicht.

Van Gogh war es gelungen, seinen Wahnsinn in Anmut zu verwandeln; er versuchte, seine Melancholie in eine Sammlung zu verwandeln.

Er konnte nicht ahnen, dass seine wenigen hingekritzelten Worte den Beginn einer Geschichte markierten, die sein Leben überdauern würde. Dass das friedliche Zimmer, gemalt von einem gequälten Künstler, zum Gegenstand eines erbitterten Rechtsstreits werden würde. Dass Regierungen, Anwälte und Erben jahrelang um das Bild solch ergreifender Selbstverleugnung streiten würden. Die Ironie der Geschichte bestand darin, dass ein Mann auf der Suche nach innerem Gleichgewicht zum Protagonisten eines Konflikts wurde, der die schändlichsten Auswüchse der Kulturdiplomatie offenbaren sollte.

Matsukata legte seinen Stift beiseite und blickte aus dem Fenster auf die Lichter von Paris. Morgen würde er seine Schatzsuche fortsetzen. Ständig trieb ihn der Wunsch an, ein weiteres Puzzleteil hinzuzufügen, sein verzweifelter Streben nach einem ästhetischen Ideal, das ihm immer wieder entglitt. Ständig war er überzeugt, etwas Wichtiges für die Zukunft zu schaffen. Er sollte Recht behalten, aber nicht so, wie er es sich vorgestellt hatte. Paradoxerweise würde seine persönliche Suche jahrzehntelange

Konflikte auslösen. Seine Hoffnung auf Versöhnung würde die schlimmsten Besitzgierinstinkte von Nationalstaaten offenbaren. Die Geschichte kümmert sich jedoch wenig um gute Absichten.

KAPITEL 1: WOLKEN ZIEHEN SICH ZUSAMMEN

London, Anfang August 1939

Kōsaborō Hiōki hatte einen Termin mit dem Leiter des Pantechnicon-Lagers. Er kam frühzeitig an und wartete in einem leeren Büro, das muffig und nach Bienenwachs roch.

Dieser Geruch erinnerte an den alten Tempel in Kyoto – eine beunruhigende Assoziation, so sehr hatte ihn sein Exil in London von seinen spirituellen Wurzeln abgeschnitten.

Durch das schmutzige Fenster erwachte London im Nebel. Hastige Büroangestellte, Zeitungsverkäufer, die Schlagzeilen riefen: „*Hitler lehnt jeden Kompromiss ab!*“ Als ob daran noch jemand zweifeln würde. Die Gewissheit lastete schwer auf ihm. Monatelang hatte er die Warnzeichen erkannt, die alle anderen nicht sehen wollten, und dieser klare Pessimismus isolierte ihn allmählich von seinen Zeitgenossen, die optimistisch blieben.

Die Wartezeit war lang. Zwanzig Minuten.

Er erinnerte sich an seine erste Begegnung mit Kōjirō Matsukata im Jahr 1896. Er, ein einfacher Angestellter einer Bank in Kobe, und der junge Aristokrat, der von einer Revolutionierung der japanischen Kunst sprach. Damals hatte ihn die Kühnheit des Vorhabens fasziniert, aber auch die Hoffnung auf sozialen Aufstieg, der ihm aufgrund seiner bescheidenen Herkunft normalerweise verwehrt blieb. „*Hiōki ...*“, hatte er ihm bei ihrem Treffen gesagt, „*wir werden unserem Volk die Schönheit des Westens bieten.*“ Dieser Traum drohte in den Flammen des Krieges zu sterben und mit ihm das Fundament eines Lebens, das er einem Ideal gewidmet hatte.

Er nutzte die Pause, um einen Brief aus der Tasche zu ziehen, den er einige Tage zuvor erhalten hatte. Seine Hände zitterten leicht – nicht wegen seines Alters; er war erst vierundsechzig –, sondern wegen der Worte, die er mehr als zehnmal gelesen hatte. Die Unruhe versetzte ihn zurück in seine Kindheit in Japan, als

sein Vater ihn in die Feinheiten der Kalligrafie eingeführt hatte. „Zitternde Hände verraten eine zweifelnde Seele“, pflegte er ihm zu sagen. Zweiundvierzig Jahre im Dienst der Familie Matsukata, und nie zuvor hatte er sich so verloren gefühlt.

Er konnte nur noch Matsukatas Worte sehen, geschrieben in der feinen Handschrift, die er auswendig kannte: *„Bereite dich auf das Schlimmste vor, mein treuer Freund. Das Militär hat die Macht ergriffen. Unser Land gleitet in den Abgrund, und unsere Sammlung könnte ihnen folgen.“*

Diese enge Beziehung zu seinem Herrn hatte ihn, den einfachen Angestellten, der zum Vertrauten eines der mächtigsten Männer Japans geworden war, stets geschmeichelt. Doch nun erdrückte sie ihn mit Verantwortung, die er nie hatte tragen wollen.

Was sollte das bedeuten? Egal, wie oft Hiōki den Satz auch drehte und wendete, er wurde dadurch nicht beruhigender. Er kannte Matsukata gut genug, um zu wissen, dass dieser nie etwas dramatisierte. Wenn er von einem Abgrund sprach, dann bedeutete das, dass der Abgrund bereits existierte.

Ein leises Klopfen an der Tür riss ihn aus seinen düsteren Gedanken.

— Herr Hiōki? Hier ist Morrison. Entschuldigen Sie die Verspätung, mein Taxi hatte eine Panne.

James Morrison leitete das Pantechnicon schon seit... wie lange? Fünfundzwanzig Jahren? Länger? Auf jeden Fall ein grundsolider Kerl. Einer dieser Briten, die einem beim Sprechen direkt in die Augen schauen. Freimaurer, wie viele in seinem Umfeld. Als Mitglied der Vereinigten Großloge von England und ehemaliger Meister vom Stuhl der City of London Lodge Nr. 901 verfügte er über zahlreiche Kontakte und Zugang zu verlässlichen Informationen. Hiōki schätzte ihn sehr. Morrison behandelte die japanische Sammlung mit demselben Respekt, als wäre es die Privatsammlung der Königsfamilie. Und manch einer seiner

Kollegen ging mit „exotischen“ Kunden deutlich respektloser um.

— Entschuldigen Sie sich nicht, Mechaniker können manchmal etwas zickig sein. Ich wollte gerade...

— Entschuldigen Sie die Unterbrechung, aber ich fürchte, wir haben ein Problem. Ein großes Problem.

Morrison hatte eine ganz eigene Art, das Wort „Problem“ auszusprechen, wenn etwas schiefging. Er war keiner, der sich wegen Nichtigkeiten aufregte. Diese typisch britische Zurückhaltung stand im Kontrast zu Hiōkis Ausdrucksstärke, und gerade aus diesem Kontrast hatte sich mit der Zeit eine Art Vertrautheit entwickelt.

— Erzählen Sie mir alles.

Morrison ließ sich in einen knarrenden grünen Ledersessel sinken. Er sah müde aus. Mehr als müde sogar. Besorgt. Sehr besorgt. Hiōki erkannte diese Anzeichen von Erschöpfung: Morrison, so hatte er es schon lange vermutet, trug weit größere Verantwortung, als sein Job im Lagerhaus vermuten ließ.

— Ich hatte gestern Vormittag Besuch von zwei Herren vom Innenministerium. Sehr höflich, sehr korrekt. Fast schon zu korrekt, wenn Sie wissen, was ich meine. Eine Höflichkeit, die eine Falle verbirgt.

Hiōki konnte das nur allzu gut. Er hatte in Japan bereits mit solchen Beamten zu tun gehabt.

— Wofür interessierten sie sich?

— An Sie. Oder besser gesagt, an die Sammlung. Sie wollten wissen, was hier gelagert war. Die Art von Fragen, die man stellt, wenn man Maßnahmen vorbereitet.

Morrison hielt inne, um einen kleinen Flachmann aus der Tasche zu holen. Er bot ihn Hiōki an, der jedoch keine Geste machte. Der Engländer nahm einen Schluck Whisky, bevor er fortfuhr.

— Sie hatten Akten. Dicke Akten. Mit Ihrem Namen darauf, dem Namen von Herrn Matsukata, der Liste all Ihrer Erwerbungen seit 1916. Sie wussten sogar, dass Sie 1923 das kleine Degas-Gemälde von Durand-Ruel gekauft hatten.

— Es ist erstaunlich...

— Sie stellten mir sehr konkrete Fragen zum Wert der Werke, Ihren Finanzierungsmöglichkeiten und Ihren Beziehungen zu anderen japanischen Sammlern in Europa. Und vor allem wollten sie wissen, ob Sie Kontakte zur japanischen Botschaft haben.

Hiōki spürte, wie sich Schweißperlen auf seiner Stirn bildeten. Natürlich hatte er Kontakte zur Botschaft. Wie hätte er auch keine haben können, schließlich war er japanischer Staatsbürger und lebte im Ausland? Doch in der aktuellen Situation bekamen diese Kontakte eine völlig andere Bedeutung. Allein ihre Existenz erinnerte ihn an seinen permanenten Status als Ausländer. Nach so vielen Jahren in Europa blieb er verdächtig, dazu verdammt, seine Anwesenheit und sein Handeln ständig rechtfertigen zu müssen.

--- Ich will es Ihnen ganz offen sagen. Wenn ein Krieg ausbricht – und das wird er, daran besteht kein Zweifel – und wenn Japan die falsche Seite wählt, werden die Kunstwerke als „Feindeseigentum“ betrachtet. Und wir wissen, was im Krieg mit Feindeseigentum geschieht: Beschlagnahmung, Zwangsverkauf oder „versehentliche“ Zerstörung.

Hiōki schloss die Augen. Er hatte immer gewusst, dass dieser Tag kommen würde. Doch die Realität zu kennen und ihr ins Auge zu sehen, waren zwei verschiedene Dinge. Wie der Unterschied zwischen dem Betrachten eines Abgrunds aus der Ferne und dem Stehen am Rand. Seine prophetische Klarheit zeugte von einer Art intellektuellem Masochismus. Er hatte sich selbstgefällig auf das Unglück vorbereitet und gleichzeitig gehofft, es würde niemals eintreten.

In Gedanken ließ er all die Jahre Revue passieren, die er mit Matsukata auf seinen Reisen durch Europa verbracht hatte. Die Pariser Galerien, die Ateliers in Montmartre, die Auktionen in London. Die alles verzehrende Leidenschaft seines Chefs für westliche Kunst. Diese berausenden Erinnerungen versetzten ihn zurück in eine Zeit, in der er sich als Teil einer zivilisatorischen Mission gefühlt hatte.

„*Hiōki ...*“, hatte Matsukata 1920 zu ihm gesagt, als sie vor dem gerade erworbenen Van-Gogh-Gemälde standen, „...*sieh nur, Van Gogh malt einen Raum und macht ihn zu etwas Ewigem. Das ist westliches Genie: das Alltägliche in Kunst zu verwandeln.*“ Diese Worte hatten Hiōki tiefer berührt, als er zugab. Sie hatten in ihm eine Faszination für europäische Kunst geweckt, die ihn mitunter dazu verleitete, die ästhetischen Traditionen seines eigenen Landes zu verachten.

Alles drohte zu verschwinden, und zwar wegen Politikern, die von Kunst nichts, aber alles von Machtdynamiken verstanden.

— Wie viel Zeit bleibt uns Ihrer Meinung nach noch?

Morrison kratzte sich am Kinn. Das war eine Angewohnheit von ihm, wenn er nachdachte. Paradoxerweise beruhigte diese vertraute Geste Hiōki. Er erkannte darin die Menschlichkeit seines Gesprächspartners hinter dem Überbringer schlechter Nachrichten.

— Schwer zu sagen. Ich würde sagen, drei Monate. Höchstens vier. Danach besteht die Gefahr, dass jegliches Eigentum japanischer Staatsbürger „vorsorglich“ beschlagnahmt wird. So wird es derzeit formuliert.

— Drei Monate Zeit für den Umzug...

Hiōki hielt inne. Wie sollte er die Ungeheuerlichkeit der Aufgabe erklären? Hunderte von Werken. Monets, Renoirs, Rodin-Skulpturen. Ein ganzes Leben voller Leidenschaft, verdichtet in ein paar beschriftete Kisten, die in einem Londoner Lagerhaus gestapelt waren. Die Reduzierung seiner Existenz auf einige

wenige materielle Gegenstände demütigte und ekelte ihn gleichermaßen an.

Er erinnerte sich an jeden einzelnen Erwerb. Die Seerosen von Monet, 1918 direkt vom Künstler gekauft. Matsukata war so gerührt, dass ihm Tränen in den Augen standen. „*Es ist reines Licht, Hioki. Licht, eingefangen und für immer festgehalten.*“ Diese gemeinsame Emotion blieb eine seiner kostbarsten Erinnerungen, ein Moment spiritueller Verbundenheit mit seinem Meister, der alle Frustrationen seines untergeordneten Status wettmachte.

Auch Rodins prachtvolle Studie zu „Die Bürger von Calais“. Drei Stunden lang hatten sie mit dem Bildhauer persönlich in seinem Atelier in Meudon verhandelt. Ein außergewöhnlicher Rodin. Er hatte ihnen die Geschichte jeder einzelnen Figur erzählt, als kenne er sie persönlich. Diese Begegnung hatte ihn tief beeindruckt. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er sich den Giganten der westlichen Kunst ebenbürtig gefühlt – ein berauschendes Gefühl, das seinen verborgenen Wunsch, selbst als Kenner anerkannt zu werden, neu entfacht hatte.

— Morrison, ich werde Ihnen etwas sagen, was nur wenige Leute wissen.

Wie weit konnte er ihm vertrauen? Aber letztendlich hatte er keine Wahl mehr. Nach Jahren in Europa war Morrison sein einziger wahrer Freund geblieben.

— Wir haben hier nur einen Teil der Sammlung. Die andere Hälfte befindet sich in Paris, in den Kellern des Rodin-Museums.

— Mein Gott... Wie viele Werke?

— Fast dreihundert Stücke. Vielleicht mehr. Herr Matsukata hatte geplant, alles 1925 nach Japan zurückzuführen, aber...

--- Aber?

— 100 % Zollgebühren. Die japanische Regierung war der Ansicht, dass westliche Kunst der heimischen Industrie Gelder entzog. Sie wollte die traditionelle Kunst fördern.

— Und schon befinden Sie sich zwischen zwei Flammen.

--- Das ist noch milde ausgedrückt. Eine japanische Regierung, die unsere Sammlung als unpatriotisch betrachtet. Europäische Regierungen, die sie bald als Feind betrachten werden.

Morrison stand auf und ging zum Fenster. In der Lagerhalle mit den Schiebetüren sah er die gestapelten Kisten. Jede einzelne barg ein Vermögen. Jede erzählte eine Geschichte. Und vielleicht würde all das in wenigen Monaten nur noch eine Erinnerung sein. Dieser Anblick verstärkte ein vages Schuldgefühl in Morrison. Als Vertreter eines Systems, das im Begriff war, seinen japanischen Freund auszurauben, fühlte er sich mitschuldig an einer Ungerechtigkeit, die er nicht verhindern konnte.

— Ich werde Ihnen etwas erzählen, was ich wahrscheinlich nicht sollte. Meine Kontakte im Auswärtigen Amt – und ich habe einige – sprechen von geheimen Abkommen zwischen Berlin, Tokio und Rom. Noch ist nichts offiziell, aber die Verhandlungen sollen schon sehr weit fortgeschritten sein.

— Geheime Vereinbarungen?

— Militär. Offenbar ein Dreierbündnis. Falls das stimmt, sind Ihre Londoner Projekte ruiniert. Und wahrscheinlich auch Ihre Pariser.

--- Sind Sie sicher?

Morrison holte einen Brief hervor und übergab ihn Hiōki. Diese Geste zeugte von bewundernswerter moralischer Courage seitens des Engländers. Indem er seine Quellen auf diese Weise verriet, ging er erhebliche Risiken ein.

— Lesen Sie ihn. Ein Kollege aus Birmingham hat es mir gestern geschickt. Er hatte denselben Besuch wie ich, bei einem deutschen Kunden.

Hiōki überflog den Brief. Die Sprache war technisch, aber die Botschaft eindeutig. Die britische Regierung bereitete die Beschlagnahmung sämtlichen Eigentums von Staatsangehörigen

„potenziell feindlicher“ Länder vor. Wie konnten sie nur glauben, Kunst könne politischen Hass überwinden?

— Mehr über meine Quellen kann ich Ihnen nicht sagen, fuhr Morrison fort, aber sie sind zuverlässig genug, dass London bereits Listen erstellen kann.

— Listen von was?

— Von Vermögenswerten, die beschlagnahmt werden sollen. Von Menschen, die überwacht werden sollen. Von Kunstwerken, die „geschützt“ werden sollen. Verstehen Sie den Euphemismus?

Hiōki verstand es vollkommen. Und es machte ihn krank. Sein Leben lang hatte er an Gesetze, Verträge und Eigentumsrechte geglaubt. Und nun wurde ihm gesagt, dass das alles nur Blendwerk sei, wenn es um die Interessen des Staates ginge. Die Erkenntnis der Realpolitik zerstörte völlig sein idealisiertes Bild vom Westen, das sein ganzes Leben geprägt hatte.

— Was raten Sie mir zu tun?

Morrison setzte sich wieder. Er hatte den ernsten Gesichtsausdruck, für den er in schwierigen Zeiten bekannt war. Denselben Gesichtsausdruck, den er 1929 gehabt hatte, als die Krise das Pantechnicon beinahe zur Schließung gezwungen hätte. Diese Ernsthaftigkeit beunruhigte Hiōki.

— Ganz ehrlich? Retten Sie, was Sie können. Bringen Sie die wichtigsten Stücke diskret nach Frankreich. Herr Aubert, Assistentzkurator in der Skulpturenabteilung des Louvre und in der Nähe des Rodin-Museums, ist einflussreich; er könnte sie vielleicht schützen. Zumindest vorübergehend.

— Was passiert, wenn Frankreich fällt?

— Beten wir also, dass der Krieg eines Tages endet. Und dass sich jemand daran erinnert, wem die Werke gehörten. Ich begann meine Tätigkeit in diesem Bereich kurz vor dem Ersten Weltkrieg. Ich erlebte mit, wie die Behörden mit den deutschen und österreichischen Sammlungen umgingen. Offiziell handelte

es sich um eine „vorübergehende Beschlagnahme“. In Wirklichkeit wurden nur sehr wenige Werke an ihre Besitzer zurückgegeben.

--- Was meinen Sie...

— Ich meine, dass der britische Staat Gründe der nationalen Sicherheit anführen wird, um die Anlagen zu beschlagnahmen. Und dass sich die Beschlagnahme im Chaos des Krieges sehr leicht in eine regelrechte Konfiszierung verwandeln wird.

— Aber das ist Diebstahl!

— Nein, es geht um Politik. Diebstahl ist illegal. Was ich meine, wird legal sein, geregelt durch Sondergesetze, die während des Krieges erlassen wurden. Sie werden nicht einmal Anzeige erstatten können.

Hiōki stand auf. Draußen erlebte London seine letzten friedlichen Tage. Die Menschen rannten, arbeiteten, vergnügten sich, ohne zu ahnen, dass ihre Welt schon bald völlig auf den Kopf gestellt werden würde.

— Morrison, kennen Sie Marcel Aubert persönlich?

— Er genießt in seinem Fachgebiet hohes Ansehen. Und vor allem ist er ein persönlicher Freund von Herrn Matsukata, nicht wahr?

--- Fast zwanzig Jahre lang. Nach Léonce Bénédictes Tod 1925 übernahm er unsere Pariser Ankäufe. Ein außergewöhnlicher Mann. Gebildet, prinzipientreu, kunstbegeistert. Wenn uns jemand helfen kann ...

— In diesem Fall sollten Sie ihn schnellstmöglich aufsuchen. Sehr schnell.

Sie schwiegen einen Moment lang.

Hiōki dachte an all die Händler, denen sie im Laufe der Jahre begegnet waren. Wie viele von ihnen würden sich als Verbündete erweisen? Wie viele andere würden die Situation ausnutzen, um sich selbst zu bereichern?

— Morrison, eine letzte Frage. Wie lange, glauben Sie, wird der Krieg dauern?

Der Engländer nahm seine Flasche und trank noch einen Schluck.

— Sie wollen meine Meinung hören? Dieser Krieg wird anders sein als alle, die wir je erlebt haben. Länger, zerstörerischer, totaler. Mindestens fünf Jahre. Vielleicht zehn.

— Zehn Jahre...

— Und am Ende wird die Welt, wie wir sie kennen, verschwunden sein. Imperien, Grenzen, die Spielregeln ... alles wird sich ändern.

einschließlich Gesetzen zum künstlerischen Eigentum.

— Sie denken, dass...

--- Ich glaube, dass in zehn Jahren, falls wir den Krieg überleben, der Begriff der privaten Sammlung völlig verschwunden sein wird. Staaten werden sich daran gewöhnt haben, Kunst zu kontrollieren und zu bestimmen, was und von wem gesehen werden darf. Und sie werden die Macht nicht mehr abgeben wollen.

Diese Vorstellung ließ Hiōki bis ins Mark erschauern. Ein Europa ohne private Sammler, ohne Mäzene, ohne die persönliche Leidenschaft, die die erlesensten Sammlungen hervorgebracht hatte? Unvorstellbar.

— Sie übertreiben wahrscheinlich...

— Vielleicht. Ich hoffe, ich irre mich. Aber sehen Sie sich Deutschland an. Die Nazis kontrollieren alles: wer ausstellen, wer kaufen, wer verkaufen darf. Sie entscheiden, was „entartete Kunst“ ist und was nicht.

Morrison beugte sich zu Hiōki.

— Und wenn sich der Krieg weltweit ausbreitet, könnte das Modell der staatlichen Kontrolle überall zur Norm werden.

Das Gespräch ging weiter. Morrison holte Kontaktlisten und Karten von Europa aus seiner Tasche. Er erläuterte mögliche Routen für einen diskreten Transfer, Personen, die man meiden sollte, und diejenigen, denen man vertrauen konnte.

Da war dieser Pariser Kunsthändler Henri-Pierre Roché, der alle amerikanischen Kunstsammler kannte. Vielleicht könnte er einen Transfer in die Vereinigten Staaten organisieren? Aber die Kosten wären astronomisch, und Versicherungen würden sich in Zeiten internationaler Spannungen wahrscheinlich weigern, eine solche Lieferung zu decken.

Es gab auch die Option mit der Schweiz. Die Schweiz blieb neutral, und einige Genfer Bankiers erklärten sich bereit, Kunstwerke in ihren Tresoren zu lagern. Doch auch hier hätte die Zahlung in bar erfolgen müssen, und Ausfuhrgenehmigungen wären erforderlich gewesen, was das Risiko barg, die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich zu ziehen.

— Und Italien?, fragte Hiöki.

— Zu riskant. Mussolini steht im deutschen Lager, auch wenn er es noch nicht zugibt. Sollte Japan sich mit Deutschland verbünden, wird Italien dieselben Enteignungen durchführen.

— Spanien?

— Kaum aus dem Bürgerkrieg heraus. Und Franco tendiert immer mehr zu Hitler, auch wenn er sich im Moment noch nicht einmischt.

Morrison breitete eine Europakarte auf seinem Schreibtisch aus.

— Schauen Sie her. Rot markiert sind die feindseligen Länder oder solche, die wahrscheinlich feindselig werden. Orange markiert sind die von einer Invasion bedrohten Länder. Gelb markiert sind die unzuverlässigen neutralen Staaten.

Hiöki blickte auf die Karte. Nur noch wenige grüne Flächen waren übrig, und diese wurden immer kleiner.

— Wir sitzen in der Falle.

— Nicht unbedingt. Es gibt eine Lösung, die wir noch nicht besprochen haben.

--- Welche?

— Verkaufen. Schnell und diskret an private Sammler in Amerika oder Südamerika. Das Geld einstreichen und sicher anlegen.

— Aber Herr Matsukata wird dem niemals zustimmen...

--- Herr Matsukata würde es wohl vorziehen, den Wert seiner Sammlung wiederzuerlangen, anstatt alles zu verlieren. Und mit dem Geld könnte er nach dem Krieg neu anfangen.

Die Idee war verlockend, aber Hiōki kannte seinen Chef zu gut. Matsukata sammelte nicht, um reich zu werden. Er sammelte, um sein Museum zu gründen.

— Nein. Er riskiert lieber, alles zu verlieren.

— Man kann also nur hoffen, dass Aubert in Paris eine Lösung findet.

Morrison schloss seine Akten und verstaute die Karte.

— Ich werde Ihnen drei Namen nennen. Drei Personen in Paris, die Ihnen helfen könnten. Aber seien Sie vorsichtig, in diesen unruhigen Zeiten verdrängt Gier oft die Freundschaft.

Er kritzelte auf ein Stück Papier, und die hastige Schrift offenbarte eine Dringlichkeit, die Hiōki beeindruckte:

„Paul Guillaume – Galerie in der Rue de Miromesnil. Eng mit amerikanischen Sammlern verbunden. Daniel-Henry Kahnweiler – Ausgezeichnetes Netzwerk, kennt alle Tricks. Aber deutscher Herkunft, daher auch er verdächtig. Ambroise Vollard – Alter Hase, kennt alle Tricks. Aber nicht unbedingt ehrlich.“

--- Sind Menschen zuverlässig?

--- So gut es in diesem Beruf eben geht. Trotzdem Vorsicht. Der Krieg offenbart den wahren Charakter der Menschen, und nicht immer zum Guten.

--- Was meinen Sie damit?

— Ich meine, manche könnten versucht sein, Ihre schwierige Lage auszunutzen, um überhöhte Provisionen auszuhandeln. Oder um dabei ein paar Cent zu „verlieren“.

— In was für einer Welt leben wir?

— In einer Welt, die bald im Krieg sein wird. Und in Kriegszeiten wird Würde zu einem Luxus, den sich nur wenige leisten können.

An diesem Abend kehrte Hiōki mit schwindligem Kopf in sein Hotel zurück. Er musste Entscheidungen treffen, die über die Zukunft eines unschätzbaren Kulturerbes entscheiden würden.

Das Russell Hotel in Bloomsbury war eines dieser viktorianischen Etablissements, die ihre besten Zeiten schon hinter sich hatten – und die sich, den Preisen nach zu urteilen, noch immer daran erinnerten. Hiōki wohnte dort seit drei Wochen, in einem kleinen Zimmer im vierten Stock mit Blick auf einen dunklen Innenhof. Nicht gerade luxuriös, aber diskret. Und vor allem stellte das Personal keine unangenehmen Fragen zu ihren Aufenthalten. Zumindest noch nicht.

Mrs. Henderson, die Rezeptionistin, reichte ihm seinen Schlüssel mit einem Lächeln, das ihre wachsende Neugier kaum verbergen konnte. Hiōki bewahrte eine Fassade der Höflichkeit, die es ihm erlaubte, Distanz zu wahren, doch die vielen Besucher weckten natürlich den Verdacht des Personals.

— Ein Telegramm für Sie, Herr Hiōki. Heute Nachmittag angekommen.

Hiōkis Herz raste. Ein Telegramm... Er hoffte auf Neuigkeiten von Matsukata und riss den Umschlag mit fieberhaften Gesten auf, die die Qualen verrieten, die sich in den letzten Wochen in ihm angestaut hatten.

„Besorgniserregende Lage. Stopp. Behörden stellen Fragen zur Sammlung. Stopp. Schlägt ein dringendes Treffen vor. Stopp. Herzliche Grüße. Stopp. Aubert.“

Er ließ sich schwer in einen der abgenutzten Sessel in der Halle sinken. Selbst Paris war nicht mehr sicher. Das lakonische

Telegramm verbarg vermutlich Entwicklungen, die weitaus ernster waren, als die wenigen neutralen Worte vermuten ließen. Er dachte an ihr letztes Treffen im Juni zurück. Aubert hatte ihn in seinem Büro im Rodin-Museum empfangen, zwischen zwei Skulpturen und Stapeln von Katalogen, die bei jedem Entwurf umfielen. Die konzentrierte und wohlwollende Atmosphäre des Ortes stand in scharfem Kontrast zu den Sorgen, die den französischen Kurator plagten.

„*Mein lieber Hioki*“, hatte er mit seiner ihm eigenen, bedächtigen Ernsthaftigkeit gesagt, „*ich spüre, dass sich die Zeiten ändern. Politiker interessieren sich zunehmend für unsere Reserven.*“ Damals hatte Hioki es für eine routinemäßige Verwaltungskontrolle gehalten. Wie naiv er doch gewesen war. Jetzt begriff er, dass Aubert Recht gehabt hatte.

Er ging in sein Zimmer und setzte sich an den kleinen Tisch, der ihm als Schreibtisch diente. Draußen senkte sich London in den Septembernebel. Irgendwo in der Stadt erstellten Beamte wahrscheinlich Listen mit seinem Namen darauf. Und irgendwo beendete Morrison seinen Tag mit der Frage, ob es richtig gewesen war, ihm alles zu erzählen.

Er nahm ein Blatt Papier und begann, seine Antwort an Aubert zu schreiben, wobei er jedes Wort mit der Sorgfalt abwog, die die Umstände erforderten:

„*Auch hier ist die Lage schwierig. Ein Treffen mit Ihnen ist unerlässlich. Ich werde Anfang nächster Woche in Paris eintreffen. Bereiten Sie sich auf das Schlimmste vor. Mit freundlichen Grüßen, Hioki.*“

Dann schrieb er ein zweites Telegramm. An Matsukata in Japan. Ihm fehlten die richtigen Worte. Wie sollte er seinem Chef beibringen, dass so viele Jahre Arbeit in Rauch aufgingen? Wie sollte er erklären, dass westliche Demokratien, Länder, die sie für ihre Rechtsstaatlichkeit so bewunderten, im Begriff waren, ihre Sammlung zu beschlagnahmen?

„Besorgniserregende Gespräche mit den örtlichen Behörden. Stopp. Verlegung nach Paris erwogen. Stopp. Wir warten auf Ihre Anweisungen. Stopp. Mit freundlichen Grüßen. Stopp. Hioki.“

Er zögerte lange, die richtigen Worte zu finden. Die zivilisierte Elite zeigte endlich ihr wahres Gesicht.

Er erinnerte sich an ein Gespräch mit Matsukata im Jahr 1935. Sie kamen gerade von einer Picasso-Ausstellung in Paul Rosenbergs Galerie zurück. Sein Chef war in Gedanken versunken auf dem Bürgersteig der Rue La Boétie.

„Hioki...“, hatte er zu ihm gesagt, „glauben Sie, es war richtig von uns, unsere Sammlung in Europa zu lassen?“

„Selbstverständlich, Herr Matsukata. Wie hätten wir die absurde Besteuerung durch die japanische Regierung vorhersehen können?“

„Darum geht es mir nicht. Ich frage mich, ob wir nicht 1925 alles nach Japan hätten zurückbringen sollen, selbst wenn das horrenden Zölle bedeutet hätte. Wenigstens wären unsere Werke dann in Sicherheit gewesen.“

„Vor was ist man sicher?“

„Kriege, Hioki. Europa hat die unglückliche Tendenz, sich alle zwanzig Jahre selbst zu zerfleischen. Und wenn die Kanonen sprechen, verstummt die Kunst.“

Wie sein Chef Recht gehabt hatte... beendete Hioki seine Telegramme und ging hinunter, um sie an der Rezeption abzugeben.

Mrs. Henderson versprach, sie so schnell wie möglich zu schicken. Sie sah ihn seltsam an, mit einer Beharrlichkeit, die ihren wachsenden Verdacht verriet.

Zurück in seinem Zimmer holte er sein Tagebuch hervor, das er schon seit Jahren führte. Es war ein tägliches Ritual, das ihm half, seine Gedanken zu ordnen und mit dem Exil zurechtzukommen. Er schrieb:

„London, 28. August 1939. Der Krieg naht, und mit ihm das wahrscheinliche Ende unseres Traums. Morrison hat mir die Augen geöffnet.“

Wir sind keine Sammler mehr, wir sind Zielscheiben. Wie konnten wir nur so weit kommen?“

Hiōki legte seinen Stift beiseite und ging zum Fenster. Im Hof durchwühlten Katzen mit ihrer typischen Gleichgültigkeit den Müll. Das Leben ging seinen gewohnten Gang, unberührt von den Dramen der Menschen. Die Katzen hatten zumindest keine Kunstsammlung zu verteidigen.

Seine Gedanken schweiften zurück in seine frühen Jahre im Dienst der Familie Matsukata. Die unmittelbare Faszination, die die außergewöhnliche Persönlichkeit seines zukünftigen Herrn auf ihn ausgeübt hatte.

„Hiōki ...“, hatte er ihm bei ihrer ersten Begegnung in einem prunkvollen Salon gesagt, der nach Weihrauch und edlen Hölzern duftete, „schauen Sie sich um. Japan öffnet sich der Welt, aber nur in Bezug auf Technologie und Industrie. Wer versteht schon, dass Monet oder Rodin alle Handelsabkommen der Welt wert sind?“

Matsukatas Leidenschaft war ungebrochen. Doch die Welt hatte sich verändert. Kunst war zu einem zentralen Thema geworden. Kunstwerke, Geiseln in den Machtkämpfen der Nationen. Der Idealismus seiner Jugend kollidierte mit der brutalen Realität der internationalen Machtdynamik.

Ein Klopfen an der Tür riss ihn aus seinen Gedanken. Er blickte auf seine Uhr. Zehn Uhr abends. Wer mochte das wohl sein? Die späte Stunde verhiess nichts Gutes.

— Herr Hiōki? Ein Herr möchte Sie unten sprechen. Er sagt, es sei dringend.

Hiōki ging vorsichtig die Treppe hinunter. In der schwach beleuchteten Diele wartete ein Mann in den Fünfigern auf ihn. Gut gekleidet, von vornehmer Ausstrahlung, doch irgendetwas in seinem Blick gefiel ihm nicht.

— Herr Hiōki? Ich bin Edward Campbell aus Whitehall. Darf ich Sie kurz sprechen?

Ihm stockte der Atem. Ein Beamter des Auswärtigen Amtes, um zehn Uhr abends ... Der Zufall war zu perfekt, um zufällig zu sein. Morrison hatte Recht.

— Natürlich. Gehen wir ins Wohnzimmer.

Campbell folgte ihm in den kleinen Raum neben der Halle, der mit abgenutzten Sesseln und einem wackeligen Tisch ausgestattet war. Er setzte sich ungebeten hin.

— Herr Hiōki, ich will es ganz offen sagen. Wir wissen, dass Sie im Pantechnicon-Lager eine bedeutende Kunstsammlung aufbewahren. Wir wissen auch, dass Ihre Regierung derzeit engere Beziehungen zu Deutschland aushandelt.

Hiōki antwortete nicht. Was hätte er auch sagen sollen? Das Offensichtliche leugnen? Sein Gesprächspartner kannte ganz offensichtlich alle Details und gab sich nicht mit bloßen Vermutungen zufrieden.

— Unter diesen Umständen, fuhr Campbell in dem von britischen Diplomaten bevorzugten höflichen Ton fort, überlegt die Regierung Ihrer Majestät, ob es zulässig sein soll, dass wertvolle Gegenstände im Besitz von Staatsangehörigen eines potenziell feindseligen Landes bleiben.

— Herr Campbell, unser Geschäft ist legal. Alle Einkäufe wurden transparent abgewickelt und...

— Das bezweifle ich nicht, unterbrach Campbell, aber Rechtmäßigkeit in Friedenszeiten und Rechtmäßigkeit in Kriegszeiten sind zwei verschiedene Dinge.

Diese Unterscheidung ließ Hiōki erschauern. Sie bemühten sich nicht einmal mehr, ihre Absichten zu verbergen. Vorwände waren überflüssig. Das Gesetz wurde zur Auslegungssache, abhängig von den Umständen.

— Was schlagen Sie vor?

Campbell lächelte.

— Wir schlagen Ihnen vor, Ihre Sammlung freiwillig unter staatlichen Schutz zu stellen, bis die internationale Lage klarer ist.

— Und was, wenn ich mich weigere?

--- Dann werden wir gezwungen sein, weitere... Maßnahmen zu ergreifen. Zum Schutz aller...

Hiōki erkannte, dass er vor einem verkappten Ultimatum stand: Entweder er akzeptierte die „Unterbringung unter Schutz“ oder seine Besitztümer wurden beschlagnahmt. Die Heuchelei verlieh dem Diebstahl einen Anschein von Legalität.

— Wie viel Zeit habe ich, um mich zu entscheiden?

— Sagen wir mal... 48 Stunden. Erscheint Ihnen das angemessen?

Achtundvierzig Stunden ... Morrison hatte von drei Monaten gesprochen. Offensichtlich überschlugen sich die Ereignisse schneller als erwartet. Oder vielleicht hatte Morrison sich bei seinen Schätzungen verschätzt, eine durchaus mögliche Hypothese.

— Herr Campbell, darf ich fragen, was genau passieren wird, wenn ich Ihren Vorschlag annehme?

--- Ihre Kunstwerke werden in ein sicheres staatliches Depot gebracht. Dort verbleiben sie bis zum Ende der Kampfhandlungen in einwandfreiem Zustand. Es wird ein detailliertes Inventar erstellt, und Sie erhalten eine Empfangsbestätigung. Alles ist völlig normal.

— Und nach dem Krieg?

— Nach dem Krieg werden wir jeden Fall einzeln prüfen, je nachdem, welche Haltung Ihre Regierung während des Konflikts eingenommen hat.

Mit anderen Worten: Wenn Japan an der Seite Deutschlands gekämpft hätte, wäre die Matsukata-Sammlung verloren gewesen. Diese Logik war unausweichlich.

— Was wäre, wenn ich beschließen würde, die Werke in ein neutrales Land zu verbringen?

Campbell stieß ein kurzes, verächtliches Lachen aus.

— Mein lieber Herr, glauben Sie, wir würden inmitten einer internationalen Krise die Ausfuhr wertvoller Güter japanischer Staatsangehöriger genehmigen?

— Aber ich habe das Recht...

— Sie hatten Recht, Herr Hiōki. Die Zeiten ändern sich. Und mit ihnen ändern sich auch die Rechte.

Campbell stand auf und strich sich sorgfältig den Mantel glatt.

— Achtundvierzig Stunden, Herr Hiōki. Danach werden wir gemäß unseren gesetzlichen Befugnissen handeln.

Er ging in Richtung Ausgang, drehte sich dann aber mit gespielter Gleichgültigkeit um, die niemanden täuschte.

— Oh, fast hätte ich es vergessen. Wir haben gehört, dass Sie in den nächsten Tagen eine Reise nach Paris planen?

— Es ist möglich...

— Ich rate dringend davon ab. Internationale Reisen dürften... kompliziert werden. Sehr kompliziert.

Er ließ Hiōki mit seinen Gewissheiten allein, die eine nach der anderen zu zerbröckeln begannen.

Zurück in seinem Zimmer sank Hiōki in den Sessel. Achtundvierzig Stunden ... Wie sollte er Aubert warnen? Wie sollte er in so kurzer Zeit irgendetwas organisieren? Wie sollte er Wunder vollbringen, wenn er allein einer Regierung gegenüberstand, die entschlossen war, ihn zu vernichten?

Er nahm sein Notizbuch und fügte hinzu:

„22:30 Uhr – Besuch von Campbell (Außenministerium). Verstecktes Ultimatum: 48 Stunden, um die „freiwillige“ Einziehung zu akzeptieren. Reise nach Paris gefährdet. Wir sitzen in der Falle.“

Hatte er denn keine andere Wahl? Konnte er die japanische Botschaft kontaktieren? Laut Morrison wurde die Botschaft aber vermutlich ebenfalls überwacht. Und was hätten sie schon tun sollen? Halbherzig protestieren, bevor sie dem Druck nachgeben? Im damaligen internationalen Kontext hatte Japan keinen Einfluss auf das Britische Empire.

Ein privater Kunsthändler vielleicht? Jemand, der diskret einen Transfer arrangieren könnte... Aber wer würde ein solches Risiko eingehen? Und mit welchem Geld könnten Vermittler bezahlt werden? Matsukatas Vermögen steckte zwischen japanischen Banken und zunehmend überwachten europäischen Konten fest.

Plötzlich fiel ihm ein Name ein, den Morrison erwähnt hatte: Henri-Pierre Roché. Der Pariser Händler, der alle amerikanischen Sammler kannte. Wenn nur jemand eine Lösung fände ... Nun ja, wenn man bereit wäre und die Risiken nicht zu groß wären.

Hiōki nahm ein neues Blatt Papier und begann ein Telegramm an Roché zu verfassen, wobei er jedes Wort sorgfältig abwog:

„Dringender Fall, japanische Sammlung, London. Stopp. Suche nach einer diskreten Transfer- oder Schutzlösung. Stopp. Morrison hat mir Ihren Namen genannt. Stopp. Wären Sie für ein vertrauliches Treffen verfügbar? Stopp. Hiōki, Russell Hotel, London.“

Es war ein riskantes Unterfangen. Roché kannte ihn nicht und hatte keinen Grund, ihm zu helfen. Aber es könnte seine letzte Chance sein. Es sei denn, Roché wusste bereits Bescheid und wartete in aller Ruhe darauf, dass die Werke zu Spottpreisen auf den Markt kamen.

Er ging auch hinunter, um Mrs. Henderson dieses Telegramm zu überbringen. Drei Telegramme an einem Abend, dazu noch ein nächtlicher Besuch eines Gesandten des Ministeriums ... Sie muss sich ernsthaft gefragt haben, was er da eigentlich tat.

„Ist alles in Ordnung, Herr Hiōki?“, fragte sie mit der typisch britischen Neugier, die sich hinter den höflichen Floskeln verbirgt.

— Ja, danke. Ich muss mich nur um ein paar dringende Angelegenheiten kümmern.

— Selbstverständlich. Gute Nacht.

Doch ihr Tonfall ließ deutlich erkennen, dass sie sich nicht täuschen ließ.

Zurück in seinem Zimmer konnte Hiōki nicht einschlafen. Durchs Fenster beobachtete er das schlafende London und fragte sich, ob dies das letzte Mal sein würde, dass er die Stadt in Frieden sah.

Morgen musste eine Entscheidung fallen. Die verdeckte Beschlagnahmung hinnehmen und hoffen, die Sammlung nach dem Krieg zurückzuerhalten? Oder einen heimlichen Transfer nach Frankreich organisieren? In beiden Fällen riskierte er, alles zu verlieren. Aber zumindest konnte er sich durch den Versuch, Matsukatas Ziel zu retten, einreden, dass er es versucht hatte. Es würde zwar nicht viel wettmachen, aber es war besser als nichts.

Schließlich schlief er gegen drei Uhr morgens ein und fragte sich, ob das alte Japan nicht doch Recht gehabt hatte, dem Westen zu misstrauen. Vielleicht war es ein Fehler gewesen, dass sich sein Land der Welt geöffnet hatte. Vielleicht war Isolation letztendlich sicherer als die sogenannte westliche Zivilisation.

Am nächsten Tag wurde Hiōki durch anhaltendes Klopfen an seiner Tür geweckt. Er sah auf seine Uhr. Sechs Uhr morgens. Wer mochte das wohl sein? Die frühe Stunde verhiess nichts Gutes.

— Herr Hiōki! Herr Hiōki! Es ist dringend!

Er erkannte Mrs. Hendersons Stimme.

Er öffnete die Tür. Die Rezeptionistin trug noch ihren Morgenmantel, ihr Haar war offen.

— Herr Hiōki, das müssen Sie hören! Es läuft in den Nachrichten!

Sie führte ihn ins Wohnzimmer, wo ein Radio knisterte. Die Stimme des BBC-Sprechers war tief und von einer Feierlichkeit durchdrungen, die Unheil ankündigte:

„...das Feuer, das das Lagergebäude von Pantechnicon in Camden Town verwüstete. Die Feuerwehr kämpfte die ganze Nacht gegen die Flammen, konnte aber die nahezu vollständige Zerstörung des Gebäudes nicht verhindern. Erste Schätzungen gehen von einem Schaden in Millionenhöhe aus. Es wird angenommen, dass mehrere wertvolle Kunstsammlungen vernichtet wurden.“

Es war vorbei. Der Londoner Teil der Sammlung war über Nacht in Flammen aufgegangen. Welch ein bemerkenswerter Zufall! Campbell hatte ihn zwölf Stunden vor dem Brand besichtigt, und nun brannte das Pantechnicon.

Mrs. Henderson brachte ihm eine Tasse Tee, die er mechanisch trank, ohne es überhaupt zu merken. Der Tee schmeckte nach Asche.

— Es tut mir leid, Herr Hiōki. Sie sagten mir, Ihre Sachen seien dort eingelagert...

Er antwortete nicht. Was hätte er auch sagen sollen? Der Rauch, der noch immer in den Londoner Himmel aufstieg, trug vierzig Jahre Leidenschaft fort.

Innerhalb einer Stunde traf ein Telegramm ein. Natürlich von Morrison:

„Alles zerstört. Stopp. Mein Beileid. Stopp. Lage klären. Stopp. Paris retten, wenn möglich. Stopp. Viel Glück.“

Nun waren nur noch die bei Aubert gelagerten Werke übrig. Falls sie überhaupt noch dort waren.

Er ging zurück in sein Zimmer und packte mit mechanischen Gesten seine Koffer. Paris ... Er musste gehen, trotz Campbells „Rat“. Es war seine Pflicht gegenüber Matsukata. Und vielleicht seine letzte Chance, aus dem Desaster noch etwas zu retten.

Als er seinen Koffer schloss, dachte er an Campbell. Campbell hatte ihm 48 Stunden Bedenkzeit angeboten. Da es in London aber nichts mehr zu beschlagnahmen gab, scheiterte das Angebot. Das Feuer löste das Problem effektiver als jede Verhandlung.

Da war noch Paris. Und Aubert. Und die leise Hoffnung, dass sich die Dinge in Frankreich anders entwickeln würden.

Er irrte sich.

KAPITEL 2: DIE VERSCHWÖRUNG VON 1944

Paris, Oktober 1944

Die Sammlung hatte all die Jahre überdauert, verborgen in den Kellern des Rodin-Museums, geschützt von Marcel Aubert. Er musste unglaublich einfallsreich sein, um zu verhindern, dass die Nazis diesen Schatz in ihre Gewalt brachten. Sein direkter Vorgesetzter, Georges Grappe, hatte nämlich offen mit dem Vichy-Regime kollaboriert, was ihm während der Épuration zunächst eine Suspendierung und schließlich seine Entlassung einbrachte. Doch im Oktober 1944 sollte sich die Lage dramatisch verändern. In den Büros von Matignon hing noch immer der Geruch der Besatzungszeit. Im Besprechungsraum mit seiner vergoldeten Wandvertäfelung bereiteten vier Männer einen Wirtschaftsraub vor.

Nun ja, nicht wirklich Diebstahl. Eher Plünderung, getarnt als patriotischer Akt.

De Gaulle führte den Vorsitz in seiner Generalsuniform. Sein Blick glitt über die vor ihm verstreuten Akten. Immer wieder verweilte er bei der mit einem roten Stempel versehenen: „Sammlung Matsukata“. Der General hatte stets direktes Handeln dem bürokratischen Papierkram vorgezogen, und diese juristischen Feinheiten ärgerten ihn sichtlich. Dennoch war er sich bewusst, dass seine neu gewonnene Legitimität den Anschein einwandfreier Rechtmäßigkeit erforderte.

Zu seiner Rechten konsultierte René Pleven, der Finanzminister der provisorischen Regierung, nervös seine Finanzprognosen. Der erfahrene Ökonom rechnete. In Gedanken wurden japanische Kunstwerke in Francs umgetauscht. Viele Francs. Pleven trug die Last eines ausgebluteten Frankreichs; jede potenzielle Einnahmequelle erschien ihm wie ein Rettungsanker, selbst wenn sie Fragen aufwarf, mit denen er sich lieber nicht näher auseinandersetzen wollte.

Ihm gegenüber las Maître Henry Torrès seine Berichte. Der angesehene Jurist suchte nach einer Gesetzeslücke. Wie konnte er etwas legalisieren, was illegal war? Torrès hatte sich seinen Ruf durch sein Geschick im Umgang mit den Grauzonen des Gesetzes erworben.

Schließlich betrachtete Jacques Jaujard aufgeregt die Fotokataloge. Dem Direktor der Kunst- und Literaturabteilung war die Bedeutung der Werke bewusst, um die es ging. Während der Besatzungszeit hatte er sein Leben riskiert, um die nationalen Sammlungen zu retten. Nun befand er sich in der Rolle des Diebes.

Die Uhr aus der Zeit Ludwigs XV. schlug fünf Uhr.

— Meine Herren, begann de Gaulle mit seiner donnernden Stimme, wir sind nicht wegen einer Routineangelegenheit hier. Es geht um die kulturelle Zukunft Frankreichs. Es geht um unsere Fähigkeit, ein künstlerisches Erbe wiederaufzubauen, das von vier Jahren des Unglücks bis aufs Mark ausgeblutet wurde. Aber es geht auch um die nationale Souveränität. Das wiedergeborene Frankreich muss seine Rechte geltend machen. Alle seine Rechte. Einschließlich jener, die ihm als Siegnation zustehen.

Pleven ergriff als Erster das Wort. Er hatte seine Rede mit akribischer Sorgfalt vorbereitet und seine Nervosität hinter einer Reihe beruhigender Zahlen verborgen.

— General, gestatten Sie mir, die Situation zusammenzufassen. Er öffnete einen Ordner und suchte in der Abstraktion der Statistiken einen Zufluchtsort vor seinen eigenen Befürchtungen. Die Bombenangriffe, die Plünderungen der Nazis, die vielfältigen Zerstörungen ... Unsere Museen haben Tausende von Werken verloren. Um unsere Sammlungen wiederaufzubauen, bräuchten wir zwei Milliarden Franken. Das entspricht dem gesamten Kulturbudget der Vorkriegszeit für zwanzig Jahre.

— Nun, fuhr Pleven fort, ist uns mit der japanischen Matsukata-Sammlung, die seit der Vorkriegszeit auf wundersame Weise größtenteils in den Kellern des Rodin-Museums erhalten geblieben ist, ein wahrer Glücksfall beschert. Meine Abteilung schätzt ihren Wert auf über vierhundert Millionen Franken.

— Vierhundert Millionen?, rief Jaujard aus. Das ist doch ein Scherz, oder? Allein Van Goghs ‚Das Schlafzimmer in Arles‘ ist zig Millionen wert!

Jaujards Empörung verriet seine Bestürzung: Er, der sein Leben der Erhaltung der Kunst gewidmet hatte, sah sich gezwungen, über ihren Preis zu diskutieren, als wäre sie eine gewöhnliche Ware.

Pleven zuckte mit den Achseln.

— Wenn wir diese Werke nach Japan gehen lassen, verpassen wir eine einmalige Chance. Und wir geben einem feindlichen Land die Möglichkeit, sich kulturell neu zu erfinden.

Torrès, der sich seit Beginn Notizen gemacht hatte, hob schließlich den Kopf.

— Meine Herren, die Klassifizierung der Sammlung ist problematisch.

De Gaulle runzelte die Stirn. Der General hasste es, wenn ihm Hindernisse in den Weg gelegt wurden, nachdem er sich bereits entschieden hatte.

— Japan trat im September 1940 den Achsenmächten bei. Aber die Bedingungen, unter denen Frankreich in den Krieg mit diesem Staat eintrat, bleiben... sagen wir mal... interpretationsbedürftig.

Der Blick des Generals verhärtete sich. Er mochte es nicht, wenn seine Entscheidungen infrage gestellt wurden, insbesondere nicht in Details, die er für zweitrangig hielt. De Gaulle neigte dazu, technische Einwände zurückzuweisen, wenn sie seiner politischen Vision widersprachen.

— Maître Torrès, bitte erläutern Sie Ihren Standpunkt. Reicht unsere Kriegserklärung vom Dezember 1941 nicht aus, um Japan als Feind einzustufen?

Torrès hustete nervös. Er spürte die Gefahr, den General zu verärgern, aber seine intellektuelle Ehrlichkeit zwang ihn, die Schwierigkeiten anzusprechen.

--- General, das Problem hat mehrere, nicht zu ignorierende Ursachen. Erstens wurde die Kriegserklärung nie im Amtsblatt des Freien Frankreichs veröffentlicht. Ein formaler Fehler. Zweitens ging sie vom Französischen Nationalkomitee aus, dessen Legitimität damals umstritten war. Sogar von einigen unserer Verbündeten.

Man hörte nur noch das Ticken der Uhr. Pleven wechselte einen besorgten Blick mit Jaujard.

— Es gibt aber noch etwas viel Beunruhigenderes, fuhr Torrès fort. Vichy hat Japan nie den Krieg erklärt. Im Gegenteil, es unterhielt bis August 1944 normale Beziehungen zu Tokio.

Er hob den Kopf, im Bewusstsein, dass er sich auf einem Minenfeld befand.

— Aber wir sind die Erben des französischen Staates in seiner Kontinuität. Dazu gehören auch viele Taten des Vichy-Regimes, die sich nicht mit einem Federstrich auslöschen lassen.

De Gaulle richtete sich auf, sein Gesichtsausdruck war grimmig. Der General verspürte einen explosiven Zorn, wann immer irgendeine Kontinuität mit Vichy erwähnt wurde, schließlich hatte er seine Legitimität auf dem absoluten Bruch mit der Nationalen Revolution aufgebaut.

— Maître Torrès! Sie wollen doch sicher nicht, dass das gaullistische Frankreich auch nur die geringste Legitimität in Pétains Handlungen anerkennt?

Seine Stimme war lauter geworden.

— Eine unhaltbare Position!

— General, hier geht es nicht darum, Vichy zu legitimieren...

— Worum geht es hier also?

Torrès begann erneut zu husten und merkte, dass er immer tiefer sank.

— Die Erkenntnis, dass viele Maßnahmen des französischen Staates während der Besatzungszeit noch immer Auswirkungen haben. Dies ist auch der Grund für die fortwährende Gültigkeit vieler in dieser Zeit geschlossener Verträge.

Jaujard, ein Kunstkennner, ergriff das Wort, um die Stimmung aufzulockern. Der Direktor spürte, dass die Laune des Generals sich verschlechterte, und zog es vor, das Gespräch wieder auf vertrautere Themen zu lenken.

— Im Allgemeinen sollte die Frage... sagen wir, die Rechtsfrage, so wichtig sie auch sein mag, uns nicht die außergewöhnlichen Risiken aus den Augen verlieren lassen.

Er schlug ein Fotoalbum auf und fand Trost darin, die Werke angesichts der ihn plagenden moralischen Dilemmata zu betrachten.

--- Ich untersuchte den Inhalt der Sammlung eingehend. Ein Schatz von höchster internationaler Bedeutung: Van Goghs Schlafzimmer in Arles, um das uns die Amerikaner jahrelang beneidet haben. Drei Cézannes aus seiner reifen Schaffensperiode. Ein atemberaubend schöner Mont Sainte-Victoire. Weltweit einzigartige Rodins. Mehrere Gipsmodelle des Höllentors, die der Meister nie verkaufen wollte ...

— Wie viele Werke insgesamt?, unterbrach Pleven.

— Rund dreihundertfünfzig herausragende Stücke. Hinzu kommt eine Reihe japanischer Drucke. Allein diese Sammlung könnte unsere Nationalmuseen bereichern.

— Ganz genau!, rief de Gaulle und schlug mit der Faust auf den Tisch. Genau deshalb dürfen wir uns eine solche Chance nicht entgehen lassen. Maître, ich teile Ihre Bedenken. Aber wir dürfen

nicht zulassen, dass unsere persönlichen Gefühle den Staat lähmen. Haben Sie eine Lösung?

Torrès wusste, wie es enden würde. Der General hatte seine Entscheidung getroffen, wie immer.

--- Ich habe drei Optionen vorbereitet. Jede hat ihre Vor- und Nachteile. Die erste ist einfach: der Erlass einer allgemeinen Verordnung über Feindeigentum. Japan ist automatisch eingeschlossen. Sämtliches japanisches Eigentum auf unserem Territorium wird sofort beschlagnahmt.

— Die Vorteile?

— Schnelligkeit. Keine Parlamentsdebatte, keine öffentliche Diskussion. Wir setzen es um, Punkt. Rechtlich unanfechtbar nach nationalem Recht.

— Und die Nachteile?

— Zu weit gefasst. Wir riskieren Proteste neutraler Länder und peinliche diplomatische Forderungen. Die Vereinigten Staaten könnten über eine solche Brutalität beunruhigt sein.

De Gaulle wies den Einwand mit einer Geste zurück.

— Machen die Amerikaner so ein Aufhebens um deutsche Vermögenswerte? Hat Roosevelt nicht selbst 1941 alle japanischen Vermögenswerte eingefroren?

— Sicher, räumte Torrès ein, allerdings würde eine allgemeine Verfügung unsere Praktiken ans Licht bringen. Die zweite Option ist diskreter: eine gezielte Verfügung, die sich ausschließlich auf die Sammlung Matsukata bezieht. Wir würden uns dabei auf die Ansprüche des französischen Staates gegen Japan wegen Kriegshandlungen berufen.

--- Das heißt?

— Indochina. Offiziell hat Japan unsere asiatischen Kolonien annektiert. Der Schaden wird auf ... sagen wir ... mehrere Milliarden geschätzt. Die Sammlung ist eine natürliche Entschädigung.

Jaujard runzelte die Stirn.

--- Das Problem ist, dass Vichy die japanische Besetzung Indochinas durch die Darlan-Kato-Abkommen von 1941 autorisierte. Rechtlich gesehen hat Japan nichts gestohlen. Es hatte unsere Zustimmung.

— Deshalb rate ich von diesem Weg ab, erwiderte Torrès. Es bleibt die dritte, die subtilste Option. Wir rühren die formalen Eigentumsverhältnisse nicht an. Wir frieren die Sammlung einfach zum Schutz in Kriegszeiten ein. Dann organisieren wir einen langwierigen Verhandlungsprozess im Rahmen des künftigen Friedensvertrags. So langwierig, dass sie, des Kampfes müde, schließlich im Austausch für einige symbolische Zugeständnisse auf ihre Rechte verzichten.

— Wie lange?, fragte Pleven.

— Fünf Jahre? Zehn? Wer kann das schon sagen? Wichtig ist, dass die Werke während dieser Zeit in Frankreich bleiben. In unseren Museen. Unter unserer Aufsicht.

Der General dachte nach, während seine Finger auf dem Tisch trommelten.

— Die Idee gefällt mir. Enteignung getarnt als Schutz. Typisch französisch. Maître Torrès, entwerfen Sie mir einen Gerichtsbeschluss, der die Optionen eins und drei kombiniert. Sofortige Beschlagnahme, dann endlose Verhandlungen.

— General, ich muss Sie warnen...

--- Wovor soll ich gewarnt werden?

— Sollte dieser Befehl heute erlassen werden, wird er morgen Probleme verursachen. Sobald Japan Antworten fordert, wird es uns schwerfallen, unser Vorgehen zu rechtfertigen. Insbesondere dann, wenn sich unsere Kriegserklärung, wie ich befürchte, als rechtlich mangelhaft erweist.

De Gaulle erhob sich und beeindruckte mit seiner imposanten Erscheinung.

— Maître Torrès, Sie machen sich Sorgen um morgen. Ich muss Frankreich heute wiederaufbauen. Diese Sammlung repräsentiert die Kulturförderung mehrerer Jahre. Sie kann Paris seinen Status als Welthauptstadt der Künste zurückgeben. Glauben Sie im Ernst, ich lasse mir eine solche Chance aus juristischen Gründen entgehen?

Der Tonfall ließ keinen Raum für eine Antwort. Torrès senkte den Blick auf seine Akten.

— Sehr gut, General. Ich werde den Befehl ausarbeiten.

Der General wandte sich Pleven zu.

— Pleven, ich zähle darauf, dass Sie unsere Verhandlungspositionen gegenüber den Alliierten vorbereiten. Wir müssen sie davon überzeugen, dass der Vertrag uns das Recht einräumt, diese Werke als Kriegsreparationen zu behalten.

Pleven spürte die Hindernisse schon von Weitem kommen.

— Glauben Sie, dass unsere Verbündeten das akzeptieren werden?

--- Unsere Verbündeten haben enorme Interessen in Japan. Die Amerikaner werden astronomische Summen an Reparationen erhalten. Sie können uns unmöglich das Recht verweigern, für unsere Verluste in Indochina entschädigt zu werden!

Torrès kitzelte wie ein Besessener und versuchte, dem Gedankengang des Generals zu folgen, während er gleichzeitig gedanklich die notwendige rechtliche Struktur entwarf.

--- General, damit unsere Strategie tragfähig ist, müssen wir alle Schäden, die Frankreich durch das japanisch-deutsche Bündnis erlitten hat, detailliert dokumentieren. Unsere Verluste in Indochina natürlich, aber auch alle Schäden, die der Pazifikkrieg unseren wirtschaftlichen Interessen in der Region zugefügt hat.

— Ein ausgezeichnete Punkt!, stimmte de Gaulle zu. Ich weise das Quai d'Orsay an, ein Dossier zusammenzustellen. Je umfangreicher es ist, desto unanfechtbarer wird unsere Position sein.

Jaujard hatte den gesamten Wortwechsel mitgehört und fühlte sich zunehmend unwohl.

— General ... verzeihen Sie, aber ... wird das nicht Frankreichs Ansehen etwas schädigen? Es besteht die Gefahr, als verkappte Form der Plünderung wahrgenommen zu werden, nicht wahr? Unser Land ... nun ja, wir haben ja einen gewissen Ruf, Privateigentum zu respektieren ...

De Gaulles Blick verhärtete sich zu arktischem Eis. Die Atmosphäre im Raum sank schlagartig um zehn Grad. Der General empfand eine kontrollierte Wut gegen jede Infragestellung seiner Entscheidungen, insbesondere wenn sie von seinen engsten Mitarbeitern kam.

— Jaujard! Muss ich Ihr Gedächtnis auffrischen?

Er sprang auf und begann wie ein eingesperrtes Tier im Zimmer auf und ab zu gehen. Kein gutes Zeichen. Wenn der General anfang, auf und ab zu gehen, bedeutete das, dass er sich aufregte, seine Frustration ein Ventil suchte.

— Wir haben Zehntausende von Kunstwerken verloren, hören Sie mich? Geplündert, zerstört, von den Nazis für ein Butterbrot ‚aufgekauft‘! Die Deutschen haben unsere Museen geplündert, die Amerikaner stehlen uns den gesamten Kunstmarkt, und Sie erwarten von uns, dass wir uns so eine Chance entgehen lassen?

Er drehte sich auf den Fersen um, seine Augen waren finster.

— Nein! Frankreich hat legitime Rechte. Es wird sie ausüben.

— Aber General, natürlich ... Der Matsukata-Fonds existierte schon lange vor dem Krieg. Sein Besitzer war sogar ein Freund Frankreichs, glaube ich ...

— Genau!, rief de Gaulle aus. Und wo ist sein berühmtes Museum für westliche Kunst, das er in Japan gründen wollte?

Seine Gesten wurden zunehmend theatralischer, als spräche er zu einem unsichtbaren Publikum, was sein Temperament als Redner offenbarte, der an große Effekte gewöhnt war.

— Das militaristische Japan hat eine Nation von Ästheten in eine Kriegsmaschinerie verwandelt! Die guten Absichten von Herrn Matsukata sind der Entwicklung seines Landes zum Opfer gefallen. Wir bewahren diese Werke lediglich vor militaristischer Barbarei! Torrès spürte die zunehmende Spannung im Raum. Er versuchte, die Gemüter zu beruhigen, bevor die Situation eskalierte, und nutzte dabei seine Erfahrung als Anwalt, der es gewohnt war, Spannungen zu entschärfen.

--- General, wenn wir wie geplant vorgehen, müssen unsere Dienste eine stichhaltige Argumentation vorlegen. Ich schlage vor, ein Expertenteam zusammenzustellen, das den Inhalt der Sammlung bewertet.

— Ausgezeichnete Idee!, stimmte Pleven erleichtert zu, den Fokus nun auf technische Aspekte lenken zu können. Wir müssen auch die französische und internationale Öffentlichkeit vorbereiten. Die Operation darf unter keinen Umständen den Anschein einer opportunistischen Beschlagnahmung erwecken.

— Wie gedenken Sie das anzustellen?, fragte Jaujard, der immer noch von dem Ausbruch des Generals benommen war.

Pleven hatte alles im Kopf durchgerechnet.

--- Indem wir einige Kernpunkte hervorheben. Erstens die japanischen Kriegsverbrechen in Asien. Sie sind mittlerweile gut dokumentiert und unbestreitbar. Zweitens ihr Bündnis mit Nazi-Deutschland. Und schließlich all der Schaden, den sie uns in Indochina zugefügt haben. Die Öffentlichkeit muss wissen, dass diese Sammlung eine angemessene Entschädigung für unsere enormen Verluste darstellt.

— Und was ist mit dem kulturellen Aspekt?, hakte Jaujard nach, der nicht aufgab.

— Aus kultureller Sicht werden wir erklären, dass diese westlichen Werke in ihren Ursprungsländern besser erhalten bleiben als in Japan, wo sie in einem vom Krieg verwüsteten und

mit dem Wiederaufbau beschäftigten Land Gefahr laufen, vernachlässigt zu werden.

De Gaulle nickte.

— Meine Herren, ich sehe, dass Sie die ganze Komplexität der Situation erfasst haben. Unser Treffen bleibt streng vertraulich. Es wird kein schriftliches Protokoll unserer Gespräche angefertigt. Ist das klar?

Anschließend verteilte er die Rollen.

— Maître Torrès, ich benötige den Auftragsentwurf innerhalb von höchstens 48 Stunden. Keine Minute länger. Pleven, erstellen Sie ein detailliertes Memorandum zu den finanziellen Auswirkungen mit einer präzisen Schätzung der erwarteten Gewinne. Jaujard, ermitteln Sie diskret die interessantesten Werke und erstellen Sie einen Plan für deren Verteilung an unsere wichtigsten nationalen Museen.

— General, welchen Termin haben Sie für die Unterzeichnung im Blick?, fragte Torrès, während er gedanklich bereits seinen Zeitplan plante.

— So schnell wie möglich. Jeder Tag, der vergeht, erhöht das Risiko, dass die Japaner versuchen, diese Werke in ein neutrales Land zurückzuführen. Oder dass sie andere Wege finden, sie aus unserem Besitz zu schmuggeln.

Er setzte sich wieder hin, wirkte entschlossen und verbarg hinter seiner zur Schau gestellten Entschlossenheit die Angst, die die internationalen Reaktionen in ihm auslösten.

— Sobald der Erlass unterzeichnet und im Amtsblatt veröffentlicht ist, stehen ihnen keine wirksamen Rechtsmittel mehr zur Verfügung.

— Und was, wenn die Erben von Matsukata den Fall noch vor unseren Gerichten anfechten?, hakte Torrès nach, der über die möglichen Komplikationen nachdachte.

De Gaulle zeigte daraufhin seinen grimmigen Gesichtsausdruck und enthüllte die Kälte, die sich hinter seinen patriotischen Ausbrüchen verbarg.

— Maître Torrès, stellen Sie sich die entscheidende Frage: Wer wird bereit sein, sie zu verteidigen? Welcher französische Anwalt wird den Mut haben, gegen die Interessen Frankreichs zugunsten ehemaliger Nazi-Verbündeter zu argumentieren? Sagen Sie mir ... Und selbst wenn sich jemand findet, der mutig genug ist, auf welcher Grundlage wird er das Urteil anfechten? Unser Urteil wird Gesetzeskraft haben.

Pleven nickte zustimmend: Der Ökonom in ihm genoss die Eleganz einer Operation, die viel Geld einbrachte, ohne etwas zu kosten.

--- Ihre Position wird sehr fragil sein. Und ein besiehtes Japan wird keinerlei Druckmittel gegen uns haben. Im Gegenteil, es wird Japan sein, das für seinen Wiederaufbau auf unser Wohlwollen angewiesen sein wird.

— Es gibt einen noch besseren Weg, fügte Torrès hinzu. Sollte es überhaupt Einwände geben, können diese nur von Anwälten kommen, die die Rechtmäßigkeit unseres Vorgehens in Frage stellen. Wir können argumentieren, dass eine Anfechtung einen Akt darstellt, der dem nationalen Interesse zuwiderläuft.

Die Bemerkung traf ins Schwarze. Selbst Jaujard, der anfangs skeptisch gewesen war, begann von der Robustheit des Systems überzeugt zu sein.

Das Treffen zog sich in die Länge. Jeder praktische Aspekt wurde genauestens geprüft: die Sicherung der Sammlung, ein detailliertes Inventar mit sicherem Transport ins Museumsdepot und eine sorgfältig geplante Kommunikation. Solche Details entscheiden über Erfolg oder Misserfolg eines Projekts.

Torrès legte sogar einen engen Zeitplan vor. Der Befehl sollte in der ersten Oktoberwoche unterzeichnet, die Gegenstände unmittelbar danach beschlagnahmt, eine vollständige

Inventarisierung bis Ende November abgeschlossen und die Gegenstände noch vor Weihnachten an die Museen übergeben werden.

— Und die Kosten?, fragte Pleven.

— Die Transport- und Versicherungskosten werden vom geschätzten Wert der Sammlung abgezogen, antwortete Torrès. Im Grunde finanzieren die Kunstwerke ihre eigene Beschlagnahmung.

— Perfekt, kommentierte de Gaulle. Eine Operation ohne Kosten, die uns Kunstwerke im Wert von mehreren hundert Millionen Francs einbringt.

Als Torrès das Thema der Inventur ansprach, nutzte Jaujard seine Chance. Er glaubte, den Schaden begrenzen und einen Anschein von Ethik in der Operation wahren zu können.

--- Um künftigen Streitigkeiten vorzubeugen, schlage ich vor, dass eine Bestandsaufnahme von einer gemeinsamen Kommission mit französischen und ausländischen Experten durchgeführt wird. Dies würde der Operation mehr Glaubwürdigkeit verleihen.

— Auf keinen Fall!, entgegnete de Gaulle scharf und brachte damit sein Misstrauen gegenüber jeglicher Kontrolle von außen zum Ausdruck. Wir werden keinem Ausländer das Recht einräumen, unsere Handlungen auf unserem Territorium zu kontrollieren. Die Bestandsaufnahme wird ausschließlich von französischen Experten durchgeführt.

— Das birgt jedoch die Gefahr, die internationale Glaubwürdigkeit zu beeinträchtigen, wandte Jaujard zaghaft ein. Andere Länder werden anfangen, Fragen zu stellen...

— Frankreichs internationale Glaubwürdigkeit bemisst sich nicht an den Meinungen einiger weniger ausländischer Experten, entgegnete de Gaulle. Sie bemisst sich an unserer Fähigkeit, unsere Interessen zu verteidigen.

Als sich die vier Männer an jenem Abend trennten, senkte sich die Oktoberdunkelheit über Paris. Sie hatten soeben den Grundstein für einen der skandalösesten Kunstraube der Neuzeit gelegt. Jeder kehrte mit seinem Anteil an der Verantwortung und seinen eigenen Rechtfertigungsmechanismen nach Hause zurück.

Diese Plünderung war umso perfider, als sie sich im Gewand republikanischer Legalität tarnte. Wie ein Einbrecher im Anzug mit Seidenkrawatte.

In den Gängen von Matignon gingen Sekretärinnen und Platzanweiser ihren gewohnten Tätigkeiten nach. Sie wussten nichts von der soeben getroffenen Entscheidung. Unwissenheit bewahrt das Gewissen.

Draußen, in den Straßen von Paris, kehrte das Leben allmählich zur Normalität zurück. Cafés und Theater öffneten wieder. Die Menschen konnten endlich wieder aufatmen. Niemand ahnte, dass in den stillen Büros der Republik gerade ein ziemlich unrühmliches Kapitel geschrieben worden war.

Am 5. Oktober 1944 wurde das Dekret planmäßig von de Gaulle persönlich unterzeichnet. Der Text ließ keinen Raum für Interpretationen. Sämtliches Eigentum japanischer Staatsangehöriger auf französischem Territorium wurde „im höheren Interesse der Nation“ vorsorglich beschlagnahmt.

Die Würfel waren gefallen. Der Matsukata-Fonds war soeben in das Netz eines unerbittlichen Mechanismus geraten, der ihn niemals wieder loslassen würde.

Im Archiv des Quai d'Orsay wurde eine Kopie des Erlasses in einem Ordner mit der Aufschrift „Japanische Angelegenheiten“ abgelegt. Weitere Kopien gingen an die zuständigen Ministerien. Jede Behörde erhielt ihre spezifischen Anweisungen, verfasst in der von Bürokraten so geliebten Geheimsprache. Denn jeder muss es verstehen, selbst wenn nichts explizit gesagt wird.

Unterdessen begannen die Geheimdienste, alle noch in Frankreich lebenden japanischen Staatsangehörigen zu überwachen. Jeder ihrer Schritte, ihre Kontakte und ihre Versuche, mit dem Ausland zu kommunizieren, wurden protokolliert. Das Ziel? Jegliche Aktionen zu verhindern, die die geplante Festnahme verzögern könnten.

Am Morgen des 8. Oktober, drei Tage nach der Unterzeichnung, trafen Spezialteams des Finanzministeriums im Hauptlager ein. Die Operation mit dem internen Codenamen „Herbsternte“ war mit militärischer Präzision geplant worden.

Im Rodin-Museum, wo an diesem Tag der Chefkurator Georges Grappe, gegen den wegen Kollaboration mit den Besatzern ein Ausweisungsbefehl vorlag, abwesend war, wurde Marcel Aubert um sieben Uhr morgens von zwei Beamten in Begleitung eines Gerichtsvollziehers in sein Büro vorgeladen.

Ein böses Erwachen.

Sein ganzes Berufsleben lang hatte er sich für die französisch-japanische Freundschaft eingesetzt, überzeugt davon, dass Kunst nationale Gegensätze überwinden könne. Als er mit ansehen musste, wie seine Bemühungen durch dieses Manöver zunichtegemacht wurden, verfiel er in eine tiefe Verzweiflung, die er nur schwer verbergen konnte.

— Herr stellvertretender Kurator, sagte der Missionsleiter zu ihm, wir sind gekommen, um die in Ihrem Haus gelagerten japanischen Waren zu inventarisieren und zu beschlagnahmen.

Selbstsicher überreichte er ein Dokument und verbarg hinter seiner Teilnahmslosigkeit eine echte Verlegenheit über Auberts offensichtliche Bestürzung.

— Hier ist die Anordnung, die uns dazu ermächtigt. Alles steht da, schwarz auf weiß.

Ein Leben, das der Kunst und der französisch-japanischen Freundschaft gewidmet war, zerbrach in wenigen Zeilen. Aubert erinnerte sich an Abende mit Matsukata, an denen sie über

Malerei diskutierten. Eine schmerzliche Sehnsucht nach einer Zeit, in der die Kunst die Menschen über ihre nationalen Unterschiede hinweg zu vereinen schien, überkam ihn.

— Meine Herren, begann er mit entschlossener Stimme, diese Werke wurden mir von einem persönlichen Freund anvertraut. Einem großen Kenner französischer Kunst. Herr Matsukata hat unserem Land gegenüber nie die geringste Feindseligkeit gehegt. Wir haben jahrelang gemeinsam etwas aufgebaut...

— Herr Aubert, unterbrach ihn der Beamte, wir sind nicht hier, um über die allgemeine Politik der Regierung zu diskutieren, sondern um sie umzusetzen.

Er schlug seinen Aktenkoffer zu, eine mechanische Geste, die es ihm erlaubte, Auberts Blick auszuweichen.

— Diese Güter gehören einem Staatsangehörigen eines Feindlandes. Sie fallen daher unter die Verordnung vom 5. Oktober 1944.

Der zweite Beamte, jünger und offensichtlich immun gegen künstlerische Argumente, meldete sich mit einem schroffen Tonfall zu Wort.

--- Herr stellvertretender Kurator, die Herkunft der Werke oder die guten Absichten ihres Besitzers sind irrelevant. Entscheidend ist der jetzige Besitzer. Und dieser ist Japaner. Haben Sie die Nuance verstanden? Die Debatte ist beendet.

Die Inventur begann sofort. Stundenlang arbeiteten die Experten ihre Listen durch, fotografierten jedes Werk und versiegelten alle Kisten. Ein akribisches und gnadenloses Vorgehen.

Aubert, der gezwungen war, die Operation mitanzusehen, musste mit ansehen, wie seine mühsame Arbeit in Rauch aufging. Jedes angebrachte Siegel war wie ein Nagel, der in den Sarg seiner Träume getrieben wurde. Er dachte an all die Ausstellungsprojekte, die er und Matsukata geplant hatten, an die Kulturuniversität, die sie gemeinsam aufbauen wollten.

Gegen Mittag unternahm er, angetrieben von einem Gefühl der Würde, einen letzten verzweifelten Schritt.

— Meine Herren, ich muss Herrn Hiōki, den Vertreter der Familie Matsukata in Paris, informieren. Er hat das Recht zu erfahren, was mit dem ihm anvertrauten Eigentum geschieht.

— Herr Hiōki wurde heute Morgen von unseren Diensten darüber informiert, erwiderte der Missionsleiter lakonisch und empfand einen Anflug von Mitleid mit der Naivität seines Gesprächspartners. Er hat keinen Zugriff mehr auf diese Werke.

Tatsächlich hatte Kōsaborō Hiōki in seiner kleinen Pariser Wohnung in der Rue de Babylone um acht Uhr Besuch von zwei französischen Polizisten erhalten. Er trank gerade seinen Tee, wie jeden Tag – ein Ritual, das ihn an seine Heimat erinnerte und ihm die Kraft gab, das Exil zu ertragen.

Hiōki verkörperte die ganze Würde der älteren japanischen Generation, die in Etikette und Selbstbeherrschung erzogen worden war. Doch angesichts des Zusammenbruchs seines Lebenswerks spürte er, wie seine Selbstbeherrschung schwand.

Ihm wurde nun der Zutritt zu den Lagereinrichtungen untersagt. Jeder Versuch, japanische Beamte oder ausländische Diplomaten zu kontaktieren, würde als verdächtige Handlung gewertet.

Verdächtiger. Das Wort klang seltsam. Er, ein Verdächtiger? Nach so vielen Jahren als Brücke zwischen den beiden Kulturen?

Er begriff, dass seine Mission zu Ende ging. In dem Französisch, das er sich während zahlreicher Aufenthalte in Europa angeeignet hatte und das er besser beherrschte als mancher Pariser, versuchte er, für eine Sache zu plädieren, von der er bereits wusste, dass sie verloren war.

— Herr Matsukata ist...

— Herr Hiōki, unterbrach ihn der ältere der beiden Beamten, wir befolgen lediglich die Anweisungen unserer Vorgesetzten. Wir sind nicht hier, um die getroffenen Entscheidungen zu

beurteilen. Es tut mir leid. Ihre persönliche Situation wird später von der zuständigen Abteilung geprüft.

Die rätselhafte Formulierung ließ ihn erschauern. Er begriff, dass er als unerwünschter Außenseiter galt. Vielleicht sogar als potenziell gefährlich. Die Demütigung war umso schmerzhafter, als sie in so scharfem Kontrast zu dem Respekt stand, den er in Pariser Künstlerkreisen genossen hatte.

Am selben Nachmittag begann der Transport der Kunstwerke in die Depots des Louvre und verschiedener anderer Museen. Militärlastwagen, eskortiert von Gendarmen, durchquerten diskret Paris mit ihrer wertvollen Fracht.

Die Operation wurde nicht öffentlich gemacht. Unangenehme Fragen wollte man besser vermeiden. Journalisten hatten ohnehin Wichtigeres zu tun; die Befreiung von Paris beherrschte noch immer die Gedanken aller.

Im Louvre überwachte Jacques Jaujard persönlich die Ankunft der ersten Kisten. Er konnte sich eines seltsamen, widersprüchlichen Gefühls nicht erwehren.

Einerseits die Begeisterung des Kurators angesichts seltener Meisterwerke, die die Nationalmuseen bereichern sollten. Monets, Rodins! Andererseits ein nagendes Unbehagen angesichts der Methoden, mit denen diese Schätze erworben worden waren. Jaujard versuchte sich einzureden, dass der Zweck die Mittel heilige, doch sein Gewissen ließ ihn nicht zur Ruhe kommen.

Während der Besatzungszeit hatte er so viele Kunstwerke vor den Nazis gerettet. Ganze Nächte hatte er damit verbracht, Leinwände in Kellern und Schlössern zu verstecken, um sie Göring zu entreißen. Er erinnerte sich an die Lastwagen, die mitten in der Nacht abfuhrten, an die stillschweigende Komplizenschaft. Und jetzt? Er beteiligte sich an einer Form organisierter Plünderung.

— Die Zeiten ändern sich, sagte er sich mit einem Groll, den er zu unterdrücken versuchte.

— Herr Direktor...

Sein Assistent öffnete vorsichtig eine Kiste, die ein Gemälde von Monet enthielt. Er wusste, was er in den Händen hielt, aber auch um die Vieldeutigkeit der Situation.

— ...wie sollten wir diese Werke katalogisieren?

Die Frage war von entscheidender Bedeutung. Sie bestimmte die Zukunft des gesamten Vorhabens und offenbarte die praktischen Bedenken, die die Verwaltung beschäftigten.

— Sie werden als „Vermögen unter vorsorglicher Beschlagnahme gemäß Anordnung vom 5. Oktober 1944“ klassifiziert. Über die endgültigen Eigentumsverhältnisse wird vorerst nichts gesagt. Wir werden sehen, wie sich die Dinge entwickeln.

— Und wie sieht es mit der öffentlichen Präsentation aus?

Der Stellvertreter wirkte ungeduldig, hin- und hergerissen zwischen Aufregung und Sorge. Verständlich, bei solchen Monets...

— Keine Ausstellung. Die Werke bleiben bis auf Weiteres eingelagert.

Jaujard seufzte. Er erinnerte sich an die Zeit, als er alles ausdrücken konnte, was er wollte, ohne sich tausend Fragen stellen zu müssen. Eine gesegnete Zeit verllorener Unschuld.

— Wir dürfen keinen Raum für mögliche Streitigkeiten lassen. Absolute Diskretion.

Unterdessen bereiteten Beamte am Quai d'Orsay Argumente für künftige Friedensverhandlungen mit Japan vor. In einem Dossier wurden akribisch alle Schäden aufgeführt, die Frankreich durch das japanisch-deutsche Bündnis erlitten hatte.

Die wirtschaftlichen Verluste in Indochina wurden auf 12 Milliarden Francs, die Schäden an französischen Interessen im Pazifik auf 5 Milliarden und die Kosten der militärischen Rückeroberung Indochinas auf 3 Milliarden geschätzt. Die immateriellen und kulturellen Schäden ließen sich nicht beziffern. Die gesamten Reparationszahlungen beliefen sich auf mindestens 20 Milliarden und überstiegen damit den geschätzten Wert der Sammlung bei Weitem.

Matsukatas Werke sollten den Preis für Pearl Harbor und das Bündnis mit Hitler zahlen. Obwohl ihr Besitzer damit nichts zu tun hatte. Obwohl er aus Liebe zur Kunst sammelte, nicht aus Kalkül.

Die buchhalterische Logik der Verwaltung ließ sich von psychologischen Nuancen nicht beirren.

Und außerdem, wer sollte die Konten überprüfen?

Am Abend des 8. Oktober 1944 erhielt de Gaulle einen detaillierten Bericht über die Operation. Alles war reibungslos verlaufen. In den französischen Museen war alles in Ordnung, der ehemalige japanische Wachmann wurde überwacht, und es waren noch keine Proteste am Quai d'Orsay eingegangen.

Der General überflog das Dokument. Er hatte andere Dinge im Kopf. Die Amerikaner, die Kommunisten...

— Perfekt. Wir müssen uns auf die nächste Phase vorbereiten. Diese vorübergehende Beschlagnahme muss in eine endgültige Übernahme umgewandelt werden. Natürlich so legal wie möglich.

In seiner kleinen Pariser Wohnung erfuhr Kōsaborō Hiōki telefonisch von der vollständigen Beschlagnahme. Eine anonyme Stimme, höflich, aber bestimmt, erklärte ihm, dass das Vermögen von Herrn Matsukata nun „vom französischen Staat geschützt“ sei.

Hiōki verspürte einen brodelnden Zorn. Da er gelernt hatte, Autoritäten zu respektieren, konnte er sich offenen Widerstand nicht vorstellen.

Am selben Abend schrieb er ein Telegramm nach Tokio:

„Sammlung vollständig von französischen Behörden beschlagnahmt Stopp Regierungsanordnung vom 5. Oktober 1944 Stopp Verzweifelte Lage Stopp Bitte um dringende Anweisungen Stopp Hiōki.“

Er las es dreimal. Dann viermal. Jedes Wort blieb ihm im Hals stecken. Jedes „Stopp“ ... Anstelle von Punkten oder traditioneller Interpunktion verwendet, klang es wie ein Totenglöckner für sein Lebenswerk.

Die Antwort würde niemals kommen.

Japan? Zerschlagen, ruiniert. Es war unmöglich, private Interessen im Ausland zu verteidigen, während das ganze Land darum kämpfte, seine Bevölkerung zu ernähren. Die Sammlung Matsukata war im Labyrinth der französischen Bürokratie verschwunden.

Wie so viele andere Dinge in dieser Welt, die zusammenbrach.

Weder Hiōki noch die französischen Protagonisten ahnten, dass sie damit einen brisanten Präzedenzfall geschaffen hatten. Zum ersten Mal nutzte ein demokratischer Staat seine eigenen Gesetze, um unter dem Vorwand des Krieges eine private Sammlung zu beschlagnahmen.

Die Matsukata-Affäre hatte gerade erst begonnen. Sie hatte eine vielversprechende Zukunft vor sich.

Drei Monate später, im Januar 1945. Die Kälte war beißend. Jaujard zog sich in die Reservate des Louvre zurück und suchte Trost in der Betrachtung der Werke angesichts seiner Fragen.

In den sorgfältig belüfteten Gewölbekellern türmten sich Matsukatas Meisterwerke. Ordnet, beschriftet, katalogisiert. Als

wären sie schon immer da gewesen. Doch Jaujard wusste genau, dass nichts mehr so sein würde wie zuvor.

Jaujard blieb vor „Das Schlafzimmer in Arles“ von Van Gogh stehen. Das Gemälde schien im künstlichen Licht zu atmen, fast lebendig in seinem vergoldeten Rahmen. Viel später sollte es eines Tages im Musée d'Orsay landen. Millionen von Besuchern würden es bewundern. Wie viele würden seine zweifelhafte Herkunft kennen?

In wenigen Wochen würden empörte Briefe eintreffen. Von japanischen Kunstexperten. Von Sammlern. Auch einige Franzosen. Alle würden von einem als Legalität getarnten Diebstahl sprechen.

„*Die Zeit wird urteilen*“, sagte er sich mit einem Fatalismus, der ihn nur halb überzeugte.

In Maignon unterzeichnete de Gaulle weitere Verordnungen; sein Geist wandte sich neuen Herausforderungen zu.

Der Stift kratzte über das Papier. Der Wiederaufbau des Landes erforderte es. Alle Mittel waren gerechtfertigt, selbst die fragwürdigsten. Er hatte schon vor langer Zeit gelernt, dass die Größe einer Nation nicht an ihren Skrupeln, sondern an ihrer Handlungsfähigkeit gemessen wird.

Skrupel? Für Friedenszeiten. Davon waren wir noch weit entfernt. Torrès seinerseits bereitete andere Fälle vor. Weitere Fälle der „Legalisierung“ von Feindeseigentum.

Ende 1944 hatte Frankreich andere Prioritäten als Herzensangelegenheiten.

In Tokio, inmitten der rauchenden Ruinen der Hauptstadt, dachte niemand mehr an die Matsukata-Sammlung.

Das Land hatte dringendere Sorgen, als um ein paar in Paris verlorene Gemälde zu trauern. Zuerst ging es ums Überleben. Ums Essen. Und um den Wiederaufbau.

Und so wechselten dreihundertfünfzig Meisterwerke den Besitzer. Ohne Lärm, ohne Gewalt. Allein durch die stille Kraft des republikanischen Rechts.

KAPITEL 3: DIE SCHLINGE ZIEHT SICH ZU

Paris, November 1944

Die Euphorie der Befreiung. Die unterschwellige Angst vor allem, was wiederaufgebaut werden musste. Paris leckte seine Wunden so gut es ging. Die ausgebrannten Gebäude waren immer noch ein Schandfleck. Bretter verbarrikadierten die zerbrochenen Schaufenster. Vor den Lebensmittelgeschäften bildeten sich lange Schlangen.

In der Rue de Rivoli, in den Räumlichkeiten der Staatseigentumsverwaltung, herrschte reges Treiben. In denselben Büros hatten Vichy-Kollaborateure nur wenige Monate zuvor akribisch die Plünderung jüdischen Eigentums organisiert. Neue Republik, neue Machthaber.

Bernard Dorival untersuchte die ersten Kisten, die gerade im Depot des Nationalmuseums für Moderne Kunst eingetroffen waren, wo er als Assistentzkurator unter Jean Cassou arbeitete. Er verkörperte jene Intellektuellen, die den Krieg überlebt hatten, ohne ihre Liebe zur Kunst zu verlieren, und die gleichzeitig eine patriotische Kulturauffassung vertraten.

Hinter seiner gelehrten Fassade verbarg sich eine Härte, die der Krieg offenbart hatte. Er hatte gelernt, das Ungerechtfertigte zu rechtfertigen, wenn die Umstände es erforderten, und dabei sein Gewissen durch einen Diskurs über das höhere Interesse der Kunst zu bewahren.

Ihm gegenüber stand Pierre Jacomet, der die Operation leitete. Der Direktor des Staatsvermögens kannte alle Details. Als Absolvent der École Normale Supérieure war er mit den Abläufen seiner Verwaltung bestens vertraut.

— Herr Dorival...

Jacomet deutete auf die Reihen von Kisten. Der riesige Lagerraum mit seinen Metallregalen wirkte wie eine Kathedrale der Lagerung. Er schlenderte zwischen den Kisten umher, den

Blick gierig, und freute sich schon auf die Anerkennung, die er für seine effiziente Betriebsführung ernten würde.

— Unsere Experten haben schon Schlimmeres gesehen, glauben Sie mir. Nun ja, in diesem Fall sprechen sie von einer buchstäblich phänomenalen Qualität.

Wissen Sie, während all der Kriegsjahre mussten wir mit ansehen, wie unsere nationalen Sammlungen gefährlich schrumpften. Die Bombenangriffe erledigten den Rest. Im Vergleich zu den großen amerikanischen oder britischen Institutionen wirken wir daher winzig.

Dorival machte aus seiner Begeisterung kein Geheimnis. Innerlich flüsterte ihm eine Stimme zu, dass die Umstände des Erwerbs im Vergleich zur Schönheit der Werke von geringer Bedeutung seien.

— Herr Direktor...

Er hielt inne und suchte nach den richtigen Worten.

— Dieser Erwerb ist ein Glücksfall angesichts unserer eklatanten Lücken im Bereich der modernen Kunst...

Er ging auf eine Kiste zu, legte seine Hand mit fast religiöser Ehrfurcht darauf, als suche er durch die Zwiesprache mit der Kunst Absolution.

--- Stellen Sie sich das nur vor! Endlich können unsere Museen mit den größten Institutionen der Welt mithalten!

— Sie sprechen von Erwerb, unterbrach Jacomet vorsichtig. Vergessen wir nicht, dass es sich offiziell um eine vorsorgliche Beschlagnahme handelt. Diese Werke gehören noch nicht dem französischen Staat. Seien wir vorsichtig mit unserer Wortwahl.

Dorival lächelte wissend.

— Da haben Sie sicherlich Recht, was die Form angeht. Aber unter uns gesagt ...

Er senkte die Stimme, verschwörerisch. Ein Schauer schuldbewusster Befriedigung durchfuhr ihn, als er die Unregelmäßigkeit ihres Vorhabens erwähnte.

--- Glauben Sie, de Gaulle würde sich eine solche Gelegenheit entgehen lassen? Diese Werke werden unsere nationalen Sammlungen bereichern, darauf wette ich. Es ist nur eine Frage der Zeit.

Jacomet nickte zustimmend. Er ging auf eine der größten Kisten zu. Mit chirurgischer Präzision öffnete er die Siegel. Äußerste Vorsichtsmaßnahmen. Mehrere Lagen Schutzgewebe.

--- Mal sehen...

Mit unendlicher Feinfühligkeit öffnete er die Verpackung.

Als das Gemälde erschien, waren sie sprachlos. Van Goghs Schlafzimmer in Arles. Die Leinwand strahlte in der intensiven Farbigkeit, die so charakteristisch für den niederländischen Meister war. Das unergründliche Blau des Bettes und der Wände verschmolz auf wunderbare Weise mit dem Gelb der Stühle und des Bodens.

Dorivals Stimme war erstickt.

— Es ist noch viel beeindruckender, als ich es mir beim Studium der Reproduktionen hätte vorstellen können. Sehen Sie sich nur diese pastosen Pinselstriche auf den Kissen an! Diese unmittelbare Intensität! Und die Komposition ... scheinbar einfach und doch unglaublich raffiniert. Ein Van Gogh dieses Kalibers in französischen Sammlungen! Ist Ihnen bewusst, was das für unser internationales Ansehen bedeutet?

— Und welchen Wert hätte dieses Stück allein auf dem Markt?

Dorival hob die Arme zum Himmel.

--- Ein solches Werk wird nicht auf dem normalen Markt verkauft, sondern weitergegeben. Es gehört zum Weltkulturerbe. Sollte es jemals versteigert werden – was einem Sakrileg gleichkäme –, würde der Erlös alle Vorstellungen übertreffen.

— Genau diese Botschaft muss öffentlich vermittelt werden. Diese Werke sind nicht bloße Kriegsbeute. Sie sind ein kulturelles Erbe, das Frankreich moralisch zu bewahren und der Welt zugänglich zu machen verpflichtet ist.

Die Inventur ging weiter. Eine Entdeckung jagte die nächste. Die Schätze, die Matsukata über Jahre leidenschaftlichen Sammelns geduldig zusammengetragen hatte, wurden enthüllt.

--- Sehen Sie!

Dorival betrachtete eine Leinwand, die gerade erst ausgepackt worden war.

— Cézannes *Montagne Sainte-Victoire*. Diese geometrische Kontur, die Analyse des provenzalischen Lichts ... Und Gauguins „*Die Frauen von Tahiti*“ mit jenen Ocker- und Zinnobertönen, die wie eine exotische Melodie erklingen ...

Nach Abschluss des letzten Falls der Serie schlug Jacomet einen vertraulichen Ton an.

— Dorival, ich muss Ihnen mitteilen, dass auf höchster Ebene einige Bedenken hinsichtlich der Art und Weise bestehen, wie wir... sagen wir mal, vorgegangen sind.

— Welche Art von Bedenken?

Jacomet senkte instinktiv die Stimme, als fürchtete er neugierige Ohren. Er hatte eine Vorliebe für Geheimnisse und Intrigen – ein Weg, wie jeder andere, der Monotonie seiner Pflichten zu entfliehen.

— Nun, am Quai d'Orsay fürchtet man die Reaktionen, die unsere... Aneignung hervorrufen könnte. Es werden Stimmen laut, die uns einer Art verkappter Plünderung bezichtigen, die den französischen Traditionen widerspricht.

— Welche Stimmen?

Dorivals Tonfall wurde härter, und er begann im Zimmer auf und ab zu gehen; seine Wut konnte eine unterschwellige Nervosität kaum verbergen.

— Karrierediplomaten, einige wenige akribische Rechtsexperten, Intellektuelle mit Verbindungen zur Kunstszene... Im Moment ist noch nichts wirklich organisiert, aber das könnte sich entwickeln.

Dorival setzte sich auf.

— Moment mal! Wir reden hier von einem Land, das im gesamten Pazifik eine aggressive Expansionspolitik verfolgte und ganze Gebiete der westlichen Zivilisation in der Region zerstörte. Und jetzt wollen sie uns vorwerfen, sie mit ihren Ressourcen zu entschädigen?

Er geriet in Wut, als ob ihn die Empörung von seinen eigenen Zweifeln befreite.

— Aber das ist eine angemessene Entschädigung!

— Im Grunde stimme ich Ihnen vollkommen zu, wiegelte Jacomet ab. Aber Sie wissen genauso gut wie ich, dass die öffentliche Meinung, insbesondere in der angelsächsischen Welt, anfällig für sentimentale Argumente sein kann, die die Realität verschleiern.

— Welche sentimental Argumente?

Dorivals Stimme verriet deutlich seine Verärgerung.

Jacomet zog einen imposanten Stapel Dokumente aus seiner Lederaktentasche. Er liebte diese Momente, in denen er die Informationen in Händen hielt, in denen er seinen Einfluss auf die Ereignisse einschätzen konnte.

— Unsere Dienststelle hat in den letzten Wochen mehrere Briefe der Familie Matsukata erhalten, die vom Roten Kreuz weitergeleitet wurden. Und Briefe von prominenten japanischen Persönlichkeiten aus der Kunstwelt, die, sagen wir mal, eindringlich für die Restitution plädieren.

Er entfaltete einen handgeschriebenen Brief in französischer Sprache.

— Sie betonen, dass Kōjirō Matsukata ein großer Kunstliebhaber und ein selbstloser Mäzen war und dass er seine Sammlung ausschließlich zu kulturellen und philanthropischen Zwecken aufgebaut hatte.

Dorival unterbrach ihn abrupt.

— Na und? Was ändern diese guten Absichten schon?

— Und so, fuhr Jacomet geduldig fort, könnten diese humanitären und kulturellen Argumente auf offene Ohren stoßen. Unsere Künstler, unsere Kunstkritiker, unsere Schriftsteller sind für solche Appelle empfänglich. Sie könnten unser Vorgehen als Verletzung der unantastbaren Rechte am künstlerischen Eigentum ansehen.

— Haben Sie konkrete Beispiele?

— Noch nicht öffentlich, aber in mehreren Pariser Salons sollen besorgniserregende Gespräche stattgefunden haben. Persönlichkeiten wie René Gimpel und Jean Cocteau sollen Bedenken geäußert haben.

Die Nachricht verblüffte Dorival. Gimpel und Cocteau... Nicht irgendwelche Leute. Seine Gewissheiten gerieten ins Wanken.

— In diesem Fall müssen wir die Initiative ergreifen. Wir müssen die Kommunikation rund um das Thema kontrollieren.

Ihr Gespräch wurde durch das diskrete Eintreffen von François Mathey unterbrochen. Der Diplomat des Außenministeriums öffnete vorsichtig die Tür. Er wirkte etwas nervös, was die Spannungen verriet, die in den Machtzentren brodelten.

— Meine Herren...

Er wartete, bis er aufgefordert wurde, fortzufahren.

— Ich bin hier, um Sie über die neuesten Entwicklungen in den Friedensverhandlungen mit Japan zu informieren, die direkte Auswirkungen auf den Fall Matsukata haben.

— Was gibt es Neues?

Jacomet deutete müde auf einen Sessel. Es war ein langer Tag gewesen, und die Verantwortung lastete schwer auf seinen Schultern.

Mathey setzte sich und holte mehrere versiegelte Umschläge hervor.

Die Amerikaner bereiten sich bereits auf die Kapitulation vor. Sie wollen in absehbarer Zeit eine allgemeine Friedenskonferenz organisieren, um über das Schicksal des besiegten Japans zu entscheiden. Die Konferenz soll in den kommenden Jahren stattfinden, voraussichtlich in San Francisco oder Washington. Sie wird zwangsläufig die entscheidende Frage der Kriegsreparationen behandeln.

Dorival beugte sich vor, seine Augen glänzten.

— Und wie lautet die offizielle Position Frankreichs zu diesen Reparationen?

— Genau das ist der Hauptgrund meines Besuchs.

Mathey schlug einen geheimnisvollen Ton an.

— Der Außenminister wünscht, dass wir unsere vollständige Forderungsliste rasch zusammenstellen. Die Matsukata-Sammlung fällt in diesen Rahmen.

— Wie gedenken Sie, ihre Integration zu rechtfertigen?

--- Wir werden die Sammlung als Reparation für den erheblichen Schaden übergeben, der Frankreich und seinen Bürgern durch die japanische Aggression und die Aktionen ihrer Verbündeten gegen unsere Interessen entstanden ist. Experten am Quai d'Orsay beziffern diesen Schaden derzeit. Sie kommen auf kolossale Summen.

— Können Sie uns eine ungefähre Vorstellung von der Größenordnung geben?

— Die ersten, noch vorläufigen Schätzungen betreffen hauptsächlich die Zerstörungen, die unseren im Pazifik lebenden

Staatsangehörigen zugefügt wurden, unsere gesunkenen Schiffe, unsere zerstörten Handelsbetriebe...

Mathey führte eine kurze Kopfrechnung durch.

— Die eingezogene Summe stellt im Vergleich zu dem tatsächlich erlittenen Schaden eine sehr bescheidene Entschädigung dar.

Dorival war regelrecht überglücklich, da er eine Bestätigung für seine eigenen Rationalisierungen fand.

--- Sehen Sie! Das ist keine willkürliche Plünderung oder unrechtmäßige Aneignung, sondern gerechte Wiedergutmachung. Die Werke gehören uns rechtmäßig als Kriegsreparationen!

Mathey dämpfte seine Begeisterung mit der Zurückhaltung eines erfahrenen Diplomaten. Er hatte schon zu viele Schicksalsschläge erlebt, um sich mitreißen zu lassen, und sein Misstrauen hatte ihn oft vor Rückschlägen bewahrt.

— Doch Vorsicht, noch ist nichts sicher. Wir werden entschieden mit unseren Verbündeten verhandeln müssen, insbesondere mit den Amerikanern, die möglicherweise eigene Vorstellungen von der Verteilung der für Reparationen verfügbaren japanischen Vermögenswerte haben.

--- Was meinen Sie damit?

Ein Hauch von Besorgnis schlich sich in Jacomets Stimme.

--- Ich meine damit, dass die Amerikaner den gesamten Pazifikraum tendenziell als ihre ausschließliche Einflussosphäre betrachten. Sie könnten daher unser Recht auf substanzielle Reparationen in der Region in Frage stellen und argumentieren, dass unsere Interessen dort ihren eigenen nachgeordnet seien.

— Und welche Möglichkeiten haben wir, diesem Einwand zu begegnen?

— Wir haben ein sehr stichhaltiges Argument vorbereitet.

Mathey gewann sein Selbstvertrauen zurück.

--- Erstens müssen wir unsere langjährigen Rechte und wirtschaftlichen Investitionen in verschiedenen Teilen des Pazifiks hervorheben. Zweitens müssen wir unsere menschlichen und materiellen Opfer im Krieg betonen: unsere gefallenen Soldaten, unsere massakrierten oder deportierten Zivilisten, unsere zerstörten Anlagen und unseren vernichteten Handel.

— Und wie sieht es mit dem kulturellen Aspekt aus?

Dorival konnte nicht anders, als sich einzumischen. Sein Fachgebiet bot ihm eine Plattform, um zu glänzen und seine Position zu rechtfertigen.

— Aus kultureller Sicht besteht das Ziel darin, die Sammlung als ein herausragendes Element des künstlerischen Erbes zu präsentieren, für dessen Erhaltung, Erforschung und Förderung Frankreich dank seiner langen Tradition und seiner weltberühmten Museen besonders qualifiziert ist.

Jacomet wirkte zufrieden.

— Die Argumentation erscheint mir gut aufgebaut.

Mathey beugte sich verschwörerisch nach vorn, sichtlich zufrieden mit seiner Wirkung.

--- Es gibt aber noch etwas Besseres. Man muss argumentieren, dass die Sammlung, die hauptsächlich Werke französischer und europäischer Künstler umfasst, gewissermaßen zu ihren Wurzeln zurückkehrt. Van Gogh, Gauguin, Cézanne, Rodin ... All diese Künstler wurden in Europa geboren, lebten und wirkten dort. Ihre Werke passen besser in europäische, insbesondere französische Museen, als nach Japan.

Diese Bemerkung elektrisierte Dorival: Es war genau die Absolution, auf die er gewartet hatte.

— Das ist ein schlüssiges Argument! Die Werke kehren gewissermaßen nach Hause zurück. Wir korrigieren lediglich eine Anomalie.

Die Diskussion wurde fortgesetzt. Mathey präsentierte die neuesten Informationen zur innenpolitischen Lage in Japan.

— Das Land ist völlig ruiniert, seiner Regierung bleibt kein Handlungsspielraum mehr.

— Und wie sieht es mit der öffentlichen Meinung in Japan aus?

--- Die japanische Öffentlichkeit ist vor allem mit dem täglichen Überleben beschäftigt. Hungersnot droht, Städte werden zerstört und die Wirtschaft liegt am Boden. Eine Sammlung europäischer Kunst gehört nicht zu ihren unmittelbaren Prioritäten.

— Und wie steht es mit den japanischen Intellektuellen? Den Künstlerkreisen?

Dorival gab nicht auf und versuchte, jedes Hindernis für ihr Vorhaben aus dem Weg zu räumen.

--- Sie starben entweder bei den Bombenangriffen oder wurden völlig zerschlagen. Das Japan der Vorkriegszeit wurde vom Konflikt hinweggeegt. Der Wiederaufbau wird Jahre dauern.

Gegen 19 Uhr, als die Novembernacht über Paris hereinbrach, beendeten die drei Männer endlich ihre lange Beratung. Sie hatten den Grundstein für eine umfassende Strategie gelegt, die die vorübergehende Beschlagnahme in eine dauerhafte Aneignung umwandeln sollte – eine Strategie, die umso wirkungsvoller war, als sie auf scheinbar unwiderlegbaren Argumenten beruhte.

— Meine Herren...

Jacomet stand zufrieden auf und genoss die Genugtuung über eine gut geleistete Arbeit.

— ...Ich glaube, wir haben alle notwendigen Elemente. Mathey, ich zähle darauf, dass Sie unsere Maßnahmen eng mit denen des Quai d'Orsay abstimmen. Dorival, führen Sie die Inventarisierung fort und bereiten Sie die Integration dieser Werke in unsere nationalen Sammlungen vor.

In den darauffolgenden Wochen sprach die französische Presse von der „japanischen Sammlung“, die die Bestände unserer nationalen Museen bereicherte. Die Öffentlichkeit war darauf vorbereitet, dass diese Werke nun zum französischen Kulturerbe gehörten.

Sorgfältig verfasste Artikel erschienen in Fachzeitschriften. Sie erklärten, Frankreich sei dazu bestimmt, diese Meisterwerke zu beherbergen und zu fördern. Etablierte Journalisten verkündeten, diese Werke würden in französischen Museen besser erhalten und erforscht werden als in Japan.

In Tokio, einer Stadt, die größtenteils in Trümmern lag, verfolgte der schwerkranke Kōjirō Matsukata die Entwicklung der französischen Lage mit zunehmender Besorgnis.

In seinem Haus in Kamakura, das wie durch ein Wunder von den amerikanischen Bombenangriffen verschont geblieben war, betrachtete der Patriarch die wenigen Werke, die er in Japan behalten hatte. Diese Gemälde und Skulpturen, Zeugnisse seiner lebenslangen künstlerischen Leidenschaft, führten ihm auf grausame Weise das Ausmaß seines Verlustes vor Augen.

— Vierzig Jahre Sammelleidenschaft...

Er flüsterte seiner Tochter Hana zu, die ihn hingebungsvoll bewachte. Seine Stimme zitterte leicht.

— ...vierzig Jahre Reisen durch Europa, Begegnungen mit Künstlern, Verhandlungen mit Händlern... All das nur, um mitanzusehen zu müssen, wie meine Werke von einem Staat beschlagnahmt werden, der sich selbst als zivilisiert bezeichnet...

Hana, die die künstlerische Leidenschaft ihres Vaters geteilt hatte, versuchte ihn zu trösten. Doch sie glaubte ihm nur halb. Tief in ihrem Inneren wusste sie es bereits.

— Vater, vielleicht ist dies nur vorübergehend. Wenn der Frieden zurückkehrt, wenn die Beziehungen normalisiert sind,

wird Frankreich sein Fehlverhalten eingestehen und Ihre Sammlung zurückgeben...

Der alte Mann schüttelte traurig den Kopf. Er war immer geistig klar gewesen. Zu klar.

— Nein, meine Tochter. Ich weiß, wie Regierungen funktionieren. Wenn sie etwas Wertvolles haben, lassen sie es nicht mehr los. Meine Werke sind für immer für unsere Familie verloren.

Seine mit so viel Liebe erworbenen Werke waren zu Spielfiguren in einem rücksichtslosen Spiel geworden, das sie aus seinem Familienerbe verschwinden lassen würde.

Noch schwerwiegender war, dass der Fall einen wichtigen Präzedenzfall im internationalen Kunstrecht schuf.

Dieser Präzedenzfall würde Schule machen und viele weitere Plünderungen inspirieren. Jedes Mal wurden sie mit denselben respektablen Argumenten untermauert: Gerechtigkeit, überlegenes kulturelles Interesse, Rückbesinnung auf künstlerische Quellen.

Am Quai d'Orsay war eine Spezialeinheit unter der Leitung eines erfahrenen Diplomaten eingerichtet worden, um sich dieser heiklen Angelegenheit anzunehmen. Ihr Ziel war klar: die faktische Aneignung in einen offiziellen Sieg umzuwandeln.

— Die Kunst der Diplomatie, erklärte der Leiter der Einheit seinen Kollegen, besteht darin, unsere nationalen Interessen im Gewand des Völkerrechts zu verschleiern. Wir nehmen nicht, wir holen zurück. Wir beschlagnahmen nicht, wir reparieren. Wir plündern nicht, wir bringen westliche Kunst in ihr Ursprungsland zurück.

Eine geistreiche Formulierung. Er war stolz darauf und genoss seinen semantischen Kniff, der Diebstahl in einen Akt der Gerechtigkeit verwandelte.

Diese Rhetorik wurde bald von allen beteiligten französischen Akteuren übernommen. In der Kommunikation und in

autorisierten Presseartikeln tauchte immer wieder dasselbe Vokabular auf: „Restitution“, „Wiedergutmachung“, „rechtmäßige Rückkehr“, „Gerechtigkeit“.

Am bemerkenswertesten war, wie schnell sich die Terminologie in allen relevanten Kreisen etablierte. Museumskuratoren sprachen von der „Repatriierung“ der Werke. Juristen erwähnten eine „Regularisierung“ der Situation. Diplomaten sprachen von einer „Normalisierung“ der kulturellen Beziehungen.

Niemand sprach mehr das Wort „Konfiszierung“ aus; es war zum Tabu geworden.

Der Bedeutungswandel war kein Zufall. Er war das Ergebnis einer sorgfältig geplanten Kommunikationsstrategie. Es waren präzise Anweisungen gegeben worden: Jegliches Vokabular, das eine erzwungene Aneignung suggerieren könnte, sollte vermieden, neutrale Begriffe bevorzugt und die kulturellen und pädagogischen Aspekte der Operation hervorgehoben werden.

Innerhalb weniger Monate hatte sich die Matsukata-Affäre in den Augen der französischen Öffentlichkeit zu einer Erfolgsgeschichte entwickelt. Frankreich hatte es geschafft, seine Interessen zu verteidigen und gleichzeitig sein künstlerisches Erbe zu bereichern. Jegliche mögliche Kritik wurde von einem Chor des Lobes übertönt.

Nur wenige abweichende Stimmen in Pariser Intellektuellenkreisen äußerten weiterhin Zweifel. Doch ihre Stimmen wurden von der offiziellen Version leicht unterdrückt, zumal die meisten Franzosen über die Details der Affäre überhaupt nicht informiert waren.

René Gimpel selbst, der anfangs zögerte, schloss sich schließlich der Position der Regierung an. Gesellschaftlicher Druck und sein eigener weltlicher Ehrgeiz hatten seine Bedenken überwunden: *„Diese Werke finden ihre wahre geistige Heimat in Frankreich. Kunst hat keine Nationalität, aber sie hat ein auserwähltes Land.“*

Seine Äußerung auf einer öffentlichen Konferenz sorgte für großes Aufsehen. Die letzten Überreste des Widerstands brachen nach und nach zusammen.

Jean Cocteau, fasziniert von der Idee, Van Goghs Meisterwerke im Louvre ausgestellt zu sehen, gab seine anfänglichen Einwände auf. Kunstkritiker, angelockt von der Aussicht, zuvor unzugängliche Werke eingehend zu studieren, wurden zu begeisterten Unterstützern.

Der Reiz Van Goghs. Unwiderstehlich, selbst für die zartesten Gewissen.

Ende Dezember 1944 war die Operation im Inland abgeschlossen. Alle Werke wurden inventarisiert, eingelagert und administrativ in die nationalen Sammlungen integriert. Es gab keine weiteren französischen Stimmen, die die Aneignung anfochten.

Die verbleibende Aufgabe bestand darin, den Sieg auf internationaler Ebene zu festigen. Dies war die größte Herausforderung, da es notwendig war, die Alliierten von der Richtigkeit der französischen Position zu überzeugen.

Die ersten inoffiziellen Kontakte mit Washington waren vielversprechend. Die Amerikaner, die mit den Vorbereitungen für das Ende der Kampfhandlungen und den Wiederaufbau Asiens beschäftigt waren, hatten wenig Zeit, sich mit der Angelegenheit zu befassen. Sie sahen keine größeren Einwände dagegen, dass Frankreich Werke französischer Künstler zurückerhielt, die von einem japanischen Sammler erworben worden waren.

Die Darstellung der Fakten, so einseitig sie auch gewesen sein mag, hatte den Vorteil der Klarheit. Van Gogh war Europäer, Gauguin und Rodin waren Franzosen... Es war logisch, dass ihre Werke in Europa und nicht in Japan aufbewahrt wurden.

Die Briten, die traditionell um Fragen des Privateigentums besorgt waren, verhielten sich zurückhaltender.

Ihre Einwände betrafen jedoch eher die Form als den Inhalt. Sie wollten, dass das französische Verfahren den Anschein peinlich genau wahrte.

„Überhaupt kein Problem“, antworteten die französischen Diplomaten zuversichtlich. „Wir werden uns strikt an das Gesetz zur Kriegsreparation halten. Alles wird korrekt ablaufen.“

Die Versicherung reichte aus, um London zu beruhigen, insbesondere da die Briten selbst ähnliche Operationen mit deutschen Waren auf ihrem Territorium durchgeführt hatten.

Anfang 1945 war die französische Position somit auf allen Ebenen gefestigt. Innenpolitisch genoss sie einhellige Unterstützung, und die Alliierten erhoben keine unüberwindlichen Einwände. Lediglich Japan hätte protestieren können, doch Japan existierte nicht länger als unabhängiger Akteur.

War die Matsukata-Affäre damit beendet? Keineswegs. Sie trat erst in ihre längste Phase ein: die der nachträglichen Rechtfertigungen und Kompromisse mit der Realität.

Denn früher oder später würde es notwendig sein, der Welt zu erklären, wie und warum die Französische Republik das Eigentum einer Privatperson enteignet hatte, deren einziges Verbrechen darin bestand, Japaner zu sein.

Doch während Europa sich langsam vom verheerendsten Krieg seiner Geschichte erholte, spielten moralische Erwägungen zunächst eine untergeordnete Rolle. Das Wesentliche war erreicht: Frankreich besaß eine der bedeutendsten Sammlungen moderner Kunst weltweit.

Ob die Sammlung von einem japanischen Gönner zusammengetragen, in gutem Glauben erworben oder gewaltsam beschlagnahmt worden war, all das gehörte nun der Vergangenheit an. Geschichte wurde, wie immer, von den Siegern geschrieben.

Und die Gewinner waren in diesem Fall die französischen Konservativen, deren Museen mit Meisterwerken bereichert wurden, die französischen Diplomaten, die nationale Interessen verteidigen konnten, die französischen Führer, die eine militärische Niederlage in einen kulturellen Sieg verwandeln konnten.

Nur die Verlierer, ein alter, kranker Aristokrat in seinem Haus in Kamakura und seine trauernde Familie, verstanden den wahren menschlichen Preis dieser „Plünderung“.

In den Pariser Salons sprach man bereits voller Vorfreude über zukünftige Ausstellungen.

— Können Sie das glauben? Ein Van Gogh im Louvre!

Die High Society rieb sich die Hände. Kunstkritiker verfassten ihre überschwänglichen Rezensionen. Kunststudenten stellten sich vor, sie könnten diese mythischen Werke aus nächster Nähe studieren.

Niemand fragte sich, woher sie kamen. Oder besser gesagt, die Leute zogen es vor, sich diese Frage nicht allzu oft zu stellen.

Dorival hatte seinerseits begonnen, die Räume des Nationalmuseums für Moderne Kunst neu zu ordnen. Er hatte eine genaue Vorstellung von der Anordnung der Gemälde, der idealen Beleuchtung, die Van Goghs Farben optimal zur Geltung bringen würde, und dem perfekten Platz für Rodins Skulpturen. Für ihn ging damit sein Traum als Kurator in Erfüllung.

Er hinterfragte ihren Ursprung nicht länger. Oder falls doch, dann nur sehr kurz, bevor er sich etwas anderem zuwandte.

Jacomot seinerseits kümmerte sich um die letzten Details. Jedes Werk musste erfasst, katalogisiert und in das nationale Inventar aufgenommen werden.

Mathey setzte seinen Pendelverkehr zwischen Paris und den Hauptstädten der Alliierten fort. Es war notwendig, den Druck

aufrechtzuerhalten, um sicherzustellen, dass niemand die französischen Erfolge in Frage stellen würde.

In Japan wurde Matsukata von Tag zu Tag schwächer. Die Nachrichten, die ihn aus Frankreich erreichten, verstärkten seine Verzweiflung nur noch.

Seine Tochter Hana gab ihr Bestes, die Hoffnung nicht zu verlieren. Sie schrieb unzählige Briefe an die französischen Behörden, bat inständig um Hilfe für ihren Vater und bekräftigte seine guten Absichten und seine aufrichtige Liebe zur westlichen Kunst. Doch ihre Briefe gingen im Labyrinth der französischen Bürokratie verloren. Als sie endlich ihr Ziel erreichten, wurden sie ohne weitere Bearbeitung abgelegt. Manchmal wurden sie nicht einmal gelesen. Für die emotionalen Turbulenzen der Japaner blieb nicht genug Zeit.

Die Maschine war in Bewegung. Nichts konnte sie jetzt noch aufhalten.

In wenigen Monaten, höchstens einigen Jahren, würde die Matsukata-Sammlung in französischem Besitz sein. Kunstwissenschaftler würden Abhandlungen über diese nach dem Krieg „erworbenen“ Werke verfassen. Fremdenführer würden die Wunder des französischen Kulturerbes preisen. Schulkinder würden erfahren, dass Frankreich eine der bedeutendsten Sammlungen impressionistischer Kunst weltweit besitzt.

Und niemand würde sich an diesen Japaner erinnern, der den Wahnsinn besaß, die Kunst so sehr zu lieben, dass er sein Vermögen dem Sammeln von Kunst widmete.

Diese Ära würde Kōjirō Matsukata auslöschen. Nur seine Werke würden bleiben, nun für immer französisch.

Oder fast.

KAPITEL 4: DIE GEHEIMVERHANDLUNGEN

San Francisco, Sommer 1951

Im Sommer 1951 herrschte im Fairmont Hotel in San Francisco reges Treiben. Das Luxushotel auf dem Nob Hill beherbergte seit Wochen Delegationen aus 51 Nationen, die gekommen waren, um den Friedensvertrag auszuhandeln, der den Pazifikkrieg beenden sollte. Zumindest offiziell.

Hinter dem Pomp und den schönen Reden über Versöhnung sehnte sich jeder nach seinem Anteil an der Beute. Sechs Jahre nach Hiroshima und Nagasaki mussten die Überreste des Japanischen Kaiserreichs aufgeteilt werden. Der Appetit war unersättlich, auch wenn es niemand offen auszusprechen wagte.

Im Laurel Room im fünften Stock boten die Fenster einen freien Blick auf die Bucht und die Insel Alcatraz. Vier Männer hatten sich um einen langen Tisch versammelt. Der Zweck ihres Treffens? „Kriegsreparationen“. Die Realität sah jedoch weitaus düsterer aus: Es ging um die Finalisierung von Artikel 14 des künftigen Vertrags, der festlegen sollte, wer welche der über die Welt verstreuten japanischen Vermögenswerte erhalten würde.

Maurice Schuman verkörperte den französischen Nachkriegswillen. Als Außenminister und ehemaliges Mitglied der Résistance gehörte er einer Generation an, die alles erlebt hatte und fest entschlossen war, Frankreich seinen rechtmäßigen Platz zurückzugeben. Seine Dokumente waren mit handschriftlichen Notizen übersät. Er trug die Wunden einer gedemütigten Nation in sich, und hinter seiner diplomatischen Fassade verbarg sich ein unstillbarer Durst nach Rache. Er hatte im Schatten der Niederlage von 1940 gelebt, und jede Verhandlung bot ihm die Gelegenheit, sein ramponiertes Image wiederherzustellen. Seine Höflichkeit verbarg kaum eine unnachgiebige Entschlossenheit, die in der Résistance

geschmiedet worden war, wo Kompromisse oft auf Kosten von Menschenleben gingen.

Ihm gegenüber saß John Foster Dulles, in Gedanken versunken. Präsident Trumans Sonderbeauftragter, Eisenhowers zukünftiger engster Vertrauter, wusste, dass die in diesem Raum getroffenen Entscheidungen von entscheidender Bedeutung sein würden. Als studierter Jurist war er mit den Feinheiten des Völkerrechts bestens vertraut. Für ihn mussten moralische Erwägungen den politischen Notwendigkeiten weichen. Er hatte in den Korridoren Washingtons gelernt, dass Sentimentalität in Staatsangelegenheiten keinen Platz hatte. Seine ungerührte Miene verbarg jedoch eine tiefe Besorgnis über den Aufstieg des Kommunismus in Asien.

Sir Oliver Franks, zu seiner Rechten, verteidigte die britischen Interessen mit der Freundlichkeit, für die das Außenministerium bekannt war. Als Veteran der City und Whitehalls navigierte er gekonnt durch die komplexen Gegebenheiten von Handel und Geostrategie. Die Briten waren bestrebt, Japan, einen zukünftigen Verbündeten gegen die Sowjets, zu beschwichtigen und gleichzeitig ihre wirtschaftliche Position in Asien zu sichern. Franks verkörperte die britische Kunst, das Unvereinbare zu vereinen. Seine elegante Kleidung und seine tadellosen Manieren verbargen eine Schärfe, die er sich in seinen Jahren in den Londoner Finanzkreisen angeeignet hatte. Er wusste, dass das Britische Empire im Niedergang begriffen war, und jede Verhandlung war ein verzweifelter Versuch, Londons Einfluss zu bewahren.

Shigeru Yoshida stand den drei westlichen Vertretern gegenüber und wirkte wie ein Mann resignierter Niederlage. Der japanische Premierminister trug die Last eines besetzten Landes mit Würde. Als ehemaliger Botschafter kannte er die Spielregeln. Doch sein Handlungsspielraum war praktisch nicht vorhanden. Japan war unter amerikanischer Führung nicht in der Lage zu verhandeln. Hinter seiner kultivierten Fassade verbarg Yoshida tiefe

Bitterkeit. Als Diplomat der alten Schule hatte er stets an die Vorzüge von Verhandlungen geglaubt. Nun musste er für Fehler büßen, die nicht seine eigenen waren, um ein Land zu verteidigen, dessen militaristische Führung alle Hoffnungen auf friedliche Größe zerstört hatte.

Alle wussten, dass hinter der leeren Rhetorik Tausende japanischer Waren verstreut wurden, darunter die Matsukata-Sammlung, die Paris sieben Jahre lang fasziniert hatte.

Dulles durchbrach die Stille. Seine Stimme klang müde; wochenlange, sich wiederholende Verhandlungen hatten seine Geduld erschöpft.

— Herr Schuman, ich muss Ihnen gestehen, dass Ihre Position zum japanischen Privateigentum uns vor einige Schwierigkeiten stellt. Die Truman-Regierung möchte Japan zu einem verlässlichen Verbündeten gegen die Kommunisten machen. Ein zu hartes Vorgehen birgt die Gefahr, in der japanischen Bevölkerung Unmut hervorzurufen. Das wäre kontraproduktiv.

Schuman antwortete mit einem Lächeln, das nichts von seinen wahren Absichten verriet. Er hatte gelernt, seine Gedanken zu verbergen.

--- Herr Dulles, ich möchte Sie an einige Fakten erinnern, die in der Euphorie der Versöhnung mitunter in Vergessenheit geraten. Frankreich erlitt durch die japanische Aggression in Indochina erhebliche materielle und menschliche Verluste. Ganz zu schweigen von der japanischen Kollaboration mit Nazi-Deutschland. Unsere Ansprüche respektieren das Völkerrecht, eben jenes Recht, zu dessen Entwicklung die Vereinigten Staaten nach 1918 beigetragen haben.

Der französische Minister wusste insgeheim, dass Frankreich hart durchgreifen musste, um nicht eine zweitrangige Macht zu bleiben. Die Demütigung von 1940 verfolgte ihn noch immer, und jedes Zugeständnis, das er ehemaligen Feinden abtrotzte, war für ihn eine kleine Rache an der Vergangenheit.

Er öffnete einen Pappordner vor sich, der mit „Vertraulich – Schäden in Indochina“ beschriftet war.

--- Unsere Dienste schätzen den Schaden auf über zwanzig Milliarden Franken. Zerstörung der Infrastruktur, Produktionsausfälle, Massaker an französischen Zivilisten ... die Liste ließe sich fortsetzen. Es ist nur gerecht, dass wir einen Teil dieser Summen in Form japanischer Vermögenswerte auf unserem Territorium zurückerhalten.

Sir Oliver schaltete sich mit typisch britischer Eleganz ein. Doch seine Bemerkungen waren weniger harmlos, als sie schienen.

— Wir alle wollen Japan zu einem Bollwerk gegen den sowjetischen Expansionismus in Asien machen. Das erfordert eine gewisse... Großmut unsererseits.

Franks wog jedes Wort ab. Hinter seiner freundlichen Fassade brodelte tiefe Frustration. Das Britische Weltreich zerfiel, und er musste mit Amerikanern verhandeln, die ihre Bedingungen diktieren. Er, der die Pracht des viktorianischen Empires erlebt hatte, musste dessen Niedergang hilflos mitansehen. Jede Verhandlung erinnerte ihn daran, dass London nun nur noch ein Juniorpartner Washingtons war.

Er wandte sich an Yoshida.

— Des Weiteren möchten wir, Herr Premierminister, Ihre Position zum Thema Privateigentum erfahren.

Yoshida hatte dem Gespräch zugehört und jedes Wort abgewogen. Er sprach mit der äußersten Vorsicht eines Regierungschefs eines besetzten Landes. Seine Stimme trug die Last seiner ganzen Desillusionierung. Sein ganzes Berufsleben lang hatte er an die westliche Zivilisation geglaubt, an ihre Werte von Gerechtigkeit und Fairness. Der Krieg hatte ihn desillusioniert und ihm gezeigt, dass Demokratien genauso rücksichtslos sein können wie autoritäre Regime, wenn es um ihre Interessen geht.

--- Meine Herren, die japanische Regierung erkennt die Berechtigung Ihrer Forderungen nach Kriegsreparationen an. Wir sind bereit, die Verantwortung für die Schäden zu übernehmen, die durch die aggressive Politik unseres Landes zwischen 1937 und 1945 verursacht wurden.

Er versuchte, Einspruch zu erheben, ohne den Willen der Sieger in Frage zu stellen. Er, der sich für Mäßigung eingesetzt hatte, musste mitansehen, wie sein Land von Männern zerstückelt wurde, die sich hinter Tugend versteckten.

— Allerdings muss zwischen japanischem Staatseigentum, das rechtmäßig als öffentliche Wiedergutmachung konfisziert werden kann, und dem Privateigentum unserer Staatsangehörigen unterschieden werden, das nach westlichen Rechtstraditionen einen anderen Status hat.

Die respektvoll vorgetragene Bemerkung ließ Étienne Vasseur erschauern. Der französische Abgeordnete kannte die Angelegenheit in- und auswendig; genau deshalb war er ausgewählt worden. Vasseur trug den unerfüllten Ehrgeiz eines Mannes in sich, der auf das höchste Amt gehofft, sich aber mit Nebenrollen zufriedengegeben hatte. Dies kompensierte er durch übertriebenen Eifer bei der Erfüllung seiner Pflichten.

--- Herr Premierminister, diese Unterscheidung ist nicht so eindeutig, wie Sie behaupten. Es gibt zahlreiche Fälle, in denen offiziell privates Eigentum zur Finanzierung der Kriegsanstrengungen Ihres Landes genutzt oder durch Gewinne aus Ihren militärischen Eroberungen erworben wurde. Nehmen wir ein konkretes Beispiel: Die berühmte Sammlung westlicher Kunst von Kōjirō Matsukata befindet sich derzeit in Frankreich, wo sie seit 1944 rechtmäßig beschlagnahmt ist.

Yoshida schmolte. Ein Hauch von Verärgerung schwang in seiner Stimme mit, den er nicht länger verbergen konnte.

— Herr Vasseur, wollen Sie damit andeuten, dass sämtliches japanisches Privateigentum verdächtig wäre und beschlagnahmt

werden könnte, weil es zu unseren Kriegsanstrengungen beigetragen hat?

— Nein, wir betreiben keine Politik der willkürlichen Beschlagnahmung, erwiderte Vasseur mit einer gespielten Freundlichkeit, die niemanden täuschte. Was die Matsukata-Sammlung betrifft, so wurde sie von einem Industriellen zusammengetragen, dessen Stahl- und Schiffbauunternehmen maßgeblich zum japanischen Kriegseinsatz beitrugen. Matsukata leitete die Kawasaki-Werften, die einen beträchtlichen Teil Ihrer Kriegsflotte bauten. Mehrere Schlachtschiffe und Flugzeugträger, die an Pearl Harbor und den Pazifikkriegen teilnahmen, stammten aus seinen Werften. Es ist daher durchaus berechtigt anzunehmen, dass sein Privatvermögen und somit auch seine Kunstsammlung den Gewinnen der Rüstungsindustrie zu verdanken sind.

Die Argumentation offenbarte das ganze Ausmaß von Vasseurs Sophistik. Er war ein Meister darin, Annäherungen in Gewissheiten und Korrelationen in Kausalzusammenhänge umzuwandeln.

Der Streit sorgte für Aufsehen. Dulles sah sich gezwungen einzugreifen, weniger aus Sympathie für die Japaner als vielmehr aus Sorge um den Erhalt des regionalen Gleichgewichts.

— Herr Vasseur, wie ist der aktuelle Stand der von Ihnen erwähnten Sammlung?

Schuman, der anstelle von Vasseur antworten wollte, wandte sich an einen seiner Berater, der ihm eine eigens für diesen Anlass verfasste vierseitige Notiz aushändigte.

--- Herr Dulles, diese einzigartige Sammlung wurde von den französischen Behörden gemäß der Verordnung vom 5. Oktober 1944 über Feindeseigentum rechtmäßig beschlagnahmt. Sie umfasst mehrere hundert unschätzbare Werke westlicher Kunst.

— Und Sie sind der Ansicht, dass es als Kriegsreparation konfisziert werden sollte?, fragte Sir Oliver.

— Genau, bestätigte Schuman. Es stellt eine gerechtfertigte Wiedergutmachung angesichts des beträchtlichen Schadens dar, der Frankreich entstanden ist. Darüber hinaus ist es logisch, dass diese Werke französischer oder europäischer Künstler auf ihrem Ursprungskontinent verbleiben.

Der französische Minister stellte sein ganzes rhetorisches Geschick unter Beweis. Hinter seinen Argumenten stand eine feste Überzeugung. Frankreich hatte das Recht, ja die Pflicht, zurückzuerlangen, was es durch Krieg und Besatzung verloren hatte. Für Schuman waren ethische Gebote ein Luxus, den sich nur die letztendlichen Sieger leisten konnten.

Yoshida protestierte mit für einen so besonnenen Diplomaten ungewöhnlicher Vehemenz. Seine letzten Illusionen über die Integrität des Westens waren soeben zerbrochen.

— Meine Herren, ich muss Sie an einige wesentliche Fakten erinnern. Matsukata war ein großer Liebhaber westlicher Kunst, ein aufgeklärter Mäzen, der seine Sammlung zu rein kulturellen Zwecken aufgebaut hatte.

Dem japanischen Premierminister wurde klar, dass er Zeuge des Triumphs der Gewalt über das Recht wurde, ungeachtet aller juristischen Spitzfindigkeiten, die diesen Triumph verschleierten. Er, der sein Leben lang an die Vorzüge der Diplomatie geglaubt hatte, erkannte nun deren wahres Wesen: einen Machtkampf, getarnt als Ideenaustausch.

Vasseur verzog das Gesicht zu einer ironischen Miene, die Bände darüber sprach, was er dachte.

— Herr Premierminister, die guten Absichten von Herrn Matsukata, so respektabel sie auch sein mögen, ändern leider nichts an der objektiven Tatsache, dass seine Sammlung dank der Gewinne der Schwerindustrie aufgebaut wurde, die dann massiv Ihrem Militärapparat gegen westliche Demokratien diente.

Er beugte sich mit einem aufgesetzten Mitleid zu Yoshida. Vasseur genoss diesen Moment der Überlegenheit. Während

seiner gesamten Karriere hatte er sich denen beugen müssen, die mächtiger waren als er. Nun hatte er endlich die Gelegenheit, diese Autorität auszuüben.

--- Frankreich fordert lediglich im Rahmen der Reparationszahlungen zurück, was ihm rechtmäßig zusteht. Es hegt keinerlei persönliche Feindseligkeit gegenüber Herrn Matsukata.

Die wahren Hintergründe der Verhandlungen wurden immer deutlicher. Dulles, der das Gleichgewicht der Konferenz wahren wollte, versuchte, die Diskussion in eine andere Richtung zu lenken. Der Amerikaner wurde zunehmend ungeduldig. Diese europäischen Streitereien um kulturelles Prestige erschienen ihm angesichts der Herausforderungen des aufkommenden Kalten Krieges trivial.

— Meine Herren, ich schlage vor, dass wir das Problem aus einem konkreteren Blickwinkel betrachten. Die eigentliche Frage ist, ob Artikel 14 des Vertrags den Alliierten das Recht einräumen sollte, sämtliches japanisches Eigentum auf ihrem Territorium zu konfiszieren, oder ob es angemessen ist, Unterscheidungen je nach Art dieses Eigentums vorzunehmen.

Schuman nutzte die Gelegenheit sofort, die Debatte auszuweiten, um seine Position besser zu vertreten. Der französische Minister verstand es, konkrete Fälle in allgemeine Prinzipien umzuwandeln.

— Herr Dulles, genau das haben wir von Anfang an vorgeschlagen. Artikel 14 muss eindeutig festlegen, dass jede Alliierte Macht das souveräne Recht hat, sämtliches japanisches Eigentum innerhalb ihrer Hoheitsgewalt ohne Ausnahme und ohne Einschränkung zu behalten.

— Diese Formulierung erscheint mir jedoch übermäßig weit gefasst, wandte Sir Oliver ein. Sie würde theoretisch willkürliche Beschlagnahmungen ohne Kontrolle oder Rechtsmittel ermöglichen.

Franks brachte eine echte Besorgnis zum Ausdruck. Der ehemalige Banker wusste, dass Vertrauen die Grundlage jedes internationalen Wirtschaftssystems ist. Übermäßig systematische Konfiszierungen bargen die Gefahr, dieses zu destabilisieren.

— Nein, erwiderte Vasseur, denn diese Beschlagnahmen würden der nationalen Gesetzgebung jedes einzelnen Alliiertenstaates unterliegen. Es gäbe daher die Garantie, vor den zuständigen nationalen Gerichten Rechtsmittel einlegen zu können.

Yoshida schüttelte den Kopf, und er zeigte eine Bitterkeit, die er nicht länger zu verbergen suchte.

--- Herr Vasseur, die Garantien, von denen Sie sprechen, sind rein theoretischer Natur und daher illusorisch. In der Praxis wird kein nationales Gericht jemals zugunsten eines japanischen Staatsbürgers gegen die eigene Regierung entscheiden.

Die Bemerkung brachte die französische Delegation kurzzeitig in Verlegenheit. Yoshida hatte soeben den Kern der Heuchelei des vorgeschlagenen Systems getroffen.

Schuman erlangte schnell wieder die Initiative.

— Herr Premierminister, Sie dramatisieren die Situation. Französische Gerichte sind unabhängig und achten strikt die Eigentumsrechte. Sie respektieren aber auch die Rechtmäßigkeit staatlicher Maßnahmen, die im besten Interesse der Nation getroffen werden.

— Mit anderen Worten, murmelte Yoshida mit desillusionierter Klarheit, hätten unsere Bürger letztlich keine wirksame Möglichkeit, gegen Ihre Konfiszierungsentscheidungen vorzugehen.

— Sie stellen die Dinge zu negativ dar, entgegnete Schuman. Es geht schlicht und einfach um die Anwendung des klassischen Völkerrechts der Kriegsreparationen, wie es seit Jahrhunderten in den Beziehungen zwischen zivilisierten Staaten existiert.

Der französische Minister bediente sich des damals gängigen Arguments: Er berief sich auf die „Zivilisation“, um das Unvertretbare zu rechtfertigen. Schuman ließ sich nicht von seiner eigenen Sophisterei täuschen, doch Staatsinteressen hatten Vorrang vor moralischen Erwägungen. Frankreich musste seinen Platz zurückerobern, koste es, was es wolle.

Dulles, der dem aufschlussreichen Wortwechsel aufmerksam zugehört hatte, wog seine Worte sorgfältig ab. Dem amerikanischen Staatsmann war bewusst, dass er Zeuge der Entstehung eines Mechanismus zur legalisierten Plünderung wurde, doch die Notwendigkeit siegte über seine moralischen Bedenken.

— Meine Herren, nach sorgfältiger Prüfung der von beiden Seiten vorgebrachten Argumente bin ich der Ansicht, dass wir eine vernünftige Vereinbarung finden können, die die Interessen der verschiedenen Parteien in Einklang bringt.

Er beriet sich mit seinen Beratern, bevor er fortfuhr.

— Artikel 14 könnte den alliierten Ländern das Recht einräumen, japanisches Eigentum auf ihrem Territorium als Teil der Kriegsreparationen zu behalten, wobei jedoch festgelegt wird, dass dieses Recht in Übereinstimmung mit ihrer jeweiligen nationalen Gesetzgebung und unter Achtung ihrer Traditionen ausgeübt werden muss.

— Diese Klarstellung ändert nichts am grundlegenden Problem, protestierte Yoshida. Sie verschlimmert die Sache sogar noch, da sie den willkürlichen Beschlagnahmungen einen Anschein von Rechtmäßigkeit verleiht.

Dem japanischen Premierminister wurde der Boden unter den Füßen weggezogen. Sein gesamtes Weltbild brach zusammen. Er, der an westliche Ideale geglaubt hatte, erkannte nun, dass diese nur ein Deckmantel für höchst weltliche Begierden waren.

— Vielleicht, räumte Dulles mit einer Offenheit ein, die die Versammlung überraschte, aber es hat den Vorteil, den Schein

zu wahren und einen minimalen Rahmen aufrechtzuerhalten. Jedes verbündete Land bleibt souverän in der Anwendung seiner eigenen Auffassung von Gerechtigkeit.

Der Amerikaner veranschaulichte damit seine gesamte Philosophie. Überzeugungen spielten keine Rolle, solange die Formalitäten eingehalten wurden.

Sir Oliver nickte zustimmend und sichtlich erleichtert.

— Dieser Kompromiss erscheint mir vernünftig und ausgewogen. Er wahrt die Interessen der verbündeten Länder und erhält gleichzeitig einen Rahmen aufrecht, der reine Willkür vermeidet.

Schuman war innerlich hocherfreut. Er hatte genau das erreicht, wofür er nach San Francisco gekommen war: eine unbestreitbare internationale Grundlage zur Legitimierung der Beschlagnahmung der Matsukata-Sammlung und aller anderen japanischen Besitztümer in Frankreich.

— Herr Dulles, das passt uns alles hervorragend.

Yoshida erkannte, dass er den Kampf verlor. Seine letzten Argumente hatten den Entschluss der Westler nicht schwächen können. Das besiegte und besetzte Japan besaß nicht mehr die Mittel, das Privateigentum seiner Bürger im Ausland zu schützen. Die Enttäuschung, die ihn überkam, entsprach den Hoffnungen, die er in diese Konferenz gesetzt hatte. Er hatte naiv geglaubt, an das Gewissen des Westens appellieren zu können. Nun musste er feststellen, dass das Gewissen geografische Grenzen hatte.

Die folgenden Tage wurden mit der Feinabstimmung der letzten Details verbracht. Die formelle Zustimmung aller Delegationen zum endgültigen Text war unerlässlich. Jedes Komma zählte. Jede Nuance konnte Millionen kosten.

Am 8. September 1951 wurde das Opernhaus von San Francisco zum Schauplatz der Heuchelei. Achtundvierzig Nationen unterzeichneten feierlich den Friedensvertrag vor Hunderten von Journalisten. Artikel 14.2.1, das Ergebnis zäher

Verhandlungen, legte in seiner endgültigen Fassung fest, dass jede alliierte Macht das Recht hatte, „*sämtliches Eigentum, alle Rechte und Interessen Japans und japanischer Staatsangehöriger, die sich auf ihrem Territorium aufhielten, zu beschlagnahmen, einzubehalten, zu liquidieren oder anderweitig zu nutzen*“.

Ein scheinbar harmloser Satz, der in der Vielzahl der Entschädigungsbestimmungen unterging. In Wirklichkeit besiegelte er das Schicksal der Matsukata-Sammlung und Tausender anderer japanischer Artefakte, die über die ganze Welt verstreut waren. Diese Objekte würden nie wieder zu ihren Besitzern zurückkehren, die nun jeglicher Möglichkeit zur Wiedergutmachung beraubt waren.

Kurz nach der Unterzeichnung inszenierte die französische Presse ein regelrechtes Fest der Unaufrichtigkeit. Offizielle Stellen hatten ihre Kontakte eingehend informiert. *Le Figaro* titelte kühn: „*Frankreich erhält japanische Meisterwerke zurück.*“ *Le Monde* erklärte gelehrt, dass „*diese Werke französischer Künstler in ihre Heimat zurückkehren.*“ *L'Humanité* selbst begrüßte eine „*Demokratisierung des Zugangs zu Kunst durch die Überführung privater Sammlungen in nationale Museen*“.

Die französische Öffentlichkeit, die die wahren Hintergründe weitgehend nicht kannte, stimmte dem Vorhaben mit überwältigender Mehrheit zu. Wer hätte Frankreichs Recht auf Entschädigung von seinen ehemaligen Feinden infrage stellen können? Nur wenige vereinzelte Stimmen in den informiertesten Künstlerkreisen wagten es zaghaft, die moralische Legitimität dieser massiven Aneignung zu hinterfragen.

Die kunstvoll gewebte Maschine hatte ihre Perfektion erreicht. Die Matsukata-Sammlung ging ihren Erben verloren, verstrickt in einem so komplexen Netz, dass es Jahrzehnte dauern würde, all ihre Mechanismen zu entwirren.

Noch gravierender war jedoch, dass der Fall einen wegweisenden Präzedenzfall schuf, der zahlreiche weitere „legale“ Enteignungen nach sich ziehen sollte. Wann immer ein Staat

ausländisches Eigentum aneignen wollte, konnte er sich auf den Vertrag von San Francisco und die französische Auslegung von Artikel 14 berufen.

In den darauffolgenden Monaten wurde der Präzedenzfall überall herangezogen. Die Briten nutzten ihn, um deutsche Plantagen in Malaya zu beschlagnahmen. Die Australier beschlagnahmten damit japanische Vermögenswerte im Südpazifik. Sogar einige südamerikanische Länder beriefen sich darauf, um ausländische Unternehmen zu verstaatlichen.

Der Fall Matsukata schuf beinahe zufällig ein neues Konzept: die „kulturelle Wiedergutmachung“. Nach der im Nachhinein von französischen Juristen entwickelten Theorie konnte ein Staat, der Opfer einer Aggression geworden war, das kulturelle Eigentum des Aggressors nicht nur als finanzielle Entschädigung, sondern auch zur „Bereicherung des nationalen Kulturerbes“ in Besitz nehmen.

Die Doktrin wurde in mehreren Doktorarbeiten, Fachartikeln in Zeitschriften und im Rahmen von Kursen zum Völkerrecht systematisiert. Was anfänglich eine opportunistische Aneignung gewesen war, hatte sich innerhalb weniger Jahre zu einer anerkannten Theorie entwickelt. Die Genialität der französischen Operation lag darin, einen Gewaltakt in ein Rechtsprinzip umzuwandeln.

In Japan waren die menschlichen Folgen dieses Diebstahls auf grausame Weise zu spüren. Die Familie Matsukata, die im Juni 1950 um den Tod ihres Patriarchen trauerte, musste hilflos mitansehen, wie ihr künstlerisches Erbe vernichtet wurde.

Hana Matsukata, die älteste Tochter des verstorbenen Sammlers, versammelte die überlebenden Familienmitglieder oft im Stammhaus in Kamakura. Diese Zusammenkünfte, die von tiefer Melancholie geprägt waren, zeugten vom Leid der Familie angesichts der gegen sie gerichteten Machtstrukturen.

— Meine lieben Brüder, erklärte sie bei einem dieser Treffen im Herbst 1951, während sie die Zeitungsberichte über die Unterzeichnung des Vertrags las, die Presse erklärt, die Regierung habe die Bedingungen der Alliierten akzeptiert. Sie sagen, es gehe um den Wiederaufbau des Landes, um unsere Zukunft. Aber wir wissen sehr wohl, was das bedeutet: Die Sammlung unseres Vaters ist verloren. Für immer verloren.

Eine bittere Resignation lag in ihrer Stimme. Hana hatte von ihrem Vater seine Leidenschaft für die Kunst geerbt, aber auch seinen scharfen Blick für die internationalen Machtverhältnisse. Sie wusste, dass ihre Familie für die Fehler eines militaristischen Regimes büßte, das sie stets abgelehnt hatte.

Hiroshi Matsukata, der jüngere Sohn und Erbe der von den Besatzern zerschlagenen Familienunternehmen, betrachtete die wenigen westlichen Kunstwerke, die den Krieg überstanden hatten und noch immer das Wohnzimmer schmückten. In seinen Händen hielt er einen zerknitterten Brief, einen der letzten, die sein Vater vor seinem Tod geschrieben hatte.

„Unser Vater hatte in den letzten Monaten allen Grund zur Sorge. Erinnerst du dich, Hana? Er konnte nicht mehr schlafen, er lief im Haus auf und ab. Er hatte das Gefühl, die Franzosen würden seine Kunstwerke nie zurückgeben. Gegen Ende sagte er oft zu mir: *„Sie haben einen Weg gefunden, einen Diebstahl legal erscheinen zu lassen, Hiroshi. Es ist teuflisch elegant.“* Ich dachte, er übertreibe, dass ihn seine Krankheit pessimistisch mache ...“ Seine Stimme trug die Last tiefsitzender Schuldgefühle. Hiroshi machte sich Vorwürfe, die Ängste seines Vaters nicht ernst genommen zu haben. Er hatte geglaubt, künstlerische Belange seien zweitrangig gegenüber den wirtschaftlichen Herausforderungen des Wiederaufbaus.

Kōsuke, der jüngste der Brüder, griff mit der rührenden Naivität der jüngsten Kinder ein.

— Aber könnten wir nicht die französischen Gerichte anrufen? Anwälte engagieren? Unseren Fall vortragen? Es muss doch

einen Weg geben ... Vater war in Frankreich angesehen, er hatte Kontakte, Freunde in Künstlerkreisen ...

Hana schüttelte traurig den Kopf. Sie hatte bereits alle Möglichkeiten ausgeschöpft und diskret einige Bekannte in Paris kontaktiert. Ihre Enttäuschung entsprach den Hoffnungen, die sie gehegt hatte.

— Womit denn, mein armer Kōsuke? Unser Besitz wurde beschlagnahmt, unsere Geschäfte zerschlagen, unsere Familie ruiniert. Und selbst wenn wir die Mittel hätten, die wir nicht haben, glaub mir, meinst du, ein französisches Gericht würde zugunsten der Japaner entscheiden? Wir sind zu Ausgestoßenen geworden, zu ehemaligen Feinden, die kaum noch geduldet werden.

Sie stand auf und ging zur Veranda mit Blick auf den Familiengarten, wo einige westliche Skulpturen noch immer von der Leidenschaft ihres Vaters zeugten. Sie dort zu sehen, den Elementen schutzlos ausgeliefert, weil die Mittel für ihre Instandhaltung fehlten, brach ihr das Herz.

— Meine Brüder, die Sammlung an sich ist mir nicht mehr so wichtig. Natürlich schmerzt es. Aber was mich am meisten empört, ist die Vorstellung, dass ein zivilisiertes Land wie Frankreich sich die Besitztümer eines privaten Sammlers aneignen kann... Papa hat dieses Land so sehr bewundert. Er hatte seine Freunde, seine Gewohnheiten. Und so danken sie ihm. Es ist der Tod der Kunst, die über Grenzen und nationalen Hass hinausgeht.

Das Gespräch verdeutlichte das menschliche Drama, das sich hinter dem Fall Matsukata verbarg. Aber wen kümmerte das schon?

Die französischen Behörden, die mit der praktischen Abwicklung der Aneignung beschäftigt waren, hatten wenig Zeit für solche Klagen. Im Mittelpunkt stand die Integration der

Sammlung in das nationale Kulturerbe. Sie mussten konkrete, sichtbare Maßnahmen ergreifen.

Im Herbst 1951 initiierte Jacques Jauard ein umfangreiches Programm zur Restaurierung und Katalogisierung der beschlagnahmten Werke. Es wurden Teams gebildet, um den Zustand jedes einzelnen Stücks zu beurteilen und detaillierte Aufzeichnungen zu erstellen. Die umfassende Verwaltungsreform war im Gange.

— Meine Herren, erklärte Jauard, wir haben eine Verantwortung – und ich betone dieses Wort –, dieses Erbe zu bewahren und zu fördern. Wir müssen der Welt zeigen, dass Frankreich das geeignetste Land war, diese Meisterwerke zu beherbergen. Wir dürfen nicht zulassen, dass man uns vorwirft, wir hätten Kriegsbeute an uns gerissen.

Hinter seiner öffentlichen Selbstsicherheit verbarg Jauard Skrupel, die ihn nachts quälten. Als Mitglied der Résistance während der Besatzungszeit hatte er sein Leben riskiert, um die nationalen Sammlungen vor den Ambitionen der Nazis zu retten. Nun befand er sich in der Rolle des Plünderers, gegen den er einst gekämpft hatte. Die Absurdität der Situation entging ihm nicht, doch er verdrängte sie im Namen des Gemeinwohls Frankreichs.

Bernard Dorival, der die Operation leitete, war sehr engagiert. Er hegte eine alles verzehrende Leidenschaft für moderne Kunst, die an Besessenheit grenzte.

— Wir haben hier eine einmalige Chance, unsere nationalen Sammlungen grundlegend zu verändern! Mit diesen Werken werden unsere Museen endlich auf Augenhöhe mit dem Metropolitan Museum of Art, dem Museum of Modern Art und der National Gallery konkurrieren können...

Dorival hegte eine tiefe persönliche Frustration. Als Kurator zweiter Klasse sah er in der Matsukata-Affäre eine Chance, der

französischen Kunstszene seinen Stempel aufzudrücken. Sein unerfüllter Ehrgeiz fand in diesem ambitionierten Projekt endlich Ausdruck.

Im Juni 1952 öffnete der Louvre seine Pforten mit einer Ausstellung mit dem Titel „Wiederentdeckte Meisterwerke: Westliche Kunst im Dienste der französischen Kultur“.

Der Minister für nationale Bildung selbst war anwesend. Die gesamte Pariser Elite flanierete durch die Gänge des Museums: Kunstkritiker, Kulturinteressierte der Gesellschaft, das übliche Publikum bei prestigeträchtigen Ausstellungseröffnungen.

„*Eine großartige Bereicherung!*“, titelte *France Dimanche*. Auch die anderen Zeitungen teilten diese Meinung. Dieselbe Begeisterung war unter den Besuchern spürbar, die sich vor den Gemälden drängten. Viele entdeckten Werke, die sie auf dieser Seite des Atlantiks nie erwartet hätten.

In Fachzeitschriften wetteiferten Experten um die beste Gelehrsamkeit. Tiefgründige Analysen der Bedeutung der Sammlung, wissenschaftliche Anmerkungen zu ihrem Beitrag zum französischen Kulturerbe. Einigkeit herrschte.

Nun ja, fast.

Einige Unruhestifter, vorwiegend aus dem linken Spektrum, brachten diskret die zweifelhaften Umstände dieser „Bereicherung“ zur Sprache. Doch ihre Proteste gingen im Getöse der offiziellen Glückwünsche unter. Und wer wollte schon Spielverderber hören, wenn man Monet und Renoir bewundern konnte?

Die französische Öffentlichkeit nahm die Matsukata-Sammlung schnell in ihr Herz auf, als wäre sie schon immer Teil der nationalen Kulturlandschaft gewesen. Mission erfüllt also.

Die vollendete Tatsache schuf ihre eigene Legitimität.

Doch jeder noch so ausgefeilte Mechanismus hat seine Schwächen. Und dieser hier basierte auf einer großen Lüge.

Im Gegensatz zu den Behauptungen der offiziellen Propaganda war Kōjirō Matsukata alles andere als ein „Kriegsgewinnler“. Seine Unternehmen hatten zwar zweifellos zum japanischen Industrieaufschwung beigetragen, aber wie alle Unternehmen in seinem Land hatte er angesichts eines diktatorischen militaristischen Regimes keine andere Wahl.

Noch beunruhigender war, dass seine Sammlung aus der Zeit vor dem Krieg stammte. Weit davon entfernt, japanische Aggression zu verkörpern, symbolisierte die Sammlung ein weltoffenes Japan, das andere Kulturen respektierte.

Die Wahrheit, unterdrückt durch die offizielle französische Version, blieb lange Zeit im Verborgenen.

Unterdessen zeugten die beschlagnahmten Werke in den klimatisierten Depots des Louvre und anderer französischer Museen stillschweigend von einer menschlichen Tragödie, die niemand sehen oder hören wollte.

Fürs Erste, Ende 1952, schien der Fall abgeschlossen. Der Familie Matsukata, trauernd und ruiniert, blieb nichts anderes übrig, als um das Andenken ihres Patriarchen zu trauern.

Mit dem Tod von Kōjirō Matsukata verlor die Familie ihr angesehenstes Oberhaupt. Nur seine Kinder sollten die bittere Erinnerung an den gesamten Vorfall bewahren.

Hana Matsukata widmete den Rest ihres Lebens diesem Ziel und trug geduldig alle Dokumente zusammen, die mit der Sammlung ihres Vaters in Verbindung standen, in der Hoffnung, dass eines Tages die Wahrheit ans Licht kommen würde – eine Hoffnung, die 1952 eher aussichtslos schien. Erst Ende 1958 begannen sich die Dinge zu bewegen.

KAPITEL 5: DIE KOMÖDIE DER WIEDER-GUTMACHUNG

La Boisserie, Colombey les Deux Églises, Dezember 1958

Die Beschlagnahmung der gesamten Matsukata-Sammlung nach dem Vertrag von San Francisco befriedigte niemanden. Der französische Staat hätte selbstverständlich alles behalten können. Doch seit einigen Monaten schien eine Geste zur Wahrung guter Beziehungen zu Japan angebracht. Eine teilweise Rückgabe wurde erwogen. Es handelte sich um einen freiwilligen Akt, der als großzügig präsentiert wurde...

General de Gaulle, der wenige Monate zuvor nach dem Putsch von Algier am 13. Mai 1958 wieder an die Macht gekommen war, war nun Präsident des Ministerrats. Er hatte das Wochenende in seinem Privathaus „La Boisserie“ in Colombey-les-Deux-Églises verbracht. Es war ein konzentrierter Aufenthalt gewesen. Den gesamten Samstag hatte er der Lektüre zahlreicher Akten gewidmet, insbesondere eines Verordnungsentwurfs zur Matsukata-Sammlung, der von Justizminister Michel Debré ausgearbeitet worden war.

An jenem Montagmorgen bereitete sich der General auf die Rückkehr zum Hôtel de Matignon vor, dem Amtssitz des Regierungschefs.

Gegen 8 Uhr morgens stand der DS 19, gefahren von seinem Chauffeur Francis Marroux, bereit. Der General stieg ein und nahm hinten rechts Platz. Dieser Platz war üblicherweise für seine Frau Yvonne reserviert. Da sie jedoch krank war, konnte sie an diesem Tag nicht mitfahren. Vorne gab der Adjutant, Oberst Gaston de Bonneval, das Abfahrtssignal. Der Absolvent von Saint-Cyr hatte zunächst in der Levante gedient, bevor er sich der Résistance anschloss. 1943 von der Gestapo verhaftet, war er in das Konzentrationslager Mauthausen deportiert und 1945 befreit worden. Als Vertrauter des Generals war er ihm in

den „Wildnisjahren“ treu zur Seite gestanden – jener schwierigen Zeit, in der de Gaulle kein Regierungsamt innehatte und sich aus dem aktiven politischen Leben zurückgezogen hatte.

Der General hatte Mühe, sich an die hydropneumatische Federung seines neuen Fahrzeugs zu gewöhnen, die ihm Übelkeit verursachte. Er bevorzugte deutlich den 15 PS starken, sechszylindrigen Fronttriebler, den er zuvor gefahren war. Doch genau dieser DS 19 sollte ihm einige Jahre später beim Attentat auf Petit-Clamart das Leben retten. Trotz zweier von Kugeln durchsiebter Reifen fuhr der Citroën dank der automatischen Niveauregulierung und der Einzelradaufhängung weiter zum Flughafen Villacoublay.

Der Konvoi, bestehend aus einem Begleitfahrzeug und zwei Gendarmerie-Motorradfahrern, war bereits fast eine Stunde unterwegs.

Der General gab Bonneval ein Zeichen und bat um eine kurze Pause, um sich die Beine zu vertreten. Als er gehen wollte, lud er ihn ein, sich neben ihn zu setzen. Bonneval fühlte sich durch diese Geste der Nähe des großen Mannes sehr geehrt.

— Bonneval, ich habe ein paar Fragen an Sie zu einer Angelegenheit, die mir Sorgen bereitet.

De Gaulle, der etwa zwanzig Jahre älter war als sein Adjutant, suchte oft dessen Rat. Der Generationsunterschied war für ihn von unschätzbarem Wert und ermöglichte ihm eine neue Perspektive.

— General, ich stehe Ihnen uneingeschränkt zur Verfügung.

De Gaulle erklärte Bonneval rasch, was vor sich ging. Er fasste ihm den von Debré vorgeschlagenen Verordnungsentwurf zusammen.

— Bonneval, glauben Sie, dass die Öffentlichkeit schockiert wäre, wenn wir einige der in unserem Besitz befindlichen Werke

an die Japaner zurückgeben würden? Würde die Presse negativ reagieren?

— General, ich bin keineswegs ein Experte auf diesem Gebiet. Ich fürchte, meine Sichtweise wird Ihnen wenig nützen. Aber ich denke, die Bevölkerung ist derzeit viel stärker mit den Ereignissen in Algerien beschäftigt. Mütter sorgen sich, dass die Armee Wehrpflichtige mobilisiert hat. Täglich sterben oder werden Dutzende Soldaten in Gefechten verwundet. Die Presse ist Ihnen aus Prinzip feindlich gesinnt. Die Angelegenheit mit Japan wird kaum jemanden interessieren. Die öffentliche Meinung hat weitaus dringlichere Sorgen ...

— Ja, aber besteht auf internationaler Ebene nicht die Gefahr, dass dies für uns nachteilig sein wird?

— General, seit November letzten Jahres werden alle Außenministerien von Nikita Chruschtschows sowjetischem Ultimatum an die Westmächte gequält, ihre Truppen innerhalb von sechs Monaten aus West-Berlin abzuziehen. Es ist unwahrscheinlich, dass die Nebenfrage der Matsukata-Sammlung in diesem Kontext für Aufsehen sorgen wird.

— Danke, Bonneval. Wie immer ist Ihre Sichtweise genau richtig und zeugt von gesundem Menschenverstand...

Es war 11:30 Uhr. Die zweihundertdreiundsechzig Kilometer, die „La Boisserie“ vom Hôtel de Matignon trennten, waren ohne Zwischenfälle zurückgelegt worden.

De Gaulle begab sich unverzüglich in sein Büro, wo ein Treffen anberaumt war. Im Vorzimmer warteten bereits mehrere Kollegen seit einer halben Stunde. Nach den üblichen Begrüßungen konnte die Besprechung beginnen.

— General, erklärte Debré und deutete auf das gebundene Dokument, das auf dem Schreibtisch ausgebreitet lag, mit diesem Text, den ich Ihnen letzte Woche geschickt habe, werden wir die heikle Frage der Matsukata-Sammlung lösen können.

Selbstverständlich unter Wahrung unserer wesentlichen kulturellen Interessen.

Debré war von Haus aus Jurist, aber von Berufung Politiker. De Gaulle, der sich bereits 1944 persönlich mit diesem heiklen Thema auseinandersetzen musste, als es beschlagnahmt wurde, prüfte die Artikel des Verordnungsentwurfs erneut mit der Sorgfalt, die er Fragen der nationalen Souveränität widmete.

— Herr Justizminister, erinnern Sie mich bitte an die Bedingungen des Abkommens, das unser Volk mit den Japanern ausgehandelt hat. Ich möchte sichergehen, dass wir nichts preisgeben, was unsere Position gefährden könnte.

— Im Allgemeinen ist die erzielte Vereinbarung für unsere Interessen vorteilhaft. Der wichtigste Aspekt ist der endgültige und unwiderrufliche Verzicht, den wir von den Erben der Familie Matsukata auf die gesamte Sammlung, einschließlich der in unserem Besitz befindlichen Werke, erhalten haben. Die Vereinbarung regelt auch alle verfahrenstechnischen Aspekte. Sie wird von den zuständigen japanischen Behörden ratifiziert und gemäß den entsprechenden internationalen Verfahren registriert.

André Malraux, der beigeordnete Minister für Information, hatte aufmerksam zugehört. Anschließend sprach er mit dem Nachdruck, der all seine Reden über Kunst kennzeichnete. In seinem Fall ging ästhetische Leidenschaft mit einer maßlosen Vorliebe für Schwallerei einher, die ans Lächerliche grenzte.

— Diese Vereinbarung bewahrt geschickt den Kern unserer Erwerbungen und erweckt gleichzeitig den Anschein internationaler Großzügigkeit. Frankreich behält die achtzehn wichtigsten Werke. Im Gegenzug bieten wir Japan den Rest der Sammlung – etwa dreihundert weniger bedeutende Werke – zur Ausstellung in einem eigens dafür errichteten Museum in Tokio an. So verwandeln wir eine erzwungene Rückgabe in eine großartige Geste der Versöhnung.

— Erzählen Sie mir mehr über die Akzeptanz dieser Vereinbarung durch die Erben, fragte de Gaulle mit dem Misstrauen eines Regierungschefs, der gelernt hat, plötzlichen Kehrtwendungen zu misstrauen.

Maurice Couve de Murville, Außenminister und umsichtiger Diplomat, holte feierlich mehrere offizielle Schreiben, die mit dreidimensionalen Siegeln verziert waren, aus seiner Lederaktentasche.

— General, wir haben von den Erben eine eindeutige und unanfechtbare Verzichtserklärung erhalten. Hier ist das offizielle Schreiben, unterzeichnet von ihrem Vertreter Saburō Matsukata. In diesem Dokument verzichtet er ausdrücklich und endgültig auf alle gegenwärtigen und zukünftigen Rechte an der gesamten Sammlung seines verstorbenen Vaters.

Er entfaltete das Dokument vorsichtig.

— Wir haben monatelang verhandelt, um dieses Dokument zu erhalten. Es regelt nicht nur die zurückgegebenen Werke, sondern vor allem auch die, die behalten werden. Die Erben verzichten formell auf jegliche spätere Anfechtung vor Gericht.

De Gaulle untersuchte das Dokument sorgfältig und prüfte jedes Wort. Er verabscheute diese Abmachungen, bei denen seine eingebildete Größe mit der Kleinlichkeit des Alltags kollidierte.

— Erscheint Ihnen diese Verzichtserklärung rechtskräftig und endgültig? Haben unsere Rechtsberater alle Aspekte geprüft?

— Absolut, bekräftigte Georges Pompidou, der damalige Stabschef des Generals. Wir haben alle formalen Aspekte genauestens geprüft. Es lässt sich kein Fehler feststellen.

Pompidou, Absolvent der École Normale Supérieure und Agrégé der klassischen Literatur, begann seine Karriere als Lehrer an einem Gymnasium in Marseille, bevor er in den Staatsrat und später zu Rothschild wechselte. Seine Zeit im Bankwesen hatte ihm die Kunst profitabler Geschäfte gelehrt, aber auch eine beunruhigende Faszination für Geld in ihm

geweckt, die in scharfem Kontrast zu seinem kultivierten literarischen Geschmack stand. Er hatte die finanziellen Aspekte der Verhandlungen persönlich überwacht. Er kannte den Marktpreis und wusste, dass Frankreich eine solide Investition tätigte.

— Außerdem, fügte er hinzu, machen die achtzehn Werke, die wir behalten, mehr als 80 % des Gesamtwerts aus. Wir behalten die Sahne und verschenken die Molke, wenn ich das so sagen darf.

Malraux legte seine Konzeption der Operation in poetischen Worten dar.

--- General, diese Sammlung veranschaulicht die Pracht und kulturelle Großzügigkeit des ewigen Frankreichs! Wir horten diese Meisterwerke nicht einfach wie private Sammler in unseren Depots. Wir schenken sie dem japanischen Volk, damit es westliche Kunst entdecken kann, während wir gleichzeitig die repräsentativsten Stücke zur Bereicherung unseres nationalen Erbes bewahren.

Er gestikulierte wild und blinzelte heftig, eine Angewohnheit, die sich noch verstärkte, wenn er sich in Rage redete.

— Das ist Kulturdiplomatie auf höchstem Niveau, General! Frankreich nimmt seine Rolle als zivilisierende Nation voll und ganz an und wandelt einen Konflikt in ein Instrument der Einflussnahme um!

— Malraux, warf de Gaulle ein, Sie wissen genauso gut wie ich, dass wir überhaupt nichts ‚spenden‘. Wir geben einfach das zurück, was wir moralisch nicht mehr behalten können, und behalten das, was uns am meisten interessiert.

Die bissige Bemerkung des Generals brachte Malraux für einen Moment zum Schweigen, der nur verlegen zustimmend nickte. Ein kaum wahrnehmbares Erröten verriet sein Unbehagen. Selbst in seinen leidenschaftlichsten Ausbrüchen bewahrte er sich genügend Klarheit, um die Grenzen seiner Rhetorik

abzuschätzen. Debré, bestrebt, die Diskussion wieder auf praktische Fragen zu lenken, würdigte de Gaulles Klarheit und bewunderte gleichzeitig die Fähigkeit des Generals, schnell zur Sache zu kommen.

--- General, Sie haben die Tragweite dieser Operation erkannt. Für die nationale und internationale Kommunikation ist es jedoch entscheidend, dass die teilweise Wiedergutmachung als ein aufrichtig großzügiges Zeichen Frankreichs gegenüber Japan wahrgenommen wird. Dies wird wesentlich zur Stärkung der Beziehungen zwischen unseren beiden Ländern beitragen, gerade in einer Zeit, in der wir Verbündete in Asien benötigen.

Couve de Murville war sich der langfristigen Auswirkungen bewusst und klärte die der gesamten Verhandlung zugrunde liegenden Fragen.

— Diese Angelegenheit fällt in den größeren Kontext unserer neuen Asienpolitik, Herr General. Japan entwickelt sich zu einem wichtigen Wirtschaftspartner Europas. Angesichts des wachsenden Einflusses Chinas haben wir ein großes Interesse daran, die exzellenten Beziehungen zu Tokio aufrechtzuerhalten. Unsere französischen Exporteure bauen eine bedeutende Präsenz auf dem japanischen Markt auf, unsere Hersteller schließen wichtige Verträge mit ihren japanischen Partnern ab, und unsere Banken eröffnen Filialen in Tokio. In diesem Zusammenhang wäre es töricht, einen Kulturstreit, der unsere bilateralen Beziehungen vergiftet, weiter schwelen zu lassen. Und das alles wegen einiger weniger Gemälde, die unsere Depots nie verlassen... Ich habe diskret Robert Schuman, ein Mitglied des Auswärtigen Ausschusses der Nationalversammlung, kontaktiert. Er ist mit der Angelegenheit bestens vertraut, da er Frankreich bei den Verhandlungen zum Vertrag von San Francisco 1951 vertreten hat. Seine Meinung ist eindeutig: Unsere aktuellen Interessen gebieten es, dass wir den Großteil der Sammlung an Japan zurückgeben.

— So sei es, erklärte de Gaulle. Aber kehren wir zu den verfassungsrechtlichen Aspekten der Operation zurück. Warum per Dekret vorgehen, anstatt den normalen Gesetzgebungsweg zu beschreiten?

Die direkte und unangenehme Frage sorgte für sichtbares Unbehagen am Tisch. Debré wechselte einen verlegenen Blick mit Pompidou. Sein persönlicher Ehrgeiz trieb ihn an, de Gaulle zufriedenzustellen, doch seine juristische Ausbildung warnte ihn vor den Gefahren des Autoritarismus.

— Im Normalfall hätte der übliche Gesetzgebungsprozess Monate, ja sogar Jahre parlamentarischer Debatten erfordert, mit allen damit verbundenen Unsicherheiten. Die Verordnung, die unter die Regulierungsbefugnis fällt, ermöglicht uns ein deutlich schnelleres Vorgehen und vermeidet eine öffentliche Debatte, die für die Regierung peinlich werden könnte. Können Sie sich vorstellen, wie die kommunistischen Abgeordneten dieses Thema aufgreifen würden? Oder schlimmer noch, wie die überzeugten Gaullisten uns vorwerfen würden, das nationale Erbe zu verraten?

— Peinlich? In welchem genauen Sinne, Herr Justizminister?, hakte de Gaulle mit seiner unerbittlichen Neugier nach. Er besaß die besondere Gabe, zu spüren, wenn ihm etwas verheimlicht wurde.

Debré zögerte. Der Anwalt in ihm kämpfte gegen den Höfling an.

— Nun, General ... einige Oppositionelle könnten in Versuchung geraten, Nachforschungen anzustellen. Und vielleicht sogar einige aus unserer eigenen Mehrheit. Sie könnten die genauen Umstände hinterfragen, unter denen wir die Sammlung 1944 erworben haben. Es ist am besten, diese alten, sinnlosen Kontroversen nicht wieder aufzuwärmen.

Couve de Murville griff diskret ein, seine Zurückhaltung überwog für einen Moment seine Loyalität.

— Und außerdem würde eine Parlamentsdebatte unweigerlich den Erben von Matsukata eine Plattform bieten. Und all jenen, die unsere Darstellung der Ereignisse in Frage stellen möchten.

De Gaulle runzelte die Stirn. Bedrohlich. Wer ihn kannte, wusste, was das bedeutete. Sein Ego ertrug es nicht, dass seine früheren Entscheidungen infrage gestellt wurden, insbesondere jene, die er im Chaos der Befreiung getroffen hatte.

— Meine Herren, ich hoffe inständig, Sie wollen damit nicht andeuten, dass die Aneignung von 1944, für die ich selbst die Entscheidung getroffen und die Verantwortung übernommen habe, fehlerhaft oder gar moralisch verwerflich war?

— Nein, natürlich nicht, General!, erwiderte Debré. Absolut nicht! Aber Sie wissen ja, wie Parlamentsdebatten so sind ... Sie driften oft in Nebensächlichkeiten ab. Und unsere Gegner lieben das.

Malraux verspürte das Bedürfnis, die Atmosphäre aufzulockern. Der Kulturminister besaß die Fähigkeit, die Diskussionen wieder in eine günstigere Richtung zu lenken, wobei seine intellektuelle Eitelkeit paradoxerweise dem Gemeinwohl diene.

— Herr General, die Verordnung birgt auch einen erheblichen Vorteil. Es handelt sich nicht um eine routinemäßige Verwaltungsmaßnahme, sondern um einen bedeutenden politischen Akt. Einen, der mit Ihrer Vision von französischer Größe und dem kulturellen Einfluss unseres Landes in der Welt übereinstimmt.

De Gaulle wirkte ruhiger. Wohlüberlegte Komplimente hatten schon immer diese Wirkung auf ihn gehabt und sein Bedürfnis nach Anerkennung genährt, das seltsamerweise mit seiner offenen Verachtung für die öffentliche Meinung einherging.

— Gut, meine Herren. Aber entspricht die Verordnung den Bestimmungen unserer Verfassung?

Allen war klar, dass sie sich auf verfassungsrechtlich fragwürdigem Terrain bewegten. Aber niemand wagte es, dies dem General gegenüber offen zuzugeben.

Pompidou wagte den Sprung mit Geschick. Seine Ausbildung als Banker hatte ihn gelehrt, rechtliche Hürden zu umgehen, ohne sich selbst zu kompromittieren.

— Allgemein gesprochen ist die Verfassung ein lebendiges Dokument. Sie muss sich den konkreten Erfordernissen staatlichen Handelns anpassen. Die Verordnung entspricht dem Geist unserer Institutionen.

— Pompidou, erwiderte de Gaulle, die Verfassung ist kein Akkordeon, das man je nach Umständen dehnen kann. Sie wurde präzise verfasst, um das Handeln der öffentlichen Behörden zu regeln.

Debré erkannte, dass die Situation kritisch wurde. Er beschloss, mit offenen Karten zu spielen.

— General, wir alle wollen, dass Sie unterschreiben, denn es löst ein Problem, das uns beunruhigt und unsere Beziehungen zu Japan zu belasten beginnt. Aus rein verfassungsrechtlicher Sicht mag die Verordnung nicht ganz orthodox sein, aber sie dient unbestreitbar den besten Interessen Frankreichs.

Diese brutale Offenheit beruhigte de Gaulle paradoxerweise. Er schätzte es, direkt angesprochen zu werden, und zog die unverblünte Wahrheit den diplomatischen Umschreibungen vor, die ihm missfielen.

— Herr Justizminister, ich schätze Ihre Aufrichtigkeit. Gut. Aber verlangen Sie nicht von mir, dass ich glaube, das Verfahren sei verfassungsgemäß. Wir alle wissen, dass es das nicht ist.

Debré ergriff die Gelegenheit sofort.

— General, bedeutet das, dass Sie der Unterzeichnung zustimmen?

De Gaulle wog die Vor- und Nachteile seiner Entscheidung ab. Sein in Not geschmiedeter Realismus setzte sich letztendlich gegen seine Ideale durch.

— Ja, Herr Justizminister, ich bin mit der Unterzeichnung einverstanden. Allerdings unter einer absoluten und unabdingbaren Bedingung: Die Verordnung muss so formuliert sein, dass die Ehre und Würde Frankreichs uneingeschränkt gewahrt bleiben. Wir dürfen niemals als gewöhnliche Plünderer oder willkürliche Konfiszierer erscheinen.

Malraux beeilte sich, de Gaulle in diesem entscheidenden Punkt zu beruhigen, wobei seine patriotische Empfindung im Einklang mit der des Generals schwang.

— General, die Präambel der Verordnung betont Frankreichs traditionelle Größe und seine zivilisatorische Rolle. Wir heben ausdrücklich hervor, dass die teilweise Rückgabe „im Geiste der Versöhnung und kulturellen Zusammenarbeit zwischen Frankreich und Japan“ erfolgt. Sie zeugt von der französischen Großzügigkeit gegenüber einem ehemaligen Gegner.

— Und insbesondere hinsichtlich der achtzehn Hauptwerke, die wir bewahren?

--- Wir erklären hiermit feierlich, dass diese Werke dazu bestimmt sind, „das französische Kulturerbe zum Wohle aller zu bereichern“. Und dass sie „in unseren bedeutendsten nationalen Museen zur künstlerischen Bildung unserer Bürger und Besucher aus aller Welt ausgestellt werden“. Niemand wird uns jemals kleinliche oder egoistische Motive vorwerfen können.

De Gaulle nickte, überzeugt von der Formulierung, die Frankreichs Ansehen wahrte. Er hatte einen Weg gefunden, seine politischen Interessen mit seiner Vorstellung von Frankreichs Größe in Einklang zu bringen.

— Das passt mir, meine Herren. Die Angelegenheit Matsukata ist damit erledigt.

Er nahm seine goldene Feder mit dem Wappen der Republik und unterzeichnete den Befehl mit einer festen und unmissverständlichen Geste.

Doch nur wenige hundert Meter von Matignon entfernt, in einem kleinen Nebengebäude des Palais-Royal, herrschte eine deutlich weniger triumphale Stimmung. André Bougival, Berater des Kulturministeriums, las den Dekrettext zum zehnten Mal. Sein penibles Berufsgewissen, das er in seiner Ausbildung zum Richter erworben hatte, hinderte ihn daran, die eklatantesten Unregelmäßigkeiten zu ignorieren. Ihm gegenüber, in dem Raum mit den überquellenden Aktenregalen, teilte Pierre Moinot, Generalinspektor der Museen, offen seine Bedenken. Er hatte sich seinen Ruf durch eine Integrität erworben, die an Starrheit grenzte, ihm aber den Respekt all seiner Kollegen eingebracht hatte.

— André, erklärte Moinot, diese Anordnung bereitet mir aus ethischer Sicht große Sorgen. Wir legitimieren hier objektiv ein verfassungsrechtlich fragwürdiges Verfahren, um eine ebenso fragwürdige Aneignung zu verschleiern.

Bougival stimmte bitter zu, seine Gesichtszüge waren von wochenlanger Schlaflosigkeit eingefallen.

— Genau das denke ich schon seit Wochen, Pierre. Artikel 92 der Verfassung kann unmöglich als Rechtsgrundlage für diese Kunstschenkung dienen. Dazu bräuchte es ein ordnungsgemäß vom Parlament verabschiedetes Gesetz mit öffentlicher Debatte und der Möglichkeit von Änderungen.

— Und welchen konkreten Risiken sind wir ausgesetzt, falls die Anordnung eines Tages vor dem Staatsrat angefochten wird? Von den Erben oder von unabhängigen Anwälten?

Bougival dachte lange nach.

— Ehrlich gesagt, Pierre, ich weiß nicht, was passieren würde. Und genau das bereitet mir Sorgen. Der Staatsrat hat die

Tradition, die Vorrechte der Regierung in der Außenpolitik zu respektieren. Er vermeidet es, sich in die Details unserer Diplomatie einzumischen. Gleichzeitig ist er aber auch sehr darauf bedacht, die verfassungsmäßigen Verfahren zu achten. Und er zögert nicht, Machtmissbrauch zu rügen. Das Problem ist, dass wir uns in einer Grauzone befinden. Dieser Fall berührt Aspekte des Eigentumsrechts, des Verfassungsrechts, des Völkerrechts... Es gibt keine eindeutige Rechtsprechung zu dieser Art von hybrider Situation.

— Und aus rechtlicher Sicht, was ist deiner Meinung nach unsere schwächste Position? Diejenige, die uns langfristig am ehesten Probleme bereiten könnte?

Bougival zögerte keine Sekunde.

--- Zweifellos die grundlegende Frage der Kriegserklärung an Japan. Je genauer ich die Fakten studiere, desto mehr wird mir bewusst, dass unsere offizielle Kriegsbereitschaft gegenüber Japan auf äußerst brüchigen, vielleicht sogar auf nicht vorhandenen Grundlagen ruht.

Moinot öffnete einen dicken Ordner vor sich, vollgestopft mit Archivdokumenten und vergilbten Telegrammen. Seine Detailgenauigkeit hatte ihn zu einigen beunruhigenden Entdeckungen geführt.

— Ich habe recherchiert. Die Ergebnisse bestätigen die festgestellten Mängel hinsichtlich der fehlenden offiziellen Veröffentlichung der Kriegserklärung.

Er holte mehrere Blätter Papier heraus.

--- Noch gravierender ist, dass die Kriegserklärung den zuständigen japanischen Behörden weder direkt noch über einen Drittstaat offiziell mitgeteilt wurde. Nach geltendem Völkerrecht hat eine Kriegserklärung, die weder veröffentlicht noch mitgeteilt wird, keine Rechtskraft.

— Das heißt also, wir befanden uns rechtlich gesehen nie im Krieg mit Japan?, fragte Bougival zunehmend erstaunt.

— Genau, André. Und wenn wir nie offiziell mit Japan im Krieg waren, dann entbehrt das Dekret von 1944, das japanische Staatsbürger als „Staatsangehörige eines Feindstaates“ einstuft, jeglicher Rechtsgrundlage. Das gesamte System der Enteignungen bricht zusammen.

Bougival stand auf und ging in Richtung der Terrasse mit Blick auf die Gärten des Palais-Royal.

— Pierre, wir erleben den Aufbau eines scheinbar soliden Gerüsts, das jedoch auf wackeligen Fundamenten ruht.

--- Wie meinst du das?

Bougival kam zurück, setzte sich und breitete seine Akten auf dem Tisch aus.

--- Denk sorgfältig über die logische Abfolge der Ereignisse nach. Die Verordnung von 1944 basiert auf einem Kriegszustand mit Japan, der völkerrechtlich nie existierte. Der Vertrag von San Francisco von 1951 bezieht sich auf „Feindeseigentum“, doch wenn wir nie mit Japan im Krieg waren, ist japanisches Eigentum in Frankreich nach internationalem Recht kein „Feindeseigentum“. Die Verordnung legitimiert eine Schenkung von Kunstwerken, die in die ausschließliche Zuständigkeit des Gesetzgebers fallen sollte.

— Glaubst du im Ernst, dass dieses ganze Gebäude eines Tages wie ein Kartenhaus zusammenfallen könnte?

--- Ich glaube, wir haben ein instabiles Gebilde geschaffen. Es braucht nur jemanden in zehn, zwanzig oder dreißig Jahren, der den Mut, die finanziellen Mittel und die nötige Unterstützung hat, diese Regelung vor den zuständigen Gerichten ernsthaft anzufechten. Und das Ganze wird zusammenbrechen.

Ihr Gespräch wurde jäh durch die Ankunft von Bernard Anthonioz unterbrochen. Der angeheiratete Neffe des Generals – ein Berater im Büro von André Malraux für Kulturangelegenheiten – traf mit den neuesten Anweisungen des

Premierministers ein. Er schien es eilig zu haben und nicht wirklich in Gesprächslaute zu sein.

— Meine Herren, die Angelegenheit Matsukata muss abgeschlossen sein. Der General will keinerlei Streitigkeiten mehr hören, in keiner Form.

Anthonioz sprach wie jemand, der Widerspruch nicht duldet. Bougival hielt es für notwendig, vorsichtig vorzugehen.

— Herr Anthonioz, wir haben einige... Bedenken hinsichtlich der langfristigen Zuverlässigkeit dieser gesamten Anlage.

— Welche Vorbehalte?

Ungeduld war in seiner Stimme deutlich zu hören. Moinot begann seine Erklärungen und zählte jeden Fehler, jede Ungereimtheit auf, die ihm aufgefallen war. Anthonioz hörte zu. Doch sein Gesichtsausdruck verhieß nichts Gutes.

— Meine Herren, diese Details sind sicherlich aus intellektueller Sicht interessant. Doch dürfen wir die wichtigen Fragen und die höheren Interessen Frankreichs nicht aus den Augen verlieren.

Ach, die „höheren Interessen“... Bougival ließ sich nicht täuschen.

— Worum geht es?

— Erstens, erklärte Anthonioz mit der Herablassung der wenigen Privilegierten, stellt die Matsukata-Sammlung eine beträchtliche Bereicherung unseres Kulturerbes dar. Die achtzehn Hauptwerke, die wir aufbewahren, sind mehrere zehn Millionen Francs wert. Angesichts ihrer Einzigartigkeit vielleicht sogar noch mehr. Zweitens werden unsere Museen dank dieser Meisterwerke eine beträchtliche Anzahl ausländischer Besucher anziehen. Kultureller Einfluss, internationales Prestige ...

— Und wie sieht es mit den Außenbeziehungen aus?, fragte Moinot.

— Die teilweise Wiedergutmachung beweist unsere Großmut gegenüber einem ehemaligen Feind. Dies erleichtert unsere

Annäherung an Japan, einen zunehmend wichtigen Wirtschaftspartner für Europa.

Anthonioz trug seine Argumente vor, als hätte er eine Lektion auswendig gelernt. Großmut... das Wort klang süß, solange die besten Stücke behalten wurden.

— Gewiss, Herr Anthonioz, aber wenn die Grundlagen des gesamten Unternehmens brüchig sind..., beharrte Bougival mit einem Mut, von dem er selbst nichts ahnte.

— Herr Bougival, ich muss Sie an eine Tatsache erinnern. General de Gaulle hat das Dekret heute Morgen unterzeichnet. Es hat daher Gesetzeskraft auf dem gesamten französischen Staatsgebiet. Niemand kann es anfechten.

Anthonioz' Geste war unmissverständlich. Doch Moinot ließ sich nicht einschüchtern.

— Wir können die verfassungsmäßigen Regeln unserer Republik nicht ignorieren!

— Herr Moinot, die Verfassung muss der Größe Frankreichs dienen und darf sie nicht durch formalistische Erwägungen behindern. Die Verordnung dient den Interessen der Nation.

Den beiden Männern wurde klar, dass sie es mit einer Logik zu tun hatten, die ihre Bedenken weit überstieg. Mit einer bonapartistischen Konzeption, in der die Vernunft des Staates über allen Regeln stand.

Am 18. Dezember 1958 wurde das Dekret feierlich im Amtsblatt veröffentlicht. Mit seinen hochtrabenden Erklärungen zur französisch-japanischen Aussöhnung und zur französischen Kulturgroßzügigkeit lief die Propagandamaschinerie sofort an.

Anders als von Oberst de Bonneval erwartet, feierte die französische Presse, maßgeblich beeinflusst von Regierungskreisen, die „großzügige Initiative des Präsidenten“. *L'Aurore* titelte auf der Titelseite: „De Gaulle schenkt Japan großzügig Meisterwerke“. *La Croix* erklärte in einem halbseitigen Leitartikel,

die „*edle Initiative zeuge von Frankreichs universeller Berufung und seiner zivilisatorischen Rolle*“. *France-Soir* begrüßte die Initiative und sprach von einem „*demokratischen Zugang zur Kunst*“. *L'Écho d'Alger* veröffentlichte sogar einen illustrierten Bericht mit Farbfotos und Interviews, der auf der Titelseite die „*französische Grandeŷza*“ hervorhob. Einige wenige kritische Stimmen wagten es zaghaft, den ursprünglichen Ankauf der Sammlung in Frage zu stellen. Doch diese zurückhaltende Kritik ging im Chor der Regierungsmitteilungen schnell unter.

In der behaglichen Atmosphäre eines traditionellen Teehauses im Tokioter Stadtteil Ginza las Shigeharu Matsumoto, Kōjirō Matsukatas Schwiegersohn und japanischer Hauptverhandler, die Bedingungen der Verzichtserklärung, die er unterschreiben musste, erneut. Eine brodelnde Wut kochte in ihm hoch. Gewohnt an kultivierte Umgangsformen, stieß er angesichts der Brutalität der Machtverhältnisse an die Grenzen der Höflichkeit. Maître Takeshi Yamamoto, einer der angesehensten Anwälte der Kammer, versuchte ihn zu beruhigen. Auch er hegte Zweifel an der Gültigkeit dieser erzwungenen Einigung, doch seine Weisheit führte ihn zu einer realistischen Sichtweise.

— Herr Matsumoto, objektiv betrachtet hatten Sie in diesen Verhandlungen keine andere Wahl. Frankreich hielt alle Trümpfe in der Hand, wir befanden uns in einer Position absoluter Schwäche.

Yamamoto trank langsam seinen grünen Tee.

— Maître Yamamoto, ich fürchte, ich habe das kulturelle Erbe meines Schwiegervaters verschwendet. Diese achtzehn Werke, die sie behalten, sind das Herzstück der gesamten Sammlung.

Er holte die detaillierte Liste aus seiner Aktentasche.

— Van Gogh, Gauguin, Cézanne, Rodin... Alles, was der Sammlung ihre internationale Bedeutung verleiht, verbleibt in Frankreich. Wir erhalten zwar dreihundert Werke zurück, aber es

handelt sich dabei um kleinere Arbeiten, Vorstudien, Werke weniger bekannter Künstler...

— Ich verstehe Ihre Trauer, sagte Yamamoto mitfühlend. Aber seien wir ehrlich. Ohne diese Vereinbarung, so unvollkommen sie auch sein mag, hätten Sie absolut nichts zurückerhalten. Wenigstens kehrt der Rest nach Japan zurück und kann im zukünftigen Museum für westliche Kunst in Tokio ausgestellt werden.

— Unter welch erniedrigenden Bedingungen! Wir müssen eigens für diese Werke ein Museum errichten, auf unsere Rechte an den in Frankreich befindlichen Stücken verzichten und hinnehmen, dass diese Teilrückgabe als großzügige Geste der französischen Behörden dargestellt wird...

Er stellte seine Tasse abrupt ab, sein Zorn hatte seine feinen Manieren überwältigt.

— Das ist eine Demütigung, Maître Yamamoto! Wir sind gezwungen, unseren Plünderern dafür zu danken, dass sie uns einen Teil dessen zurückgegeben haben, was sie uns gestohlen haben!

Yamamoto nickte, sich der Ungerechtigkeit bewusst. Seine langjährige Erfahrung im Rechtswesen hatte ihn über die Grenzen des internationalen Systems angesichts brutaler Gewalt aufgeklärt.

— Herr Matsumoto, wir sehen uns nicht in der Lage, die französischen Entscheidungen wirksam anzufechten. Der Vertrag von San Francisco räumt ihnen offenbar alle Rechte an japanischem Eigentum auf ihrem Territorium ein.

— Aber ist dieser Vertrag wirklich auf unsere Situation anwendbar?, fragte Matsumoto plötzlich mit neuer Hoffnung.

Die Frage überraschte den Anwalt, der interessiert den Kopf hob.

--- Was meinen Sie damit?

— Nun, ich habe meine kompetentesten Kollegen diskret recherchieren lassen. Es scheint, dass Frankreich nie offiziell mit Japan im Krieg war. Unter diesen Umständen dürfte Artikel 14 des Vertrags von San Francisco nicht auf das Privateigentum meines Schwiegervaters anwendbar sein.

Yamamoto beugte sich abrupt nach vorn. Ein Weg, den er noch nie beschritten hatte.

— Können Sie Ihre Analyse näher erläutern? Auf welche Dokumente stützen Sie sich?

Matsumoto holte eine Mappe aus seiner Aktentasche. Seine Hände zitterten leicht – nicht vor Nervosität, sondern vor Aufregung.

— Sehen Sie sich das an, Maître. Wir haben monatelang japanische Archive und freigegebene amerikanische Dokumente durchforstet.

Matsumoto begann, die Mängel detailliert zu erläutern, die die französischen Behörden so erfolgreich zu verbergen glaubten. Yamamoto hörte zu. Er überschlug im Kopf die geringen Erfolgsaussichten einer Herausforderung für das französische System.

— Herr Matsumoto, eine solche Konfrontation würde Jahre dauern. Und vor allem würde sich der gesamte französische Staatsapparat gegen uns verbünden. Sind Sie sicher, dass Sie ein solches Abenteuer eingehen wollen?

Matsumoto blickte ihm direkt in die Augen. Seine Stimme wurde härter und offenbarte eine Entschlossenheit, die er sonst hinter seiner höflichen Art verbarg.

— Zur Ehre meines Schwiegervaters, ja. Auch zum Andenken an seine Sammlung. Und dann ... für die Wahrheit, Maître Yamamoto. Ich bin bereit, bis zum Ende zu kämpfen. Selbst wenn es mich ruiniert.

Dieser Gedanke reifte langsam in den Köpfen der Matsukata-Erben. Sie begannen endlich zu begreifen, dass die so geschickt

verschleierte Enteignung auf einem weitaus instabileren Fundament beruhte, als irgendjemand wahrhaben wollte.

Aber das Problem war: 1958 hatten sie weder das Geld noch die Kontakte noch das nötige Adressbuch. De Gaulle war an der Macht, Frankreich triumphierte, und der französische Glanz war auf seinem Höhepunkt.

In den Kellern des Louvre und anderer Tempel französischer Kunst setzten die achtzehn Meisterwerke, die sich im Besitz Frankreichs befanden, ihr stummes Dasein fort.

Mit dem Dekret vom 18. Dezember 1958 wurde das Schicksal der Matsukata-Sammlung offiziell besiegelt.

Doch das Dekret barg bereits den Keim seines eigenen Untergangs. Indem es die „Restitution“ einiger weniger, weniger bedeutender Werke formalisierte, während die wertvollsten erhalten blieben, räumte es ein, dass Frankreich möglicherweise kein absolutes Recht auf die gesamte Sammlung besaß. Ein kleiner Riss im ansonsten makellosen französischen Kulturgebäude. Eine Schwachstelle, die viele Jahre später von anderen, hartnäckigeren und besser gerüsteten Akteuren ausgenutzt werden sollte.

Indem das Dekret die französische „Großzügigkeit“ proklamierte, lenkte es die Aufmerksamkeit auf eine Angelegenheit, die Paris lieber in der Versenkung verschwinden sehen hätte. Unbeabsichtigte Publicity für einen Streit, den die Behörden eigentlich beilegen wollten.

Letztlich schuf es durch die Anwendung eines verfassungsrechtlich fragwürdigen Verfahrens einen fragilen Präzedenzfall. Ein Spiel mit Stäbchen, das bei der geringsten Änderung der Rechtsprechung zusammenbrechen könnte.

Den französischen Behörden waren all diese Schwächen völlig unbekannt.

Die Matsukata-Affäre war noch lange nicht vorbei. Sie trat lediglich in eine neue Phase ein: die der Verarbeitung und Reifung. Eine lange, sehr lange. Die Protagonisten von 1958 würden einer nach dem anderen verschwinden – der Tod forderte seinen Tribut –, doch ihre Entscheidungen würden das Leben ihrer Nachfolger weiterhin vergiften.

Der Fall warf Fragen auf, die über Epochen und Regime hinausreichen. Darf man sich im Namen der Staatsräson fremdes Kulturgut aneignen? Heiligt der Zweck alle Mittel in der Kulturpolitik? Hat ein Staat, der sich als demokratisch bezeichnet, das Recht, seine eigenen Prinzipien zu verletzen, sobald seine Interessen auf dem Spiel stehen?

Unangenehme Fragen, klar. Aber wen kümmerte das 1958 schon?

Die „Komödie der Wiedergutmachung“ hatte perfekt funktioniert.

Es war notwendig, die Umwälzungen des späten 20. Jahrhunderts abzuwarten – den Fall der Berliner Mauer, die Globalisierung, das Aufkommen neuer internationaler Standards für Kulturgüter –, damit der Fall Matsukata wieder in den Fokus rückte.

Aber das ist eine andere Geschichte. Eine Geschichte, die in einer Welt spielen würde, die sich stark von der des Jahres 1958 unterscheidet. Eine Welt, in der Staaten sich nicht mehr so leicht die Schätze ihrer Nachbarn aneignen konnten, indem sie sich auf deren heilige Interessen beriefen.

KAPITEL 6: DIE JAHRE DES VERGESSENS

Paris, 1975

Der Lärm von Pressluftschlämmern hallte durch die riesige Halle des ehemaligen Bahnhofs von Orsay. Staubwolken hingen in der Luft. Der Ort glich einem architektonischen Schlachtfeld: verbogene Metallträger, klaffende Wände und zersplitterte Böden. Dort, in diesem Chaos, sollte der zukünftige Tempel französischer Kunst entstehen.

Françoise Cachin, Chefkuratorin und designierte Direktorin des Musée d'Orsay, schritt vorsichtig über die Trümmer, ihre Absätze klackten auf dem rissigen Beton. Sie trug ihren stets vorhandenen schwarzen Hosenanzug, den sie für wichtige Treffen reservierte, und hielt eine gelbe Mappe mit der Aufschrift „Sammlung Matsukata“ fest umklammert. Neben ihr schritt Michel Laclotte, Direktor der Museen Frankreichs, langsam voran. Sein tadelloser Anzug bildete einen starken Kontrast zu der apokalyptischen Szenerie, die sie umgab.

Cachin betrachtete das Werk mit einer Mischung aus Faszination und Besorgnis. Als Tochter eines renommierten Chirurgen und Enkelin des bekannten kommunistischen Aktivisten Marcel Cachin hatte sie am Institut für Kunst und Archäologie studiert und schon in sehr jungen Jahren eine alles verzehrende Leidenschaft für Kunst entwickelt.

— Michel, sieh dir das an!, rief Françoise Cachin aus und deutete mit einer ausladenden Geste auf das riesige Mittelschiff. Wir könnten hier die gesamte impressionistische Sammlung aufstellen. Die Monets den Renoirs gegenüber, die Degas in der Nische hinten ... Und dieses Licht! Dieses einfallende Tageslicht, genau das brauchen wir für die Pastellbilder.

Laclotte nickte zerstreut, sein Blick schweifte über die Pläne in seiner Hand. Er war in Gedanken versunken. Als Vollblutverwalter hatte er dank einer geschickten Mischung aus

echter Kompetenz und unverhohlenem Opportunismus jede Stufe der Kulturhierarchie erklommen. Er beherrschte die Kunst des Kompromisses meisterhaft, jene intellektuelle Übung, die es ermöglicht, das Unvereinbare miteinander zu versöhnen.

— Françoise, wir müssen dringend über die Präsentation der Matsukata-Werke sprechen. Ich habe gestern Abend einen Anruf aus dem Ministerbüro erhalten. Sie sind... wie soll ich sagen... besorgt über die mögliche öffentliche Aufmerksamkeit, die dieser Provenienz zuteilwerden könnte.

— Besorgt?, wiederholte Cachin mit einem Anflug von Ironie. Was beunruhigt sie? Dass wir die schönsten Van Goghs und Gauguins der Welt in unseren Sammlungen haben?

Ein Arbeiter ging an ihnen vorbei und schob eine Schubkarre voller Bauschutt. Laclotte wartete, bis er sich entfernt hatte, bevor er fortfuhr und instinktiv seine Stimme senkte.

— Sie wissen genau, wovon ich spreche, Françoise. Diese Sammlung ist eine tickende Zeitbombe. Wenn Journalisten anfangen, die Umstände ihres Erwerbs zu untersuchen ...

— Ihre Übernahme? Sie meinen wohl ihre Beschlagnehmung, Michel. Nennen wir die Dinge beim Namen.

Laclotte verzog das Gesicht. Er hasste es, wenn Cachin so direkt wurde. In ihren Kreisen bevorzugte man Euphemismen und Umschreibungen, alles, was es erlaubte, Dinge nicht allzu unverblümt beim Namen zu nennen. Die Neigung seines Kollegen zu verbaler Unbotmäßigkeit behagte ihm gar nicht.

— Genau, fuhr er fort und blickte nervös um sich. Solche Wörter müssen wir unbedingt vermeiden. Sehen Sie, ich habe ein Memo vorbereitet. Ich werde es Ihnen vorlesen.

Er holte ein getipptes Dokument aus seiner Aktentasche und begann, es mit monotoner Stimme vorzulesen.

— *„Richtlinie zur Präsentation von Werken aus der ehemaligen Sammlung Matsukata. Gemäß den Vorgaben des Kulturministeriums wird empfohlen, eine neutrale Nomenklatur hinsichtlich der Provenienz dieser Werke zu*

verwenden. Folgende Begriffe sollten verwendet werden: „Nationale Sammlung“, „Erwerb durch den französischen Staat“, „Anonyme Schenkung“. Jeder explizite Bezug auf die Sammlung Matsukata bedarf der vorherigen Genehmigung durch die französische Museumsdirektion.“

Cachin unterbrach ihn mit einem gezwungenen Lachen.

— Eine anonyme Spende? Das ist doch ein Scherz, oder? Wir sprechen hier von einer Sammlung von mehreren hundert bedeutenden Werken, nicht von einem Gemälde, das uns eine alte Tante geschenkt hat!

— Ich weiß, seufzte Laclotte und verstaute sein Dokument. Wenn wir anfangen, die ganze Geschichte zu erzählen – die Beschlagnahmung während des Krieges, die verpatzten Nachkriegsverhandlungen, die Farce von 1958 – dann haben wir am Ende eine gewaltige Kontroverse am Hals. Und das braucht das neue Museum wirklich nicht.

Sie gingen, vorbei an einem Baugerüst, an dem Arbeiter eifrig einen Torbogen verstärkten. Der Lärm war ohrenbetäubend, doch paradoxerweise verlieh er ihrem Gespräch eine gewisse Intimität. Cachin spürte, wie Wut in ihr aufstieg, Wut über die Kompromisse, die ihr Beruf mit sich brachte. Eine Wut, vermischt mit Selbsthass, denn sie wusste, dass sie letztendlich nachgeben würde.

— Wissen Sie, was mich an der ganzen Sache am meisten stört?, fragte Cachin schließlich. Dass wir genau das tun, was wir den Deutschen im Umgang mit Nazi-Plünderungen vorwerfen. Wir vertuschen es, verharmlosen es und tun so, als wäre nichts geschehen.

— Der Vergleich ist übertrieben, Françoise. Die Umstände sind völlig anders.

--- Ach wirklich? Ein ausländischer Sammler baut eine Sammlung in Frankreich auf. Krieg bricht aus. Der Staat beschlagnahmt sein Eigentum. Der Krieg endet. Der Staat behält

das Eigentum. Erklären Sie mir den grundlegenden Unterschied, ich höre zu.

Lacotte blieb abrupt stehen und wandte sich ihr zu. Dieses Gespräch weckte Zweifel in ihm, die er lieber verdrängt hätte. Seine gesamte Karriere beruhte auf seiner Fähigkeit, dem Staat treu zu dienen, ungeachtet seiner Widersprüche. Diese Loyalität infrage gestellt zu bekommen, ängstigte ihn mehr, als er zugeben wollte.

--- Der Unterschied liegt darin, dass Matsukata Japaner war, Japan der Feind war und ein gültiger internationaler Vertrag vorlag. Der Vertrag von San Francisco – sagt Ihnen das etwas? Alles ist legal.

— Legal, vielleicht. Moralisch, ganz sicher nicht.

— Seit wann richtet sich die Politik nach den moralischen Grundsätzen?, entgegnete Lacotte.

Sie erreichten den Ort, der später die große Impressionistengalerie werden sollte. Der Raum war gewaltig und in ein sanftes goldenes Licht getaucht. Cachin blieb mitten im Raum stehen und drehte sich langsam um, um den gesamten Raum in sich aufzunehmen. In solchen Momenten flammte ihre Leidenschaft für die Kunst wieder auf.

„Genau dort möchte ich ‚Das Schlafzimmer in Arles‘ platzieren“, erklärte sie. „Direkt in der Mitte, mit Deckenbeleuchtung. Es wird das Highlight der Kollektion sein.“

— Eine hervorragende Idee, stimmte Lacotte zu. Dieser Van Gogh ist außergewöhnlich. Die Leuchtkraft der Gelbtöne, die verzerrte Perspektive des Raumes ... Es ist ein absolutes Meisterwerk. Besucher werden in Scharen herbeiströmen, um es zu sehen.

— Und nirgends wird erwähnt, dass es aus der Matsukata-Sammlung stammt?

— Wir werden das Notwendige erwähnen: „Öl auf Leinwand, 1888, Sammlung des Musée d'Orsay.“ Das ist alles.

Ein dumpfer Schlag unterbrach sie. Ein Arbeiter bohrte ein paar Meter entfernt durch die Wand und wirbelte eine weiße Staubwolke auf. Hustend wichen sie zurück. Laclotte spürte die Last dieser staatlichen Lügen, zu deren Aufrechterhaltung er beitrug. Eine moralische Müdigkeit schimmerte in seinen Gesten, seinem Schweigen durch, in jenen Momenten, in denen seine Maske des eifrigen Beamten unmerklich Risse bekam.

— Letzte Woche traf ich mich mit Coullonges, dem Kurator der Gemäldeabteilung, fuhr Cachin fort, nachdem sie sicher im Inneren waren. Er erzählte mir eine interessante Anekdote. Anscheinend kam in den 1960er Jahren einer der Erben von Matsukata in den Louvre, um sich die Werke der Sammlung anzusehen.

--- Na und?

— Er weinte. Er weinte buchstäblich vor einem Cézanne-Gemälde, das seinem Großvater gehört hatte. Coullonges, damals stellvertretender Kurator, wusste nicht, wohin er schauen sollte. Er reichte ihm ein Taschentuch und begleitete ihn zum Ausgang, wobei er ihm versicherte, dass die Werke in guten Händen wären.

— Das ist rührend, kommentierte Laclotte. Aber es ändert nichts an der Situation. Diese Werke sind jetzt französisch.

Tausende Kilometer entfernt, im Tokioter Wohnviertel Daikanyama, blickte Saburō Matsukata von der Veranda seines traditionellen Hauses auf den Zen-Garten. Er hielt ein verblasstes Foto seines Vaters, Kōjirō Matsukata, in den Händen, das diesen in den 1920er-Jahren vor seiner Pariser Sammlung zeigte. An der Wand hinter ihm hingen einige der Gemälde, die einst französische Museen geschmückt hatten. Saburō gehörte zu jenen Japanern, die von Niederlagen gezeichnet waren, hin- und hergerissen zwischen dem Stolz auf ihre Vorfahren und der nationalen Demütigung. Als Ehrenmann nach traditionellen Werten hatte er dennoch lernen müssen, angesichts der Realität

Kompromisse einzugehen. Diese Zerrissenheit quälte ihn: die Würde seiner Familie zu wahren und gleichzeitig die Ohnmacht zu akzeptieren. Der Verlust der Sammlung seines Vaters symbolisierte für ihn alle Kapitulationen seiner Zeit. Seine Frau Michiko näherte sich schweigend und stellte eine Tasse warmen Sake neben ihn. Ihre schmerzliche Resignation war typisch für japanische Ehefrauen, die es gewohnt waren, den verletzten Stolz ihrer Männer zu besänftigen, ohne sie jemals zu verurteilen. Doch manchmal huschte ein Hauch von Verzweiflung über ihren Blick, wenn sie mit Saburōs quälenden Erinnerungen konfrontiert wurde.

— Du schaust dir diese Fotos immer noch an, flüsterte sie zärtlich. Das lässt den Schmerz nur wieder aufleben.

— Wie könnte ich das vergessen, Michiko?, erwiderte er, ohne den Blick vom Foto abzuwenden. Vater hat sein Leben dieser Sammlung gewidmet. Er wollte in Japan ein Museum gründen, um unser Volk über westliche Kunst aufzuklären.

— Saburō, es ist Zeit, ein neues Kapitel aufzuschlagen.

Er schüttelte langsam den Kopf. Dieses hartnäckige Verharren in dieser Angelegenheit deutete auf eine Unfähigkeit zu trauern hin.

— Ein neues Kapitel aufschlagen? Jedes Jahr bewundern Millionen von Touristen unsere Gemälde in Paris, ohne zu wissen, dass sie gestohlen wurden? Nein, Michiko. Ich kann nicht einfach ein neues Kapitel aufschlagen. Nicht, bis Gerechtigkeit geschehen ist.

Er legte das Foto beiseite und nahm den Becher Sake zwischen seine faltigen Hände, wobei er die Wärme genoss, die sich in seinen Handflächen ausbreitete.

— Ich habe gestern einen Brief vom Kurator des Rodin-Museums erhalten, fuhr er fort. Sie organisieren eine Ausstellung über französische Skulptur des 19. Jahrhunderts. Sie möchten

einige der Werke ausleihen, die sie uns 1958 ‚großzügigerweise zurückgegeben‘ haben. Sie behalten die Meisterwerke und bitten uns, ihnen die Reststücke auszuleihen, die sie uns freundlicherweise zurückgegeben haben.

— Was wirst du antworten?

— Nichts. Ich werde nicht antworten. Sollen sie sich doch mit ihrem Gewissen auseinandersetzen, falls sie überhaupt eins haben.

Stille senkte sich zwischen sie, nur unterbrochen vom leisen Plätschern des kleinen Bambusbrunnens im Garten. Michiko setzte sich schließlich neben ihren Mann und legte sanft ihre Hand auf seine. Diese Geste, die sie im Laufe der Jahre tausendfach wiederholt hatte, verriet sowohl ihre unerschütterliche Liebe als auch ihre Erschöpfung angesichts Saburōs Grübeleien.

— Kenji wird erwachsen, bemerkte sie. Er stellt immer mehr Fragen über seinen Urgroßvater. Neulich fragte er mich, warum wir keine westlichen Gemälde im Haus hätten, obwohl Kōjirō ein großer Sammler war.

— Was hast du ihm gesagt?

— Die Wahrheit. Dass sie in Frankreich sind. Aber ich hatte nicht den Mut, ihm zu erklären, wie sie dorthin gekommen sind. Das ist deine Sache; es ist dein Familienerbe.

Diese Verantwortung, die Fackel weiterzugeben, überwältigte ihn. Wie konnte er die Erinnerung bewahren, ohne die Unschuld zu trüben? Wie konnte er die Wahrheit vermitteln, ohne Hass zu säen?

Wie kann man einem Zehnjährigen erklären, dass die Welt vom Recht des Stärkeren regiert wird? Dass die schönen Begriffe, die ihm in der Schule beigebracht werden – Gerechtigkeit, Fairness, Respekt – nur leere Worte sind, wenn es um die Beziehungen zwischen Nationen geht?

— Er wird es verstehen. Kinder verstehen mehr, als wir denken.

— Vielleicht. Aber ich möchte ihm diesen Schmerz so lange wie möglich ersparen. Ihn noch ein wenig länger glauben lassen, dass die Welt gerecht ist.

Paris, Direktion der Museen Frankreichs, 1976

Der Sitzungssaal der französischen Museumsdirektion in der Rue de Valois wirkte wie ein Kriegsrat. Ein Dutzend hochrangige Beamte und Museumskuratoren hörten aufmerksam zu, als Direktor Léon Thuillier den gemeinsam mit dem Generalsekretär des Ministeriums ausgearbeiteten Plan vorstellte.

Thuillier gehörte zu jener Spezies hochrangiger Beamter, für die der Staat eine Art Religion war. Als Absolvent der École Normale Supérieure und Agrégé verehrte er die Institution mit der Inbrunst eines Gläubigen. Diese absolute Hingabe hatte ihn an die Spitze gebracht. In der Matsukata-Affäre sah er lediglich ein Kommunikationsproblem, das es zu lösen galt, und ignorierte die ethischen Aspekte bewusst.

— Meine Damen und Herren, begann er mit seiner tiefen, bedächtigen Stimme, wir stehen vor einer schwierigen Herausforderung. Unsere nationalen Sammlungen enthalten Werke, die der Stolz unserer Museen sind. Doch wir müssen das komplexe Erbe ihrer Erwerbung bewältigen. Das Ministerbüro hat uns beauftragt, einen klaren und einheitlichen Handlungsplan zu entwickeln.

Er stand auf und begann auf und ab zu gehen. Dieses rituelle Hin- und Hergehen offenbarte eine Nervosität in ihm, die er zu verbergen suchte.

— Die Matsukata-Sammlung umfasst bedeutende Werke, fuhr er fort. Wir sprechen hier von einer Sammlung mit erheblichem Marktwert. Doch neben dem finanziellen Aspekt steht auch unser internationaler Ruf auf dem Spiel.

Jacques Quoniam, Generalinspektor der Museen, sah sich zum Eingreifen gezwungen. Er hatte mehrere Krisen überstanden und eine Philosophie entwickelt, die es ihm ermöglichte, moralische Fragen ins richtige Verhältnis zu rücken.

— Wenn Sie gestatten, möchte ich anmerken, dass wir die Situation meiner Meinung nach unnötig dramatisieren. Welche Empfehlung gibt das Ministerbüro?

Thuillier ging zurück zu seinem Platz und nahm die feierliche Haltung ein, die er für wichtige Ankündigungen reservierte.

— Der Generalsekretär schlägt ein klares Vorgehen vor: die schrittweise Tilgung. Innerhalb von zehn Jahren werden wir alle Verweise auf die Matsukata-Sammlung aus unseren öffentlichen Dokumenten entfernen. Die Werke bleiben selbstverständlich weiterhin ausgestellt, aber ihre Provenienz wird nach und nach ... sagen wir ... neutralisiert.

— Was meinen Sie?, fragte ein Kurator des Louvre.

— Das heißt, wir werden sie vollständig integrieren. Keine besondere Erwähnung mehr, keine Unterscheidung mehr. Sie werden zu „Werken des Louvre“ oder „des Musée d’Orsay“. Als wären sie schon immer da gewesen.

— Aber die Archive? Die bestehenden Kataloge?, wandte Quoniam ein.

— Die Archive bleiben selbstverständlich für Fachforscher zugänglich. Wir befinden uns ja nicht mehr in der Sowjetunion. Die Kataloge werden durch neue, übersichtlichere Ausgaben ersetzt.

Louis Bazin, ehemaliger Abteilungsleiter des Louvre, der als Berater eingeladen worden war, ergriff das Wort. Mit über achtzig Jahren erlaubte ihm sein hohes Alter eine Redefreiheit, die sich seine jüngeren Kollegen nicht zugestanden.

— Ich war 1951 während der Vertragsverhandlungen dabei. Damals war ich jünger, habe aber an einigen Treffen teilgenommen. Was wir gemacht haben, war – wie soll ich sagen

– aus juristischer Sicht kreativ. Wir haben die Schwäche des besiegten Japans ausgenutzt, um etwas zu legalisieren, was, seien wir ehrlich, eine schnörkellose Enteignung war.

— Herr Bazin, unterbrach Thuillier, wir sind nicht hier, um die Geschichte umzuschreiben, sondern um die Gegenwart zu gestalten.

— Genau, entgegnete Bazin mit der Unverfrorenheit, die mit dem Alter einhergeht. Um die Gegenwart zu bewältigen, muss man die Vergangenheit verstehen. Und die Vergangenheit lehrt uns, dass wir uns in schwierigen Gewässern befinden. Die Japaner erholen sich wirtschaftlich. Sie werden nicht ewig schweigen.

— Umso mehr Grund zu handeln, solange sie es noch sind, schloss der Direktor.

Das Treffen wurde fortgesetzt. Man besprach die praktischen Details: wie die Beschriftungen der Kunstwerke angepasst, die Museumsmitarbeiter eingewiesen und Fragen von Journalisten und Forschern beantwortet werden sollten. Thuillier leitete die Diskussionen mit einer Autorität, die seine eigenen Zweifel kaum verbergen konnte. In seinen Momenten der Stille wurde ihm immer wieder bewusst, welch ein Täuschungsmanöver er mitverantwortete.

Musée d'Orsay, 1978

Das Museum befand sich noch im Bau, doch einige Räume nahmen bereits Gestalt an. In der zukünftigen Galerie für Postimpressionismus arbeitete ein Team von Technikern an einer monumentalen Holzkiste. Darin befand sich Van Goghs Schlafzimmer in Arles, das gerade aus dem Depot des Louvre eingetroffen war.

Jean-Pierre Moisin, der neu ernannte Kurator, überwachte die Arbeiten mit spürbarer Nervosität. Es war das erste Mal, dass er ein so wichtiges Projekt leitete. Als Sohn kleiner Ladenbesitzer

hatte er sich dank seines Talents und seiner Entschlossenheit emporgearbeitet und dabei jene besondere Sensibilität der Neureichen an den Tag gelegt.

— Vorsichtig!, rief er den Umzugshelfern zu. Das ist ein Van Gogh, kein Ikea-Sideboard!

Die Männer, die an die Launen der Restauratoren gewöhnt waren, setzten ihre Arbeit mit der Gelassenheit von Experten fort. Langsam und vorsichtig wurde das Gemälde aus seiner Kiste genommen und auf eine speziell angefertigte Staffelei gestellt.

Moisin näherte sich fasziniert. Die grellen Gelbtöne, die ungewohnte Perspektive, die spürbare Abgeschiedenheit, die von diesem leeren Raum ausging ... Alles war da, unversehrt, überwältigend.

— Herr Moisin?

Er drehte sich um. Hinter ihm stand eine junge Frau in einem weißen Kittel.

--- Ja?

— Charlotte Chenier, Dokumentationsabteilung. Ich muss die Angaben für die Kennzeichnung dieses Werkes überprüfen.

Sie öffnete ihre Akte und begann mit dem Eifer einer unerfahrenen Archivarin zu lesen.

— Also ... Vincent van Gogh, Das Schlafzimmer in Arles, Oktober 1888, Öl auf Leinwand, 57,3 x 73,5 cm. Zur Provenienz habe ich Folgendes gefunden: „*Sammlung Matsukata, Paris, erworben um 1921; vom französischen Staat beschlagnahmt, 1944; Louvre, 1951; im Musée d'Orsay hinterlegt, 1978.*“ Stimmt das?

Moisin, sichtlich verlegen, errötete leicht. Charlotte Chenier, eine junge Idealistin, verkörperte alles, was er gewesen war, bevor er die Spielregeln des Museumsgeschäfts kennengelernt hatte.

— Tatsächlich haben wir neue Richtlinien bezüglich der Provenienz erhalten. Für dieses Werk muss die Angabe „Sammlung des Musée d'Orsay“ erfolgen.

Die Dokumentarin blickte ihn erstaunt an.

— Aber ... das ist falsch. Dieses Werk hat eine Provenienz, eine dokumentierte Chronologie. Wir können sie nicht auslöschen!

— Das sind nicht meine Befehle, Fräulein Chenier. Die kommen von ganz oben. Von ganz oben.

— Aber das ist doch absurd!, protestierte sie. Jeder Kunststudent weiß, dass dieses Gemälde aus der Matsukata-Sammlung stammt. Es gibt Dutzende von Publikationen, die es erwähnen!

Moisin trat an sie heran und senkte die Stimme.

— Hören Sie, ich verstehe Ihre Frustration. Mich ärgert das auch. Aber wir haben ganz klare Anweisungen. Die Sammlung Matsukata existiert offiziell nicht mehr. Diese Werke gehörten schon immer französischen Museen. Das ist die neue Wahrheit. „Die neue Wahrheit?“, wiederholte sie ungläubig. „Sind wir in Orwells *1984* oder so etwas?“

— Fräulein Chenier, wenn Ihnen Ihre Position wichtig ist, rate ich Ihnen, die Anweisungen ohne Widerrede zu befolgen. Das ist ein gut gemeinter Rat.

Die junge Frau schloss ihre Akte; ihr Idealismus zerbrach angesichts des Schocks dieser ersten Konfrontation mit institutioneller Heuchelei.

— Na schön. „Sammlung des Musée d'Orsay.“ Aber verlangen Sie nicht von mir, dass ich auf diese Lüge stolz bin.

Sie drehte sich um und stürmte davon. Moisin sah ihr nach. Er erinnerte sich an seine eigene Empörung, als er die Wahrheit über diese Werke erfahren hatte. Aber mit der Zeit gewöhnt man sich an die Dinge. Diese Fähigkeit zur moralischen Anpassung war vielleicht das, was ihn am meisten an sich selbst erschreckte.

Das ist die eigentliche Lektion der Museumswelt.

Tokio, 1981

Kenji war nun sechzehn Jahre alt. Für einen japanischen Jungen war er groß, trug eine runde Brille, die ihm ein gelehrtes Aussehen verlieh, und verbrachte die meiste Freizeit in der Stadtbibliothek Shibuya. An diesem Tag blätterte er in einem Buch über den Impressionismus, als ihm eine Reproduktion von „Das Schlafzimmer in Arles“ ins Auge fiel. Die Bildunterschrift lautete: „*Musée d'Orsay, Paris*“.

Fasziniert von etwas, das er nicht genau benennen konnte, las er weiter. In einem Kapitel über Sammler des frühen 20. Jahrhunderts stieß er auf eine Schwarz-Weiß-Fotografie. Sein Herz machte einen Sprung. Es zeigte seinen Urgroßvater Kōjirō Matsukata, der vor einer Gemäldesammlung posierte. Und unter diesen Gemälden, deutlich zu erkennen, befand sich „Das Schlafzimmer in Arles“.

Er betrachtete erneut die Bildunterschrift der Reproduktion. „*Musée d'Orsay, Paris*.“ Kein Wort von Matsukata. Nichts. Als hätte sein Urgroßvater nie existiert.

Noch am selben Abend konfrontierte er seinen Großvater. Kenji besaß die Ungeduld eines Jugendlichen im Angesicht unausgesprochener Familiengeheimnisse, aber auch eine besondere Intuition, die es ihm ermöglichte, Lügen Erwachsener zu erkennen. Er hatte die Sturheit seines Urgroßvaters geerbt, ohne jedoch deren tieferliegende Beweggründe zu verstehen.

— Ojii-san, ich habe etwas Seltsames in der Bibliothek gefunden. Saburō Matsukata blickte von seiner Zeitung auf. Er hatte diesen Moment jahrelang gefürchtet, hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch, die Unschuld seines Enkels zu bewahren, und der Pflicht, die Familienerinnerung weiterzugeben.

— Ach wirklich? Was ist es denn?

Kenji legte das offene Buch vor sich hin.

— Das ist doch Urgroßvater auf diesem Foto, oder? Mit all den Gemälden?

Er erbleichte leicht, blieb aber ruhig.

— Ja, das ist er.

— Und das Gemälde dort, das ist der Van Gogh, der im Musée d'Orsay hängt?

--- Ja.

— Warum erwähnt das Museum nicht, dass es uns gehörte?

Saburō faltete langsam seine Zeitung zusammen. Der Moment, den er so gefürchtet hatte, war gekommen. Er musste seinem Enkel die Wahrheit sagen. Diese schmerzhaft Überbringung bedeutete für ihn sowohl eine Bürde als auch eine Verantwortung.

— Setz dich, Kenji. Das ist eine lange Geschichte. Eine schmerzhaft Angelegenheit.

Zwei Stunden lang erzählte er alles noch einmal. Seine Stimme zitterte und verriet die emotionale Schwere dieser Geschichte, die er in Gedanken schon tausendmal durchgespielt hatte.

Kenji lauschte mit geballten Fäusten. Dieser Teenager entdeckte auf brutale Weise, dass die Welt nicht von Gerechtigkeit, sondern von Gewalt regiert wurde. Diese Erkenntnis bedeutete das Ende seiner Unschuld, aber auch die Geburt eines Willens, der ihn sein Leben lang tragen sollte.

— Aber... aber das ist Diebstahl!, rief er aus, als sein Großvater geendet hatte.

— Ja. Aber ein Diebstahl, der durch einen internationalen Vertrag legalisiert wurde. Das macht ihn unanfechtbar.

— Unangreifbar? Nichts ist unangreifbar! Wir könnten Anwälte engagieren, die internationale Presse einschalten, einen Skandal inszenieren!

Saburō schüttelte traurig den Kopf. So viele Jahre des Scheiterns hatten ihn fatalistisch gemacht, vielleicht zu fatalistisch angesichts der jugendlichen Energie.

— Ich habe es versucht, Kenji. Jahrelang. Aber die Franzosen haben die Spuren verwischt, das Ereignis umgeschrieben. Für sie waren diese Werke immer schon französisch.

— Geben wir also auf? Lassen wir sie gewinnen?

Saburō blickte seinem Enkel in die Augen. Er sah darin eine Leidenschaft, die ihn an seinen eigenen Vater erinnerte. Diese Flamme war zugleich seine Hoffnung und seine Angst: die Hoffnung, dass endlich Gerechtigkeit geschehen würde, und die Angst, Kenji in einem Streben versinken zu sehen, das bereits sein eigenes Leben vergiftet hatte.

— Nein, wir geben nicht auf. Wir warten. Wir bereiten uns vor. Eines Tages wird sich die Gelegenheit bieten. Und an diesem Tag müssen wir bereit sein. Deshalb musst du lernen, Kenji. Lerne Jura, Fremdsprachen, finde heraus, wie die Welt funktioniert. Gewalt allein reicht nicht aus, um zurückzuholen, was uns gestohlen wurde. Wir brauchen Intelligenz, Geduld und vor allem müssen wir den Feind besser kennen, als er sich selbst kennt.

Paris, Grand Palais, 1985

Die Ausstellung „*Ein Jahrhundert französischer Kunst: 1885–1985*“ im Grand Palais war das kulturelle Ereignis des Jahres. Präsident François Mitterrand persönlich sollte sie eröffnen. Hinter den Kulissen herrschte reges Treiben. Françoise Cachin, die heutige Direktorin des Musée d’Orsay, koordinierte mit ihrem Team die letzten Vorbereitungen.

Cachin hatte den Höhepunkt ihrer Karriere erreicht. Jeder berufliche Erfolg erinnerte sie an die Opfer, die sie gebracht hatte, um dorthin zu gelangen.

Die Affäre um Matsukata brachte ihre inneren Widersprüche zum Ausdruck: die Kunstliebhaberin versus die Karrierefrau, die Intellektuelle versus die Beamtin.

— Was soll das heißen, die Beschriftung des Gauguin ist noch nicht bereit?, rief sie aus und funkelte ihren Assistenten wütend an.

— Nun, wir haben ein kleines Problem, Frau Direktorin. Im Katalog von 1979 ist dieser Gauguin als aus der Sammlung Matsukata stammend aufgeführt. In unseren neuen Dokumenten findet sich jedoch kein Hinweis auf diese Provenienz. Journalisten könnten Fragen dazu stellen ...

Der Fall Matsukata wurde ihr zur Last. Mit jeder Ausstellung, jeder Leihgabe tauchte er wie ein anklagender Geist wieder auf. Sie spürte den Blick der Kunstwerke selbst, als ob diese Gerechtigkeit forderten.

— Sehen Sie, es ist ganz klar. Der Katalog von 1979 enthielt einen Fehler. Das ist alles. Falls Sie danach gefragt werden, können Sie sagen, dass weitere Recherchen die wahre Herkunft des Werkes geklärt haben.

— Aber meine Dame, Fachjournalisten kennen diesen Fall. Paul Jourdan vom *Figaro* beispielsweise schrieb in den Siebzigerjahren mehrere Artikel über die Sammlung Matsukata...

„Dann wird er verstehen, dass es in seinem besten Interesse liegt, alte Kontroversen nicht wieder aufzuwärmen“, erwiderte sie. „Das Musée d’Orsay pflegt ausgezeichnete Beziehungen zu *Le Figaro*. Wir leihen ihnen regelmäßig Werke für ihre Veranstaltungen. Es wäre schade, wenn sich das ändern würde, finden Sie nicht?“

Die Botschaft war eindeutig: Zuckerbrot und Peitsche. Wer mitspielte, wurde belohnt. Die anderen... Diese Art der Machtausübung offenbarte eine Härte in Cachin, die sie nicht immer besessen hatte. Das System hatte sie ohne ihr Wissen verändert.

Am Abend der Eröffnung war die gesamte Pariser Kultur-Elite anwesend: Minister, Botschafter, Sammler, Kunstkritiker... In seiner Rede pries François Mitterrand das „*französische Genie*“ und

„*Paris, die Welthauptstadt der Kunst* “. Kein Wort über die beschlagnahmten ausländischen Werke, die einen bedeutenden Teil der Ausstellung ausmachten.

In der Menge beobachtete ein Mann das Geschehen mit einem verschmitzten Lächeln. Yukio Tanaka, Paris -Korrespondent der *Asabi Shimbun*, machte sich Notizen. Er sprach fließend Französisch und kannte die Affäre um die Matsukata-Sammlung in- und auswendig. Sein Onkel mütterlicherseits hatte in den 1930er-Jahren für Kōjirō Matsukata gearbeitet. Tanaka gehörte zu jenen japanischen Journalisten, die gleichermaßen Respekt vor der französischen Kultur und Empörung über das erlittene Unrecht empfanden. Diese Ambivalenz spiegelte sich in seiner Arbeit wider: Bewunderung für westliche Kunst, Empörung über die Plünderungen. Die Wahrheit über Matsukata zu finden, war für ihn zu einer persönlichen Herzensangelegenheit geworden.

Nach den Reden sprach er Françoise Cachin während des anschließenden Cocktail-Empfangs an.

— Frau Direktorin, mein Name ist Yukio Tanaka, *Asabi Shimbun*. Eine großartige Ausstellung. Besonders angetan bin ich von der postimpressionistischen Abteilung.

— Vielen Dank, Herr Tanaka. Das Musée d'Orsay ist stolz darauf, eine der besten Sammlungen der Welt zu besitzen.

— In der Tat. Einige dieser Werke haben eine faszinierende Geschichte. War dieser Gauguin beispielsweise nicht Teil der Sammlung meines Landsmanns Kōjirō Matsukata?

Cachins Lächeln erstarrte augenblicklich. Sie kannte diese journalistische Taktik. Die sanfte Annäherung vor dem finalen Schlag.

— Ich glaube, Sie irren sich, Herr Tanaka. Dieser Gauguin war schon immer Teil der französischen Nationalsammlungen.

— Wirklich? Ich habe hier jedoch eine Reproduktion des Katalogs der Ausstellung von 1927 in der Galerie Georges Petit, in der dieses Werk eindeutig Matsukata zugeordnet wird...

Er zog eine Fotokopie aus der Tasche und reichte sie der Direktorin. Diese warf nur einen kurzen Blick darauf und nahm den hochmütigen Gesichtsausdruck an, den sie für unerwünschte Besucher reservierte.

— Die Kataloge jener Zeit enthielten oft Fehler, Herr Tanaka. Unsere aktuellen Forschungsergebnisse sind wesentlich zuverlässiger.

— Aha, erwiderte der Journalist mit einem Lächeln, das nichts Gutes verheiß. Fehler. Wie praktisch. Sagen Sie mir, Frau Direktorin, wie viele Werke aus der Matsukata-Sammlung derzeit die Wände Ihrer Museen schmücken?

Cachin erstarrte. Dieser Journalist begann sie ernsthaft zu verärgern, und sie spürte, wie diese vertraute Irritation in ihr aufstieg, wann immer es jemand wagte, ihre Autorität in Frage zu stellen.

— Herr Tanaka, ich weiß nicht, was Sie damit andeuten wollen, aber...

— Ich will Ihnen nichts unterstellen, Madame. Ich stelle lediglich eine rein journalistische Frage. Eine Frage, die Sie lieber nicht beantworten möchten. Das ist Ihr gutes Recht. Aber es ist auch mein Recht, dem nachzugehen, was stark nach organisierter Plünderung aussieht.

— Ich rate Ihnen, Herr Tanaka, sich in Ihren Texten sehr zurückzuhalten. Verleumdung ist nach französischem Recht strafbar.

— Und wie steht es mit Diebstahl? Ist Diebstahl nach französischem Recht strafbar, Frau Direktorin?

Damit verbeugte er sich höflich und ging weg, während Françoise Cachin vor Wut kochte. Sie gab Michel Laclotte, der

sich gerade mit dem italienischen Botschafter unterhielt, ein Zeichen.

— Michel, wir haben ein Problem. Dieser japanische Journalist da drüben. Er recherchiert im Fall Matsukata.

Laclotte runzelte die Stirn. Der nahende Ruhestand hatte ihn in Kontroversen weniger streitlustig gemacht. Er sehnte sich danach, seine Karriere in Ruhe und Frieden zu beenden.

— Tanaka? Ja, ich kenne ihn vom Hörensagen. Ein richtiger Störenfried. Was will er?

— Offenbar sorgt er für einen Skandal. Er hat historische Dokumente, er stellt Fragen...

— Ich kümmere mich darum. Ich habe gute Kontakte zur japanischen Botschaft in Paris. Dort besteht kein Interesse daran, dass diese Angelegenheit wieder aufkommt. Die französisch-japanischen Beziehungen sind derzeit ausgezeichnet; die werden sie nicht wegen ein paar Gemälden aufs Spiel setzen.

Wenige Tage später erhielt Yukio Tanaka einen Anruf von seinem Redakteur in Tokio. Die Botschaft war eindeutig: kein Artikel über die Matsukata-Sammlung. „Bilaterale Beziehungen“ hatten Vorrang vor investigativem Journalismus. Tanaka wurde klar, dass er einen wunden Punkt getroffen hatte. Diese Zensur bestärkte ihn nur in seinem Entschluss, doch er musste seine Enthüllungen auf einen günstigeren Zeitpunkt verschieben.

Kamakura, 1990

Kenji war jetzt fünfundzwanzig Jahre alt. Der Juraabsolvent der Universität Tokio war gerade in Harvard angenommen worden. Doch bevor er in die Vereinigten Staaten aufbrach, wollte er noch ein letztes Mal mit seinem Großvater sprechen, dessen Gesundheitszustand sich verschlechterte.

Er lag in seinem Zimmer im Bett. Sein Blick blieb scharf und entschlossen. Saburō spürte, wie seine Kräfte schwanden, doch diese körperliche Schwäche ging mit einer seelischen Befreiung

einher. Dem Tod nahe, fürchtete er sich nicht länger, seine Wahrheit auszusprechen, so bitter sie auch sein mochte.

— Kenji, komm näher, murmelte er mit schwacher Stimme.

Der junge Mann kniete neben dem Futon. Kenji trug die Ungeduld der Jugend in sich, den Drang, alles sofort zu wollen. Doch im Angesicht seines sterbenden Großvaters lernte er Geduld. Diese Lektion in Selbstbeherrschung würde sich in den kommenden Kämpfen als unschätzbar wertvoll erweisen.

— Ja, Ojii-san?

— In der Truhe dort drüben... Da ist eine schwarze Lackkiste. Bring sie mir.

Kenji willigte ein. Die Kiste war schwer und mit goldenen Motiven verziert, die fliegende Kraniche darstellten. Saburō öffnete sie mühsam und gab den Blick auf Bündel von Dokumenten frei.

— Hier ist alles, was ich von der Sammlung retten konnte. Die Originalinventare, die Korrespondenz mit Pariser Händlern, die Fotos... Und vor allem dies.

Er legte ein offizielles Dokument mit dem Siegel der französischen Regierung vor.

— Der Beschlagnahmebeschluss von 1944. Unterzeichnet von einem gewissen Paul Dumont, dem provisorischen Verwalter. Dieses Dokument beweist, dass Frankreich die Sammlung tatsächlich beschlagnahmt hat. Was auch immer sie sagen mögen, dieses Dokument ist unanfechtbar.

— Ojii-san, damit können wir...

— Moment. Das ist noch nicht alles.

Er holte einen weiteren Stapel Papiere hervor.

— Die vertraulichen Protokolle der Verhandlungen von 1951 und 1958. Ein uns wohlgesonnener japanischer Diplomat übergab sie mir in den Sechzigerjahren. Sie belegen eindeutig, wie die Franzosen die Verhandlungen manipulierten und unsere

Nachkriegsschwäche ausnutzten, um ihren Diebstahl zu legalisieren.

Kenji blätterte fassungslos durch die Dokumente. Diese Unterlagen stellten weit mehr dar als nur ein Familienerbe. Sie waren ein komplettes juristisches Arsenal, um den Kampf um die Wahrheit zu führen. Aber auch eine schwere Last für einen Fünfundzwanzigjährigen.

— Aber das ist ja gewaltig! Wir könnten einen internationalen Skandal auslösen!

— Vielleicht. Aber wir müssen effektiv sein. Die Franzosen sind mächtig; sie sind solche Auseinandersetzungen gewohnt. Wir müssen den richtigen Zeitpunkt abwarten. Und vor allem brauchen wir Verbündete. Allein können wir nichts ausrichten.

Er nahm die Hand seines Enkels. Diese einfache Geste trug die ganze Bedeutung der Generationenweitergabe in sich: Hoffnungen, Bedauern, Verantwortung.

— Kenji, ich werde das Ende wohl nicht mehr erleben. Aber du hast Zeit. Du bist intelligent. Du bist entschlossen. Versprich mir, dass du niemals aufgibst. Versprich mir, dass du Kōjirōs Andenken ehren wirst.

— Ich verspreche es dir, Ojii-san. Ich werde unsere Sammlung zurückbekommen. Oder zumindest werde ich die Wahrheit ans Licht bringen.

Saburō Matsukata starb drei Wochen später. Seine Beerdigung war schlicht, seinem Wunsch entsprechend. Doch in Kenjis Herzen brannte eine unstillbare Flamme...

Paris, Musée d'Orsay, 1993

Sophie Martinet war eine junge Doktorandin der Kunst mit Schwerpunkt auf französischen Museumssammlungen. In ihrer Dissertation interessierte sie sich für die Provenienz postimpressionistischer Werke. Eines Tages stieß sie bei der

Recherche in den Archiven des Musée d'Orsay auf eine beunruhigende Anomalie.

Sophie, die aus einer bürgerlichen Familie stammte, näherte sich der Kunst mit aufrichtiger Leidenschaft, frei von den sozialen Kalkulationen, die ihre Älteren motivierten.

— Entschuldigen Sie, fragte sie die Archivarin, eine Frau in ihren Sechzigern mit strengem Dutt. Ich suche die Erwerbungsunterlagen für diese Werkgruppe, finde aber nur Dokumente aus der Zeit nach 1960. Wo sind die Originale?

Die Archivarin warf einen Blick auf die Liste. Dreißig Jahre hatte sie in dieser Institution verbracht und sich zwischen den Anforderungen der Forschung und den Zwängen der Verwaltung bewegt. Diese Erfahrung hatte sie vorsichtig gemacht.

— Ach, diese Werke... Die Originaldateien befinden sich in einem speziellen Archiv.

— In besonderer Reserve? Warum?

— Dies sind vertrauliche Dokumente. Sie benötigen die Genehmigung der Geschäftsleitung, um diese einzusehen.

— Sensibel? Wie können Akquisitionsdokumente, die fünfzig Jahre alt sind, als sensibel gelten?

Die Archivarin zögerte, beugte sich dann zu ihr vor und senkte die Stimme. Trotz jahrelanger Anpassung hatte sie sich einen bemerkenswerten Sinn für Professionalität bewahrt. Sie wusste, wie sie die Interessen der Institution von denen der Wahrheit unterscheiden konnte.

— Hören Sie mal, meine Liebe, ein kleiner Rat: Verlieren Sie sich nicht in diesen Arbeiten. Konzentrieren Sie sich für Ihre Abschlussarbeit auf etwas anderes. Das erspart Ihnen viel Ärger.

— Ärger? Wovon reden Sie?

Die Archivarin sah sich um, um sicherzugehen, dass sie allein waren.

Die letzte Doktorandin, die versucht hatte, diese Akten einzusehen, wurde mit ihrer Dissertation abgelehnt. Offiziell wegen „unzureichender Methodik“. Inoffiziell ... sagen wir einfach, sie hat sich in Angelegenheiten eingemischt, die sie nichts angingen.

— Wollen Sie mir damit sagen, dass in diesem Museum zu bestimmten Themen aktive Zensur stattfindet?

— Ich sage gar nichts. Ich gebe Ihnen nur einen freundschaftlichen Rat, mehr nicht. Wenn Sie diese Dokumente einsehen möchten, stellen Sie einen schriftlichen Antrag an die Geschäftsleitung. Seien Sie aber nicht überrascht, wenn er abgelehnt wird.

Sophie verließ das Archiv verstört. Sie, die geglaubt hatte, im Tempel des Wissens und der Kultur zu arbeiten, entdeckte eine weitaus düsterere Realität. Noch am selben Abend sprach sie mit ihrem Doktorvater, Professor Bernard Druesne, darüber.

Druesne gehörte zu jenen Akademikern, die den Mai 1968 miterlebt hatten und dabei ihre Ideale bewahrten. Aufrecht, schwankte er zwischen bitterer Skepsis und der anhaltenden Hoffnung, dass die Wahrheit eines Tages siegen würde.

— Ah, Sophie, du hast einen der bestgehüteten Geheimnisse der französischen Museumswelt ergründet: die Matsukata-Sammlung.

— Ist Ihnen das bekannt?

— Natürlich weiß ich das. Alle Fachleute wissen es. Aber es ist ein Tabuthema. Wir sprechen nicht darüber.

— Aber das ist ungeheuerlich! Das ist völlig unethisch!

Der Professor blickte sie müde an. So viele Jahre hatte sie mit ansehen müssen, wie brillante Studenten an den Realitäten des Universitätssystems scheiterten ...

— Sophie, du bist jung und idealistisch. Das ist gut. Aber lass mich dir erklären, wie unsere kleine Welt funktioniert. Französische Museen sind mächtige Institutionen. Sie haben

enge Verbindungen zur politischen, wirtschaftlichen und medialen Macht. Wer es wagt, ihre Praktiken in Frage zu stellen, wird schnell an den Rand gedrängt. Keine Fördergelder, keine Stellen, keine Publikationen. Kurz gesagt: akademischer Tod.

— Sollen wir also schweigen? Sollen wir die Lüge akzeptieren?

Wir gehen Kompromisse ein. Wir finden einen Ausweg. Wir beschäftigen uns mit etwas anderem. Oder, wenn wir mutig sind, warten wir ab. Wir sammeln Beweise, und eines Tages, wenn die Umstände günstig sind, schlagen wir zu. Aber dieser Tag ist noch nicht gekommen, glaubt mir.

— Und wann wird er kommen?

Druesne lächelte traurig. Er hatte sich diese Frage schon lange gestellt.

– Wenn die Japaner wirtschaftlich stark genug sind, um Druck auszuüben. Wenn die internationale Öffentlichkeit diese Probleme erkennt. Wenn die alten Konservativen, die ihre Karrieren auf dieser Lüge aufgebaut haben, tot sind. Geduld, Sophie. Die Wahrheit siegt am Ende immer. Aber manchmal braucht es seine Zeit.

Boston, Harvard Law School, 1995

Kenji befand sich nun im letzten Jahr seines Doktoratsstudiums. Seine Dissertation trug den Titel „Die Restitution von Kunstwerken im Völkerrecht: Fallstudien“. Offiziell galt das Thema als neutral. Inoffiziell wurde es als Waffe gegen Frankreich eingesetzt.

Die Harvard-Universität hatte Kenji verändert. Aus dem schüchternen Studenten war ein versierter Stratege geworden, der die Codes westlicher Macht perfekt beherrschte. Doch diese Wandlung ging mit einem schmerzhaften Verlust der Unschuld einher. Er hatte gelernt, seine Gefühle zu verbergen, seine Wirkung abzuwägen und seine Beziehungen zu manipulieren.

Sein Doktorvater, Professor Robert Crawford, ein renommierter Spezialist für Völkerrecht, hatte ihn gewarnt. Er gehörte zu jener brillanten, aber ängstlichen amerikanischen akademischen Elite, die mehr daran interessiert war, ihren Ruf zu wahren, als Gerechtigkeit zu verteidigen.

— Kenji, deine Arbeit ist relevant. Aber du bewegst dich auf dünnem Eis. Frankreich reagiert sehr sensibel auf diese Themen. Wenn du deine Dissertation veröffentlichen willst, musst du deine Formulierungen sehr sorgfältig wählen.

— Professor, bei allem Respekt, die Zurückhaltung hat meiner Familie in fünfzig Jahren nichts gebracht.

— Was schlagen Sie vor?

— Ein indirekter Ansatz. Anstatt Frankreich wegen der Matsukata-Sammlung direkt anzugreifen, werde ich Präzedenzfälle aufzeigen. Ich werde darlegen, wie andere Länder während des Krieges beschlagnahmte Werke zurückgegeben haben.

Crawford lächelte und bewunderte das Können seines Schülers.

— Das ist gut. Aber es wird Zeit brauchen.

— Ich habe Zeit. Und vor allem habe ich etwas, was mein Großvater nicht hatte: Zugang zu internationalen Netzwerken. Harvard ist ein Tor zur ganzen Welt. Absolventen von hier sind überall: in Anwaltskanzleien, in den Medien ...

— Möchten Sie ein Netzwerk aufbauen?

— Ja. Ein Netzwerk von Unterstützern, von potenziellen Verbündeten. Menschen, die, wenn es soweit ist, unsere Sache aufgreifen können.

In den folgenden Monaten setzte Kenji seine Strategie entschlossen um. Er besuchte jede Konferenz zum Denkmalrecht, knüpfte Kontakte und legte diskret den Grundstein für seine zukünftige Kampagne. Er traf sich mit Journalisten, Anwälten und Akademikern. Jedem von ihnen erzählte er den Fall der Matsukata-Sammlung – ohne

aufdringlich zu wirken, aber gerade so, dass ihr Interesse geweckt wurde.

Eines Abends lernte er auf einer Konferenz in New York Sarah Fieldman kennen, eine Anwältin, die sich auf die Rückgabe von während des Holocaust geraubten Werken spezialisiert hatte.

Sarah trug diese besondere Überlebensschuld in sich, die sich in einen kämpferischen Einsatz für wiederherstellende Gerechtigkeit verwandelt hatte. Sie erkannte in Kenji sofort dieselbe ererbte Wunde, denselben Durst nach Wiedergutmachung, der ihn antrieb.

— Sie erinnern mich an unsere eigenen Kämpfe, sagte sie zu ihm, nachdem er ihr den Fall Matsukata erklärt hatte. Der Unterschied ist, dass wir öffentliches Mitgefühl haben. Jeder erkennt die Ungerechtigkeit des Holocaust an. Aber eine beschlagnahmte japanische Sammlung ... Wissen Sie, ich habe Kontakte zu den amerikanischen Medien. Wenn Sie möchten, kann ich diese Geschichte verbreiten. Vorerst diskret. Nur um die Basis zu schaffen.

— Danke, ich nehme Ihre Hilfe an.

Dieses Bündnis markierte den Beginn einer neuen Phase im Matsukata-Konflikt.

Paris, Direktion der Museen Frankreichs, 1997

In seinem holzgetäfelten Büro in der französischen Museumsdirektion hörte Louis Monnier, der neue Direktor, aufmerksam dem Bericht seiner Berater zu. Er hatte Thuilliers Nachfolge angetreten, mit dem Ziel, die Institution zu modernisieren, sah sich aber mit denselben Dilemmata wie sein Vorgänger konfrontiert. Neben ihm machte sich Françoise Armand, die stellvertretende Generalsekretärin des Ministeriums, eifrig Notizen.

Monnier gehörte zu jener Gruppe höherer Beamter, die in modernen Managementmethoden geschult waren, aber mit der

aus der Vergangenheit übernommenen Trägheit konfrontiert wurden. Er schwankte zwischen dem Wunsch nach Transparenz und korporatistischen Reflexen, zwischen vorgeblicher Modernität und erklärtem Konservatismus.

— Wir haben ein potenzielles Problem. Unsere Medienbeobachtungsdienste haben eine zunehmende Präsenz des Themas „Matsukata-Sammlung“ in der englischsprachigen Presse festgestellt. In den letzten Monaten sind mehrere Artikel in amerikanischen und britischen Fachzeitschriften erschienen.

— Worum geht es hier?, fragte Françoise Armand, die gerade erst in diese Position berufen worden war.

Monnier sprach.

— Das ist ein alter Fall, Frau Generalsekretärin. Eine japanische Sammlung, die während des Krieges beschlagnahmt und in unsere nationalen Sammlungen integriert wurde. Rechtlich ist alles in Ordnung. Der Vertrag von San Francisco von 1951 räumt uns alle Rechte ein. Aber ...

--- Aber?

Aus ethischer und medialer Sicht ist die Sache jedoch komplizierter. Sollte die Affäre eskalieren, riskieren wir, in dieselbe Lage zu geraten wie die Schweizer Museen mit dem Nazigold. Ein Imageschaden. Das Ministerbüro ist besorgt.

Françoise Armand, die erst kürzlich aus der Zentralverwaltung gekommen war, entdeckte jene Grauzonen, die ihr die ENA (Nationale Verwaltungsschule) nicht vermittelt hatte. Diese Einführung in die Realität der Macht beunruhigte sie mehr, als sie zugeben wollte.

— Welche Möglichkeiten haben wir?

— Erste Option: Wir tun nichts und hoffen auf das Beste. Riskant, aber möglich. Zweite Option: Wir ergreifen die Initiative. Wir sprechen das Thema an, übernehmen Verantwortung und erklären den Kontext. Dritte Option: Wir

verhandeln diskret mit den Japanern. Wir übergeben ihnen einige symbolische Werke im Austausch für ihr Schweigen zum Rest.

— Was ist Ihre Empfehlung?

Monnier zögerte.

— Persönlich würde ich eher zur dritten Option tendieren. Diese Entscheidung liegt jedoch außerhalb unserer Zuständigkeit. Sie bedarf der Zustimmung des Kabinetts.

— Wer sind die jetzigen Erben? Sind sie streitsüchtig?

Der Haupterbe ist Kenji Matsukata, Urenkel von Kōjirō Matsukata. Der in Harvard ausgebildete Jurist ist derzeit Partner einer großen Tokioter Anwaltskanzlei. Unseren Quellen zufolge versucht er, eine unauffällige Medienkampagne zu inszenieren.

— Können wir ihn treffen?

— Wir können es versuchen. Aber so wie wir ihn kennen, wird er sich nicht mit Krümeln zufriedengeben. Er will alles zurück. Oder zumindest eine öffentliche Anerkennung des angerichteten Schadens.

— Beginnen wir mit einer Bestandsaufnahme unserer Sammlung. Wie viele Werke sind es, welchen Wert haben sie, welche Bedeutung haben sie für unsere Museen? Dann prüfen wir, ob ein diskretes Treffen möglich ist. Vor allem aber müssen wir einen Kommunikationsplan zur Verteidigung ausarbeiten. Sollte die Angelegenheit eskalieren, müssen wir zur Gegenwehr bereit sein. Ich werde das Kabinett informieren.

— Gut, gnädige Frau. Doch dieser Fall offenbart ein tieferliegendes Problem. Unsere Museen quellen über vor Werken zweifelhafter Herkunft. Wenn wir im Fall Matsukata nachgeben, schaffen wir eine Lücke, in die sich alle stürzen werden.

— Ich weiß. Aber wir schreiben das Jahr 1997, nicht 1951. Die Welt hat sich verändert. Wir müssen uns anpassen, sonst leiden wir. Dem Minister ist das bewusst.

Tokio, Yamamoto & Associates, 1998

Kenji Matsukata, mittlerweile Partner in einer der renommiertesten Anwaltskanzleien Japans, hatte ein Treffen einberufen. Am Tisch saß sein Team, bestehend aus zwei jungen japanischen Anwälten, einem Kunstspezialisten und Sarah Fieldman, die eigens aus New York angereist war.

Kenjis Wandlung war verblüffend. Aus dem leidenschaftlichen jungen Mann war ein erfolgreicher Anwalt geworden.

— Wo sind wir?, fragte Kenji.

Der Kunstexperte, Professor Yamada, ergriff das Wort.

— Ich habe anhand der Unterlagen Ihres Großvaters ein vollständiges Inventar der Sammlung erstellt.

— Geschätzter Preis

— Zu aktuellen Marktpreisen haben die sich noch in Frankreich befindlichen Werke einen Wert zwischen 800 Millionen und 1,2 Milliarden Dollar. Allein das Schlafzimmer in Arles wird auf über 100 Millionen Dollar geschätzt.

Sarah Fieldman schritt ein.

— Es geht nicht nur um Geld. Es geht um das gestohlene kulturelle Erbe eines Visionärs.

— Absolut, stimmte Kenji zu. Genau diesen Aspekt müssen wir betonen. Nicht den finanziellen, sondern den moralischen, kulturellen und menschlichen.

Einer der jungen Anwälte, Nukaga, fragte mit der Kühnheit, die Unerfahrenheit verleiht.

— Sehr geehrter Herr, ich habe den Vertrag von San Francisco studiert. Artikel 14 scheint die Franzosen zu begünstigen. Wie lässt sich dieses rechtliche Hindernis umgehen?

Kenji lächelte. Er hatte sich jahrelang in Harvard mit dieser Frage beschäftigt und seine Argumentation ständig verfeinert.

Ich habe lange darüber nachgedacht. Wir können den Vertrag selbst nicht angreifen, das stimmt. Aber wir können

argumentieren, dass Frankreich seine Befugnisse überschritten hat. Im Vertrag war von „Kriegsentschädigungen“ die Rede. Die Matsukata-Sammlung war jedoch kein Kriegsgut. Es handelte sich um eine Privatsammlung, die lange vor dem Konflikt durch rechtmäßige Ankäufe zusammengetragen worden war. Frankreich hatte kein Recht, sie als „Entschädigungen“ zu betrachten.

— Das ist genial!, rief Sarah aus. Sie stellen nicht den Vertrag in Frage, sondern dessen missbräuchliche Anwendung.

— Und ich habe noch etwas. Schauen Sie sich dieses Dokument an.

Er projizierte einen offiziellen Brief aus dem Jahr 1946 auf die Leinwand.

— Dies ist ein Brief der französischen Regierung an meinen Großvater, in dem bestätigt wird, dass die Sammlung „vorübergehend unter Schutz gestellt“ wurde. Dieser Brief beweist, dass selbst Frankreich anfänglich erkannte, dass die Sammlung zurückgegeben werden sollte.

— Warum wurde sie dann nicht zurückgegeben?, fragte Nukaga.

— Opportunismus. Zwischen 1946 und 1951 erkannte Frankreich den Wert dessen, was es besaß, und änderte seine Position. Das ist eklatante Unaufrichtigkeit.

Professor Yamada fügte hinzu.

— Ich habe in den Archiven des Quai d'Orsay auch etwas Interessantes entdeckt. Interne Memos, in denen französische Diplomaten einräumen, dass die Beschlagnahmung der Matsukata-Sammlung zwar „rechtlich heikel“, aber „politisch opportun“ war. Sie wussten, dass sie stahlen, taten es aber trotzdem.

— Ausgezeichnet, schloss Kenji. Wir haben die Beweise. Sarah, wie stellst du dir die weitere Entwicklung vor?

Sarah dachte einen Moment nach.

— Wir müssen den Mediendruck weiter erhöhen. Ich habe Kontakte bei der *New York Times*, die an einem ausführlichen Artikel sehr interessiert wären. Aber wir brauchen auch ein auslösendes Ereignis.

Etwas, das die Franzosen zu einer Reaktion zwingen wird.

Paris, Musée d'Orsay, 2000

Es war ein Novembermorgen. Das Museum hatte gerade geöffnet, und die ersten Besucher trafen ein. Unter ihnen befand sich ein eleganter Besucher in seinem schwarzen Mantel, der mit entschlossenem Schritt einherschritt.

Kenji Matsukata blieb vor „Das Schlafzimmer in Arles“ stehen. Zum ersten Mal in seinem Leben sah er mit eigenen Augen das Gemälde, das seinem Urgroßvater gehört hatte. Er war überwältigt von seinen Gefühlen. Das leuchtende Gelb, die verzerrte Perspektive, die Stille, die von diesem leeren Raum ausging ... All das hätte in einem Museum in Tokio ausgestellt werden sollen, für die japanische Bevölkerung zugänglich.

Er blieb mehrere lange Minuten regungslos dort stehen.

— Rührend, nicht wahr?

Kenji drehte sich um. Eine elegante Frau blickte ihn mit einem leichten Lächeln an. Er erkannte sofort Françoise Cachin, die ehemalige Direktorin des Museums. Man hatte ihr mitgeteilt, dass Kenji Matsukata für 48 Stunden in Paris sei, und sie hoffte, er würde das Musée d'Orsay besuchen. Sie wollte ihn unbedingt treffen, zweifellos um ihr schlechtes Gewissen zu beruhigen. Sie hatte stundenlang auf seinen Besuch gewartet.

— Madame Cachin, nehme ich an?

— Kennen Sie mich?

— Ich weiß, wer Sie sind. Genau wie Sie wissen, wer ich bin, nehme ich an.

Cachins Lächeln verschwand. Alter und Ruhestand hatten sie weniger kämpferisch gemacht.

— Herr Matsukata. Ich hatte es schon geahnt, dass Sie eines Tages kommen würden.

— Und wie fühlen Sie sich, Madame, mich vor diesem Gemälde zu sehen, das meiner Familie gestohlen wurde?

Cachin erstarrte, doch in ihrem Blick blitzte eine neue Verletzlichkeit auf.

— Gestohlen ist ein übertriebener Begriff, mein Herr. Dieses Werk wurde rechtmäßig...

— Ersparen Sie mir die offizielle Rede, unterbrach Kenji. Wir beide wissen, was passiert ist. Meine Frage ist: Wie lebt man damit?

Cachin schwieg einen Moment, dann antwortete sie mit leiserer Stimme.

— Herr Matsukata, ich habe mein Leben der Kunst gewidmet. Ihr Erhalt, ihrer Ausstellung und der Förderung der Liebe zu ihr. Diese Werke sind, ungeachtet ihrer Herkunft, ein integraler Bestandteil des französischen Kulturerbes. Millionen von Menschen haben sie gesehen, studiert und geliebt. Ist das nicht auch eine Form der Gerechtigkeit?

— Gerechtigkeit, die auf Ungerechtigkeit beruht, bleibt Ungerechtigkeit, Madame. Mein Urgroßvater wollte in Japan ein Museum gründen. Sie haben seinen Traum zerstört.

— Ich habe nichts zerstört, mein Herr. Ich habe eine Situation geerbt, die lange vor meiner Zeit entstanden ist.

— Indem alle Hinweise auf ihren wahren Besitzer ausgelöscht werden?

Cachin war so ehrlich, dass sie verlegen wirkte.

— Es war... eine Anweisung. Ich war nicht einverstanden, aber...

— Aber ihr habt es angewendet. Wie alle anderen. Aus Feigheit, aus Eigennutz, das spielt keine Rolle. Ihr seid alle mitschuldig.

Er wandte sich wieder dem Gemälde zu.

— Eines Tages, meine Dame, wird dieser Van Gogh nach Japan zurückkehren. Vielleicht nicht mehr zu meinen Lebzeiten, aber eines Tages.

— Vielleicht, Herr Matsukata. Aber in der Zwischenzeit ist es hier. Ist das nicht besser als in einem privaten Tresor?

— Falsches Dilemma, meine Dame. Es könnte in einem Museum in Tokio ausgestellt sein, zugänglich für Japaner, die sich eine Reise nach Paris niemals leisten können. Aber Ihre eurozentrische Sichtweise kann sich das nicht vorstellen, nicht wahr?

Damit drehte er sich um und ging weg, Françoise Cachin allein mit dem Gemälde zurücklassend. Sie verspürte so etwas wie Schuldgefühle. Diese direkte Konfrontation mit einem der Opfer hatte ihre moralischen Schutzmauern durchbrochen.

Am selben Abend rief sie Michel Laclotte an.

— Michel, ich habe Kenji Matsukata heute Morgen getroffen. Im Museum.

--- Und?

— Er wird nicht aufgeben, Michel. Für ihn ist es eine Frage der Ehre. Der Gerechtigkeit. Er wird bis zum Schluss durchhalten.

— Was schlagen Sie vor?

— Vielleicht ist es an der Zeit, unsere Position zu überdenken. Ein Zeichen zu setzen. Bevor der Skandal ausbricht.

— Du wirst mit dem Alter sentimental, Françoise. Wir geben nichts zurück. Diese Werke sind französisch. Da gibt es nichts zu diskutieren.

Cachin legte auf, beunruhigt. Sie hatte Zweifel. Hatten sie all die Jahre die richtige Entscheidung getroffen? Oder waren sie

lediglich die Hüter eines Verbrechens gewesen, das als legitimer Erwerb getarnt war?

Die Zeit verging. Nichts änderte sich. Diskret, aber wirkungsvoll, sorgte der Druck dafür, dass der Fall Matsukata in Vergessenheit geriet. Nach und nach schwand Kenji Matsukatas unbändiger Entschlossenheit. Nach jahrelangem Kampf gab er schließlich, erschöpft von der schieren Aufgabe, auf. Er hatte sein Versprechen an seinen Großvater nicht halten können: all seine Kraft dafür einzusetzen, dass die Sammlung endlich nach Japan zurückkehrt. Die Zeit war noch nicht reif, dass das Thema der Plünderung zu einem wichtigen gesellschaftlichen Thema wurde... Erst in den 2020er-Jahren kam der Fall wieder ans Licht... endlich.

KAPITEL 7: DIE WIEDERGEBURT EINES KAMPFES

Céret, Büros der NGO Retour et Restitutions, August 2024

In den Büroräumen von Retour et Restitutions lag der süße Duft des Mittelmeers in der Luft. Pierre Bertier hatte diese Nichtregierungsorganisation 2019 mit einem einzigen Ziel gegründet: gestohlenen Eigentum zurückzuerlangen.

Im Laufe der Zeit hatte sein Team die Methoden verfeinert. Der wissenschaftliche Beirat wurde erweitert: Kunstspezialisten, Juristen, Provenienzexperten für Kunstwerke...

Pierre Bertier herrschte über diese kleine Welt mit der Leidenschaft eines Bekehrten. Der kürzlich pensionierte Professor hatte seine Vorlesungen gegen einen persönlichen Kreuzzug eingetauscht, der ihm endlich das Gefühl gab, wirklich zu existieren.

Er war ein lebender Widerspruch. Einerseits flößten ihm seine intellektuelle Strenge und sein Arbeitseifer Respekt ein – er konnte ganze Nächte in Archiven verbringen, getrieben von einer unstillbaren Neugier, die ihn in seinem Fachgebiet brillant gemacht hatte. Sein phänomenales Gedächtnis und seine Gabe, riesige Mengen komplexer Informationen zu synthetisieren, machten ihn zu einem gefürchteten Gegner. Doch dieselbe Intensität verbarg Schwächen: einen Perfektionismus, der an Besessenheit grenzte, ein instinktives Misstrauen gegenüber jedem, der seine Ansichten nicht teilte, und vor allem die Neigung, sich selbst als alleinigen Besitzer der Wahrheit zu betrachten.

Bertier besaß eine gewisse intellektuelle Arroganz, die seine zwischenmenschlichen Beziehungen prägte. Er hörte schlecht zu, unterbrach ständig und zeigte sich sichtlich ungeduldig, wenn seine Argumentation nicht sofort verstanden wurde. Seine Kollegen schätzten seine Kompetenz, fürchteten aber seine Stimmungsschwankungen, wenn ihm ein Detail entging. Er

korrigierte die Fehler anderer mit kaum verhohlener Freude, als sammelte er Beweise für seine Überlegenheit. Paradoxerweise war ebendieser hohe Anspruch, der die Zusammenarbeit mit ihm schwierig machte, auch seine Stärke. Nichts entging ihm; keine offizielle Lüge hielt seiner kritischen Prüfung stand.

Sein Büro glich dem eines Soldaten, der sich auf die finale Offensive vorbereitete. An den Wänden hingen Weltkarten, übersät mit farbigen Stecknadeln. Rot für noch nicht abgerechnete Nazi-Plünderungen, blau für das, was die Kolonialmächte mitgenommen hatten, grün für staatliche Beschlagnahmungen, gelb für die „zweifelhaften Erwerbungen“ großer Museen. Eine schwindelerregende Geografie globaler Plünderungen.

Auf seinem Schreibtisch stapelten sich sorgfältig beschriftete Akten. Völkerrechtliche Verträge lagen neben Ausstellungskatalogen, die er handschriftlich kommentiert hatte. Sein Briefwechsel mit Forschern aus aller Welt belegte, dass er sein Netzwerk geduldig aufgebaut hatte. An der Wand schien eine Reproduktion von „Das Schlafzimmer in Arles“ über seine Forschung zu wachen. Eine tägliche Erinnerung daran, dass hinter jeder Akte Männer, Frauen und gebrochene Schönheit verborgen lagen. Bertier betrachtete dieses Gemälde oft und fand darin Trost, der seine persönliche Einsamkeit kompensierte – denn sein Kampf hatte ihn nach und nach von einem normalen sozialen Leben abgeschnitten.

Bertier blickte auf, als seine Sekretärin klopfte. Sie war von Anfang an dabei und teilte seine Leidenschaft für hoffnungslose Fälle. Er schätzte ihre unerschütterliche Loyalität.

— Herr Bertier, Taro Hagiuda aus Tokio ist in der Leitung. Es geht um den Fall Matsukata.

Er hatte eine Woche lang auf diesen Anruf gewartet. Eine Mischung aus Ungeduld und Besorgnis überkam ihn.

— Perfekt, geben Sie mir die Leitung.

Bertier nahm den Hörer ab. Hagiuda, promovierter Historiker und anerkannter Experte für moderne japanische Kultur, gehörte zu diesem Netzwerk von Forschern, die nicht vergessen wollten. Es ging um weit mehr als nur eine einfache Beratung.

— Guten Morgen, Dr. Hagiuda. Vielen Dank für Ihren Rückruf. Die Stimme, die ihm antwortete, spiegelte seine ganze Frustration wider. Die leichte Verzögerung der Satellitenverbindung milderte den Effekt nicht.

— Herr Bertier, ich bin es, der Ihnen danken sollte. Wir sind mit Ihrer Forschung zum Thema Plünderung hier sehr vertraut. Wir verfolgen Ihre Bemühungen mit großem Interesse ... und, muss ich sagen, auch mit Hoffnung.

Hagiudas Tonfall verriet das Ausmaß des Traumas. Matsukata war nicht einfach nur ein Name in einer Liste. Er war eine nationale Wunde, die nicht heilen wollte.

— Was die Sammlung betrifft, muss ich Ihnen die Wahrheit sagen. Sie ist unsere offene Wunde. Achtzig Jahre später schmerzt sie immer noch. Kōjirō Matsukata war ein Genie, ein Visionär, der unsere Kulturen einander näherbringen wollte. Und was die Franzosen ihm angetan haben ...

Seine Stimme überschlug sich leicht.

— ... wir haben es als Dolchstoß in den Rücken empfunden.

Hinter den juristischen Aspekten verbargen sich zerstörte Leben. Matsukata hatte Brücken bauen wollen, doch seine Steine waren gestohlen worden.

— Ich verstehe die emotionale Seite. Aber ich brauche handfeste Beweise. Sonst drehen wir uns vor Gericht nur im Kreis.

Bertier hatte auf die harte Tour gelernt, dass Empörung allein im Umgang mit Museen nicht ausreichte. Es bedurfte solider, überprüfbarer und unwiderlegbarer Beweise. Sein natürliches Misstrauen, das durch jahrelange verlorene Kämpfe noch verstärkt worden war, verlangte diese Strenge.

— Was genau enthalten Ihre Nationalarchive? Unveröffentlichte Originaldokumente? Und vor allem – eine entscheidende Frage – ist es Ihnen gelungen, die Erben ausfindig zu machen?

Aus Tokio erreichte ihn ein Seufzer. Obwohl die Ungerechtigkeit offensichtlich war, wurde ihre Wiedergutmachung durch die Realitäten des Zeitablaufs erschwert.

— Das ist die Tragödie, Herr Bertier. Die Familie Matsukata ist... verschwunden. Von den Katastrophen des 20. Jahrhunderts in alle Winde verstreut.

Die darauf folgende Erklärung offenbarte die ganze Grausamkeit des Schicksals. Der Pazifikkrieg, die Niederlage von 1945, die siebenjährige amerikanische Besatzung, die sozialen Umwälzungen – all das hatte dazu beigetragen, japanische Familien wie welkes Laub im Wind zu verstreuen.

— Einige Nachkommen leben noch in Japan, allerdings in anderen Präfekturen. Die Ehefrauen haben ihre Namen geändert, was die Sache zusätzlich verkompliziert. Andere flohen in den 1950er- und 60er-Jahren nach Amerika, als das Land noch am Boden lag. Es gibt auch einige in Europa, wenige in Frankreich und Deutschland. Aber das Schlimmste, Herr Bertier, ist, dass viele nicht einmal wissen, dass ihnen überhaupt etwas zusteht.

Es handelte sich um eine unfreiwillige Diaspora, eine Folge der Traumata des modernen Japans. Familien hatten sich notgedrungen zerstreut und versuchten inmitten der Trümmer ihrer Welt so gut wie möglich zu überleben.

— Natürliche Unwissenheit oder absichtliche Amnesie?, fragte Bertier, wobei seine Neugier sein Mitgefühl überwog.

— Leider beides. Der Krieg hat Familienbände zerrissen, das ist Fakt. In den Vereinigten Staaten wurden einige Nachkommen Ende der 1990er-Jahre bekannt und mobilisiert, insbesondere ein gewisser Kenji Matsukata, der heute in Japan lebt, sich aber in dieser Angelegenheit nicht mehr zu engagieren scheint. Dabei

hatte er die Presse kontaktiert, Vorträge gehalten, Artikel geschrieben, Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt... Doch in den letzten fünfzehn Jahren: nichts. Viele andere haben sich ebenfalls entschieden zu vergessen. Ein neues Kapitel aufzuschlagen, sich auf die Zukunft zu konzentrieren, eine Vergangenheit zu begraben, die zu schwer zu ertragen war. Wissen Sie, nach 1945 war das Überleben wichtiger als Forderungen zu stellen.

Bertier kannte diesen Mechanismus. Er hatte ihn in anderen Fällen von Enteignung beobachtet. Die Opfer zogen es vor, die Erinnerung zu verdrängen, anstatt sich mit allzu schmerzhaften Erlebnissen auseinanderzusetzen. Eine Verleugnung, die den Enteignern nur allzu gelegen kam. Diese Tatsache ärgerte und betrübte ihn zugleich – ihn, der selbst die geringste Ungerechtigkeit nie hatte vergessen können.

— Blockiert das in der Praxis alles?

— Nicht unbedingt, aber es verkompliziert die Sache. Wie kann man Ansprüche im Namen von Menschen geltend machen, die ihre Rechte nicht kennen? Wie kann man Erben mobilisieren, die nicht einmal wissen, dass sie ein Erbe haben? Die französischen Behörden könnten sagen: „*Niemand erhebt Ansprüche, also ist alles in Ordnung.*“

— Ich habe da vielleicht eine Spur. Im französischen Recht – und entschuldigen Sie bitte meinen Fachjargon – gibt es den Begriff der „Geschäftsführung“. Artikel 1301 ff. des französischen Zivilgesetzbuchs.

Dieses aus dem römischen Recht stammende und durch zwei Jahrhunderte Rechtsprechung verfeinerte Prinzip erlaubt es, im Namen einer anderen Person wirksam zu handeln, selbst ohne deren Wissen. Dieser Mechanismus kann das Problem der verstreuten Erben elegant umgehen. Kurz gesagt: Es ist möglich, ohne Mandat, aber im Interesse der vertretenen Person zu handeln. Vorausgesetzt natürlich, es kann nachgewiesen werden, dass dies im Interesse der Matsukata-Nachkommen liegt, selbst

wenn diese nichts davon wissen. „Theoretisch könnte meine NGO dadurch rechtmäßig im Namen der Erben handeln. Sogar ohne deren ausdrückliche Zustimmung, solange die Handlung ihnen zugutekommt“, erklärte Bertier.

Dem Vorschlag folgte nachdenkliches Schweigen. Schließlich fuhr Hagiuda fort, und in seiner Stimme schwang deutliche Neugier mit.

— Der Ansatz ist interessant, das gebe ich zu. Aber ich möchte Ihnen eine Frage stellen, die mich persönlich betrifft...

--- Ich höre Ihnen zu.

— Sind Sie sicher, dass die Erben wirklich wollen, dass diese schmerzhaft Angelegenheit wieder öffentlich wird? Achtzig Jahre sind vergangen, Herr Bertier. Viele haben sich ein neues Leben aufgebaut, andere Projekte verfolgt. Warum sollte man das alles wieder aufwühlen?

Bertier hielt einen Moment inne und wog die Tragweite seiner Worte ab. Diese Selbstreflexion führte ihn zurück zu seinen eigenen Beweggründen. Handelte er für die Opfer oder um sein persönliches Gerechtigkeitsbedürfnis zu befriedigen? Die Grenze blieb mitunter verschwommen.

— Ihre Frage zeugt von Ihrem Respekt vor den Opfern. Das ist Ihnen hoch anzurechnen. Aber sehen Sie ... jenseits der privaten Interessen der Erben wirft dieser Fall Fragen auf, die weit über den Einzelfall der Familie Matsukata hinausgehen. Können wir es moralisch vertretbar hinnehmen, dass staatliche Ausbeutung, selbst wenn sie schon lange zurückliegt, ungestraft bleibt? Können wir akzeptieren, dass organisiertes Vergessen und der Lauf der Zeit die eklatantesten Kulturverbrechen auslöschen? Besteht nicht eine Pflicht zum Erinnern, eine Verpflichtung, die Wahrheit wiederherzustellen? Und sei es nur, um das Andenken der Opfer zu ehren und zu verhindern, dass sich solche Ungerechtigkeiten wiederholen ... Die Frage reicht unendlich

weit über die Familie Matsukata hinaus. Sie betrifft die Zukunft der internationalen Kulturgerechtigkeit.

Hagiuda nickte langsam.

— Ihre Sichtweise spricht mir aus der Seele. Ungerechtigkeit ist in Japan nach wie vor ein großes Problem. Es ist eine jener kollektiven Wunden, die nie wirklich heilen. Unsere Intellektuellen und Forscher sprechen immer noch regelmäßig darüber.

Bertier spürte, wie sein Herz raste. Diese Erkenntnis des Ausmaßes des japanischen Traumas bestärkte ihn in seinem Vorgehen.

— Aber ganz praktisch, fuhr Hagiuda fort, wie gedenken Sie vorzugehen? Die französische Regierung wird Werke von solch großer Bedeutung nicht einfach so aufgeben. Diese Gemälde gehören zu den Prunkstücken Ihrer Nationalmuseen; sie ziehen zahlreiche Besucher an. Es steht viel auf dem Spiel, nicht wahr?

Der Einwand war berechtigt. Und erschreckend zutreffend.

— Ich habe zunächst ernsthaft erwogen, die Angelegenheit direkt vor die zuständigen französischen Gerichte zu bringen. Dies war der naheliegendste Weg, derjenige, der von der klassischen Lehre empfohlen wurde.

— Und Sie haben diesen Ansatz aufgegeben?

— Leider ja. Aus konkreten und... wie soll ich sagen... entmutigenden Gründen.

Bertier hatte festgestellt, dass das französische Justizsystem eine systematische Feindseligkeit gegenüber Klagen gegen nationale Enteignungen praktiziert.

— Meine jüngsten Erfahrungen mit dem französischen Staatsrat haben mich überzeugt, dass dieser Weg nicht nur eine Sackgasse ist, sondern mich sogar hohen finanziellen Strafen aussetzen würde. Dieses Gericht weigert sich, meiner Organisation das Klagerecht in Fällen dieser Art, die das nationale Kulturerbe betreffen, anzuerkennen, erklärte er.

— Können Sie einige konkrete Beispiele nennen?

Bertier öffnete seine Akten mit der Präzision eines Forschers, der es gewohnt war, seine Behauptungen zu dokumentieren. Doch auch mit der unterdrückten Wut eines Zurückgewiesenen. Diese Rückschläge hatten seinen Stolz als Anwalt verletzt.

— Ich habe kürzlich in zwei vergleichbaren Fällen beim Staatsrat Berufung eingelegt. Im ersten Fall, der die Plünderung des Sommerpalastes in Peking durch französisch-britische Truppen im Jahr 1860 betraf, wurde mein Antrag mit Urteil vom 23. November 2022 als unzulässig erklärt.

— Auf welcher Grundlage?

„Ach, die Gründe!“, erwiderte Bertier mit einem trockenen Lachen. „Der kategorische Grund, dass nur *diejenigen, die sich als rechtmäßige Eigentümer betrachten*, ein Recht hätten, die Aufnahme von im Krieg erworbenen Gütern in die Inventare nationaler Museen anzufechten. Verstehen Sie die Nuance? Indem die französischen Gerichte von den Opfern verlangen, sich persönlich zu melden, obwohl sie genau wissen, dass die meisten ihre Rechte nicht kennen, schaffen sie stillschweigend Straflosigkeit für diese Plünderungen.“

Die Formulierung offenbarte die Künstlichkeit des französischen Systems, das sich vor unbequemen Forderungen schützen wollte.

— Im zweiten Fall, fuhr Bertier fort, der die Aneignung des Mona-Lisa-Porträts durch Franz I. im Jahr 1519 betraf, bestätigte der Staatsrat seine Rechtsprechung mit einem noch strengeren Urteil am 14. Mai 2024.

— In welchem Sinne schwerwiegender?

Trotz seiner selbst brach Empörung aus.

— Das Gericht bekräftigte nicht nur seine Position, sondern stellte auch klar, dass meine Organisation „*nicht beanspruchen kann, diese Personen in der Funktion der Verwaltung ihrer Angelegenheiten zu vertreten*“.

Und jetzt kommt's... sie hat uns wegen missbräuchlicher Prozessführung mit einer Geldstrafe von 3000 Euro belegt!

— Eine Geldstrafe!, rief Hagiuda. Das sagt einiges!

--- Die Geldstrafe zeugt von einer bewussten ideologischen Feindseligkeit. Der Staatsrat ist der Ansicht, dass die Anfechtung französischer Enteignungen einen Rechtsmissbrauch darstellt.

Weit entfernt von der vorgeblichen Unparteilichkeit praktizierten die Gerichte eine Justiz mit variabler Geometrie, die von den jeweiligen Interessen abhing.

— Welche Alternative ziehen Sie also in Betracht?

Bertier öffnete einen Ordner mit der Aufschrift „Internationale Strategie“.

--- Da die innerstaatlichen Rechtsmittel vollständig ausgeschöpft sind, haben wir beschlossen, den Streitfall direkt den zuständigen internationalen Gremien vorzulegen. Genauer gesagt, dem UN-Menschenrechtsrat in Genf.

Dieser Ansatz bot mehrere entscheidende Vorteile, und Bertier wusste das. Erstens verlagerte er die Debatte auf die Ebene der Grundrechte anstatt auf die der französischen Nationalinteressen. Zweitens ermöglichte er es, die Hürden des französischen Rechtssystems zu umgehen. Und schließlich verlieh er dem Fall internationale Aufmerksamkeit.

— Auf welche konkreten Grundlagen wollen Sie sich stützen?, fragte Hagiuda.

Bertier schlug sein Exemplar der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte auf, das er während seiner nächtlichen Recherchen ausführlich mit Anmerkungen versehen hatte. Er liebte das Gefühl, sein Thema bis ins kleinste Detail zu beherrschen.

— Die Argumentation basiert auf zwei sich ergänzenden Verletzungen von Grundrechten. Erstens auf der Verletzung von Artikel 17 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte,

der besagt, dass *„jeder das Recht auf Eigentum hat“* und dass *„niemand willkürlich dessen beraubt werden darf“*.

— Und der zweite Verstoß?

Die Verletzung von Artikel 10 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte und Artikel 14 des Internationalen Pakts über bürgerliche und politische Rechte, die das Recht auf ein faires Verfahren garantieren, stellt einen eklatanten Verstoß gegen dieses Grundrecht dar. Die Weigerung des französischen Staatsrats, die Sachlage in solchen Fällen ohne ausreichende Begründung zu prüfen und stattdessen abschreckende Sanktionen zu verhängen, ist ein schwerwiegender Verstoß gegen dieses Grundrecht.

— Das Argument erscheint mir schlüssig, stimmte Hagiuda zu.

— Indem Frankreich den Opfern kultureller Ausbeutung einen effektiven Zugang zur Justiz verweigert, so Bertier abschließend, verletzt es seine internationalen Verpflichtungen und verrät seine eigenen republikanischen Prinzipien. So einfach ist das.

— Und was die Fakten selbst betrifft, wie lautet Ihre Analyse der Plünderung?

Die Frage ermöglichte es Bertier, die Ergebnisse seiner Untersuchungen zu präsentieren: Monate unermüdlicher Recherchen und schlaflose Nächte in den Archiven.

Die Plünderung beruht auf drei aufeinanderfolgenden Taten, die allesamt schwerwiegende Unregelmäßigkeiten aufweisen. Diese wurden jedoch natürlich geschickt verschleiert.

— Können Sie diese drei Akte näher erläutern?

Bertier schilderte detailliert den gesamten Prozess, der zur Plünderung der Matsukata-Sammlung geführt hatte.

Das Gespräch ging weiter. Hagiuda schilderte Details zu Kōjirō Matsukatas Persönlichkeit und den Umständen der Entstehung seiner Sammlung, während Bertier seine Vorgehensweise bis ins kleinste Detail erläuterte. Zwei Männer, die Welten trennten, aber vereint durch denselben Durst nach Gerechtigkeit.

— Dr. Hagiuda, schloss Bertier, Ihre moralische und wissenschaftliche Unterstützung zählt enorm bei einem Unterfangen, das langwierig, kostspielig und voller Hindernisse sein wird... aber absolut notwendig ist.

— Herr Bertier, Sie können auf meine volle Unterstützung sowie die meiner japanischen Kollegen zählen. Diese Sache liegt uns sehr am Herzen und symbolisiert weit mehr als die Rückgabe von Kunstwerken. Es geht um unsere Würde.

Nachdem sie aufgelegt hatten, fühlte sich der französische Professor in seiner Entscheidung, den Fall an internationale Gremien weiterzuleiten, bestärkt. Die japanische Unterstützung verlieh ihm zusätzliche, unschätzbare Legitimität. Und vor allem fühlte er sich angesichts der bürokratischen Machenschaften der französischen Verwaltung nicht länger allein. Diese internationale Solidarität berührte ihn mehr, als er zugeben wollte.

Am selben Nachmittag empfing Bertier Maître Béatrice Klein, eine auf internationales Privatrecht spezialisierte Anwältin. Er schätzte ihre Kombination aus fundiertem Fachwissen und Pragmatismus – auch wenn ihn ihre Direktheit manchmal irritierte.

— Herr Bertier, sagte sie, Ihre Sekretärin erklärte mir, dass Sie meine Meinung zu einem Streitfall über kulturelle Plünderung hören wollten.

Sie holte ein Notizbuch aus ihrer Aktentasche, eine mechanische Geste für Menschen in diesem Beruf.

— Das Thema interessiert mich. Ich habe in letzter Zeit mehrere ähnliche Fälle vor europäischen Gremien verhandelt. Verletzungen kultureller Rechte scheinen immer häufiger vorzukommen.

Bertier überreichte ihr seine Akte, nicht ohne einen Anflug von Besorgnis. Er fürchtete das Urteil der Spezialisten über seine Arbeit.

— Maître Klein, vielen Dank, dass Sie sich die Zeit genommen haben. Der Fall, den ich dem Menschenrechtsrat vortragen möchte, ist nicht einfach.

Er zählte die Schwierigkeiten auf.

— Wir haben französisches Verfassungsrecht, Völkerrecht, Verwaltungsrecht, Zivilrecht für Eigentumsfragen...

Maître Klein prüfte die ersten Dokumente. Dann blickte sie auf mit jenem Ausdruck, den erfahrene Anwälte aufsetzen, wenn sie ein Problem ahnen.

— Der Fall wirkt gut vorbereitet. Doch bevor wir ins Detail gehen, habe ich eine schwierige Frage.

--- Welche?

— Haben Sie alle Rechtsmittel in Frankreich ausgeschöpft? Denn Sie wissen ja genau, dass dies die wichtigste Regel für die Anrufung internationaler Gremien ist.

Ihr Tonfall war professoral geworden, so wie sie ihn gegenüber jüngeren Kollegen annehmen musste, die etwas zu voreilig waren.

— Frau Rechtsanwältin, genau das ist das Problem. Offiziell habe ich im Fall Matsukata keine Berufung beim Staatsrat eingelegt. Ich habe jedoch triftige Gründe für die Annahme, dass eine solche Berufung sinnlos wäre, abgesehen von den hohen Strafzahlungen, die sie uns einbringen würde. Die Rechtsprechung ist nun eindeutig.

Bertier hatte schmerzlich erfahren müssen, dass die französische Justiz im Umgang mit sensiblen Vermögenswerten einen Ehrenkodex des Schweigens pflegte. Selbst wenn es darum ging, ein Unrecht wiedergutzumachen. Diese Tatsache empörte ihn noch immer.

— Können Sie das genauer ausführen? Denn die Ausschöpfung des innerstaatlichen Rechtswegs ist das erste Argument, das die französische Regierung in ihren Stellungnahmen vorbringen wird, fragte Maître Klein.

Bertier wiederholte seine übliche Rede über seine Probleme mit der höchsten französischen Verwaltungsbehörde. Er las die brisantesten Passagen der beiden Urteile erneut vor.

Maitre Klein analysierte die ihr soeben vorgelesenen Passagen der Urteile. Sofort erkannte sie die Anomalie dieser Entscheidungen im Lichte internationaler Standards.

--- Die Rechtsprechung ist, gelinde gesagt, streng. Die Geldstrafe erscheint mir ungerechtfertigt. Der Staatsrat lehnt Ihre Klagebefugnis kategorisch ab, selbst wenn sie auf der Grundlage der Geschäftsführung erfolgt, was jedoch im französischen Recht gängige Praxis ist. Unter diesen Umständen ist anzunehmen, dass eine erneute Berufung im Fall Matsukata aussichtslos gewesen wäre und Sie einer weiteren, möglicherweise sogar noch höheren Strafe ausgesetzt hätte.

Die Bestätigung durch einen internationalen Prozessspezialisten beruhigte Bertier. Er war kein sturer Kläger, der beharrlich weitermachte, sondern ein pragmatischer Mensch, der aus der systemischen Feindseligkeit des französischen Justizsystems die logischen Schlüsse zog. Diese Anerkennung bestärkte ihn in seinen Entscheidungen.

— Das denke ich auch. Die internationale Menschenrechtsrechtsprechung erkennt an, dass die Pflicht zur Ausschöpfung des innerstaatlichen Rechtswegs nicht gilt, wenn dieser eindeutig unwirksam ist oder den Antragsteller unverhältnismäßigen Risiken aussetzt.

— Sehr gut. Die Vorfrage scheint mir geklärt, stimmte Maitre Klein zu. Kommen wir nun zum Inhalt. Auf welche konkreten Artikel der internationalen Übereinkommen beabsichtigen Sie, Ihre Mitteilung zu stützen?

Sie beugte sich interessiert vor. Die Wahl der juristischen Argumente bestimmte maßgeblich die Erfolgsaussichten vor dem Rat. Klein schätzte diese Art von intellektueller Herausforderung.

Bertier wiederholte, was er Dr. Hagiuda erklärt hatte. Indem er die Verweigerung der Gerechtigkeit anführte, wandelte Bertier die scheinbare Schwäche seiner Position – das Fehlen eines direkten Rechtsbehelfs im Fall Matsukata – in ein substanzielles Argument gegen das französische Justizsystem selbst um.

--- Ihre Argumentation erscheint mir schlüssig. Der von Ihnen geltend gemachte Schaden ist klar definiert und dokumentiert. Ich möchte jedoch auf eine praktische Schwierigkeit hinweisen, die die französische Regierung zweifellos ansprechen wird: Wie begründen Sie Ihre Befugnis, im Namen der Erben von Matsukata aufzutreten? Der Rat legt großen Wert auf die effektive Vertretung der Opfer.

Das Problem berührte die Achillesferse des gesamten Vorhabens. Ohne eine klare Vertretung der Opfer drohte selbst das brillianteste Argument zusammenzuberechnen.

— Genau da kommt die Geschäftsführung ins Spiel, antwortete Bertier.

— Bitte fahren Sie fort.

Bertier brachte in diesem speziellen Punkt die gleichen Argumente vor, die er bereits Dr. Hagiuda erläutert hatte.

— Unter welchen Bedingungen kann Ihre Argumentation in dieser Frage stichhaltig sein?

Bertier legte seine Argumentation akribisch dar.

– Erstens die Absicht, im Interesse anderer und nicht im eigenen Interesse zu handeln. Zweitens der objektive Nutzen der Handlung für den Begünstigten. Drittens das Fehlen bekannter Einwände der Erben.

— Und Sie sind der Ansicht, dass diese drei Bedingungen erfüllt sind?

— Absolut, bekräftigte Bertier. In meiner Präsentation werde ich darlegen, dass alle rechtlichen Voraussetzungen erfüllt sind. Die Absicht, im Namen anderer zu handeln, ergibt sich eindeutig aus dem erklärten Zweck meiner NGO: die Rechtmäßigkeit von

Museumssammlungen zu gewährleisten und auf die Rückgabe von Raubgut hinarbeiten. Der Nutzen dieser Aktion liegt auf der Hand, da sie darauf abzielt, ein großes Unrecht wiedergutzumachen.

— Und die dritte Bedingung?

— Von den Erben, die bis heute noch nicht einmal alle formell identifiziert sind, ist kein Widerstand bekannt.

Der fehlende Widerstand war nicht das Ergebnis stillschweigender Übereinkunft, sondern der Unwissenheit der Rechteinhaber, die selbst Opfer der von der Geschichte bewirkten Zersplitterung waren. Ein Paradoxon, das Bertier zu seinem Vorteil nutzte.

Maitre Klein schien überzeugt, obwohl ein Teil von ihr weiterhin skeptisch hinsichtlich der tatsächlichen Erfolgsaussichten war.

— Der Ansatz ist raffiniert und zeugt von umfassenden Kenntnissen des französischen Zivilrechts. Insbesondere, da Sie sich auf den ausdrücklichen satzungsmäßigen Zweck Ihrer NGO berufen können, der genau dieser Art von Handlung entspricht. Die Geschäftsführung könnte vom Rat als gültige Grundlage für Ihre Handlungsfähigkeit anerkannt werden. Doch wie genau beabsichtigen Sie, die Mitteilung zu strukturieren und zu formulieren?

Der Anwältin war bewusst, dass selbst die besten Klagen aufgrund von Mängeln oder ungeschickter Formulierung scheitern konnten.

Bertier zeigte ihr die Schlussfolgerungen, an denen er bereits gearbeitet hatte. Das in verschiedene Abschnitte gegliederte Dokument mit einem System von Querverweisen zeugte von sorgfältiger Vorbereitung.

— Ich habe einen vollständigen Kommunikationsvorschlag von etwa sechzig Seiten verfasst. Die Argumentation folgt einem logischen Plan, der darauf abzielt, internationale Juristen zu überzeugen.

— Können Sie die Struktur zusammenfassen?

– Selbstverständlich. Zunächst eine detaillierte, chronologische und faktenbasierte Darstellung der Enteignung und ihrer Mechanismen mit allen notwendigen Archivbelegen. Anschließend eine Analyse der konkreten Verstöße unter Bezugnahme auf einschlägige internationale Rechtsprechung. Abschließend eine detaillierte Darstellung der Entschädigungsansprüche.

Jedes Element fügt sich logisch mit den anderen zusammen und bildet ein stimmiges und überzeugendes Ganzes.

— Und was sind Ihre konkreten Wünsche?

Bertier öffnete den letzten Abschnitt seiner Akte.

— Ich wünsche mir, dass der Rat die Verletzung der Rechte der Erben von Matsukata offiziell anerkennt und ausdrücklich empfiehlt, dass die Französische Republik die geraubten Werke unverzüglich und vollständig zurückgibt.

— Sind diese Empfehlungen rechtlich bindend?

— Nein, UN-Empfehlungen sind im strengen Sinne nicht bindend, aber sie haben eine beträchtliche moralische Kraft, insbesondere wenn sie von den Vereinten Nationen stammen.

Da Bertier Frankreich nicht auf dem Rechtsweg zwingen konnte, setzte er auf internationalen Druck, um seine Ziele zu erreichen. Diese indirekte Vorgehensweise entsprach seiner Persönlichkeit: lieber umgehen als konfrontieren.

Maître Klein nickte zustimmend, obwohl sie noch Zweifel an der tatsächlichen Wirksamkeit der Methode hatte.

— Eine offizielle Verurteilung durch die Vereinten Nationen würde eine starke moralische Hemmschwelle darstellen.

— Es wird für die französische Regierung schwierig sein, eine Verurteilung durch die UN öffentlich zu ignorieren.

— Das ist das Risiko, das Sie eingehen. Frankreich wird es nicht rechtfertigen können, eine Plünderung aufrechtzuerhalten, die in

den Augen der Öffentlichkeit und der Medien weltweit offiziell verurteilt wurde.

Zwischen den beiden Juristen entwickelte sich ein intellektuelles Verhältnis. Maître Klein verstand die Logik des Vorhabens, das weit über den Fall der Matsukata-Sammlung hinausging. Sie bewunderte diese Entschlossenheit, auch wenn sie sie für naiv hielt.

Das Gespräch ging weiter. Die Anwältin erläuterte das Verfahren vor dem Menschenrechtsrat, schlug einige Verbesserungen am Wortlaut vor und warnte vor Fallstricken. Ihre Erfahrung erwies sich als unschätzbar wertvoll, um sich im Labyrinth der UN-Bürokratie zurechtzufinden.

— Herr Bertier, schloss sie, das alles wirkt bemerkenswert gut vorbereitet. Vergessen Sie aber nie, dass die französische Regierung ihre besten Anwälte und alle ihre Ressourcen mobilisieren wird, um Ihre Aussage anzufechten. Frankreich wird eine solch schwerwiegende Anschuldigung nicht unbeantwortet lassen.

Der Kampf versprach hart und ungleich zu werden. Als Klein gegen sechs Uhr ging, hatte Bertier einen klaren Plan für die Fertigstellung seiner Präsentation. Maître Kleins Analyse hatte es ihm ermöglicht, die letzten Details zu verfeinern und französischen Einwänden vorzubeugen.

Am selben Abend rief Bertier, getreu seinen nächtlichen Arbeitsgewohnheiten, seinen Freund Jean-Michel Durand an.

Durand, Professor für Völkerrecht, genoss einen Ruf, der weit über die Grenzen Frankreichs hinausreichte. Ihre Freundschaft reichte bis in ihre Studienzeit zurück, als sie dieselben Gerechtigkeitsideale teilten.

— Jean-Michel, guten Abend. Ich hoffe, ich störe dich nicht zu spät? Ich weiß ja, dass du immer noch ein Nachtmensch bist.

Jean-Michel Durands Stimme knisterte durch den Hörer, durchzogen von dem sanften Humor, den er schon seit ihrer

gemeinsamen Studienzeit an den Tag gelegt hatte. Sie kannten einander zu gut für die üblichen Höflichkeitsfloskeln.

— Überhaupt nicht, Pierre. Du kennst mich doch, ich bin eine Nachteule! Und bei deinen komplizierten Fällen kommt mir selten Langeweile auf. Was bedrückt dich denn jetzt schon wieder?

Bertier lächelte. Durand hatte ein Talent dafür, seine Gewissheiten mit drei wohl gewählten Worten zu entkräften. Er respektierte seinen Freund, auch wenn er ihn für einen sanftmütigen Träumer hielt.

— Ich möchte dich bitten, dir einen Fall anzusehen, den ich der UNO vorlegen möchte. Es geht um die französische Kulturgutzerstörung, die bis in die Kriegszeit zurückreicht, aber bis heute Auswirkungen hat...

— Ach! Du änderst dich nie. Immer wieder versuchst du, die Toten wiederzubeleben. Erzähl mir nichts davon, du weißt doch, ich liebe es, wenn du es auf die ganz Großen abgesehen hast.

Durands Interesse war aufrichtig. Jahrelang hatte er sich leidenschaftlich mit Fällen von gestohlenem Kulturgut auseinandergesetzt.

Bertier begann daraufhin einen ausführlichen Vortrag. Fünfzehn Minuten Monolog, in dem er seinen Plan darlegte. Durand hörte zu, grunzte hin und wieder und stellte seine Expertenfragen.

— Pierre, alles passt zusammen. Es ist wirklich erstaunlich. Sie haben gemacht, was sie wollten, das ist organisierter Diebstahl.

Die Zustimmung war eine willkommene Erleichterung. Durand war nicht der Typ, der Lob aus reiner Höflichkeit verteilte – ganz im Gegenteil. Seine Bestätigung bestärkte Bertier in der Annahme, dass seine Arbeit solide war.

--- Aber trotzdem ... Meinst du nicht, dass es da ein kleines Zeitproblem gibt? Achtzig Jahre sind eine ziemlich lange Zeit. Die Gerichte sind nicht gerade begeistert davon, Methusalem wiederzubeleben, selbst wenn es um einen guten Zweck geht.

Bertier erwartete den Einwand. Er hatte sein Gegenargument schon lange vorbereitet, da er sich dieser offensichtlichen Schwäche bewusst war.

— Jean-Michel, schwere Menschenrechtsverletzungen unterliegen niemals einer Verjährungsfrist.

— Theoretisch vielleicht, aber in der Praxis...

— Die Plünderungen dauern seit 1944 jeden Tag an, da Frankreich beharrlich behält, was ihm nicht gehört.

Das Argument traf ins Schwarze. Durand schätzte diese Art von intellektueller Kunstgriffigkeit, die eine Schwäche in eine Stärke verwandelte.

— Gar nicht schlecht, Pierre. Du machst aus einem uralten Verbrechen einen alltäglichen Fauxpas. Aber was erwartest du? Dass sie dir dafür danken?

— Natürlich nicht! Frankreich wird niemals freiwillig aufgeben. Es hatte fast ein Jahrhundert Zeit, aufzuräumen, und hat es nicht getan. Jetzt werden wir ihm dabei helfen.

Durand begann, die Logik zu begreifen. Bertier spielte nicht den strahlenden Helden; er agierte kalt und berechnend. Internationale Blamage als Druckmittel. Nicht gerade romantisch, aber effektiv.

— Pierre, zuerst kam mir deine Idee etwas verrückt vor. Aber letztendlich ... ja, es könnte funktionieren. Es ist riskant, aber zumindest führst du die Debatte dort, wo sie hingehört.

Die abschließende Empfehlung seines Freundes beruhigte Bertier vollkommen. Diese Bestätigung bestätigte seine Intuition.

In den folgenden Wochen beschloss Bertier, die Öffentlichkeit für den Fall zu sensibilisieren. Er veröffentlichte mehrere Artikel unter seinem Namen auf spezialisierten Online-Plattformen wie Academia, dem Leibniz-Institut, Village de la Justice und anderen. Diese Artikel erreichten Tausende von Lesern. Schon bald häuften sich Anrufe und E-Mails. Amerikanische

Professoren, britische Historiker, deutsche Experten und Aktivisten meldeten sich bei ihm. So entstand spontan ein kleines internationales Netzwerk. Jeder neue Kontakt bestätigte Bertier, dass er nicht allein kämpfte. Der Fall Matsukata wurde zu einem Symbol – zu einer realen Bewährungsprobe für die Fähigkeit des Völkerrechts, Fehler der Vergangenheit zu korrigieren.

Diese internationale Anerkennung schmeichelte seinem Ego, auch wenn er es abstritt. Nach Jahren akademischer Bedeutungslosigkeit bereitete es ihm eine Freude, seine Arbeiten weltweit zitiert und diskutiert zu sehen – eine Freude, die er sich nicht einzugestehen wagte.

Am 26. März 2025 setzte Bertier seine Unterschrift unter das endgültige Dokument: die umfassendste jemals zusammengetragene Anklage gegen staatlich geförderte Plünderung. Beim Blick auf die für Genf bestimmten Kopien wurde ihm bewusst, dass er eine Schwelle überschritten hatte. Der Fall entglitt ihm, als er in die Maschinerie der internationalen Justiz gelangte – mit ihrer berüchtigten Langsamkeit, ihren Unwägbarkeiten, aber auch – wer weiß? – ihrem Potenzial für Wiedergutmachung.

Sein ganzes Leben hatte sich um solche Kämpfe gedreht. Nun, da er den wichtigsten von ihnen begonnen hatte, fragte er sich, ob er die Kraft haben würde, ihn bis zum Ende durchzuhalten.

„Kōjirō Matsukata“, murmelte er und blickte auf die Reproduktion von „Das Schlafzimmer in Arles“, die an der Wand hing. „Ihr Kampf hat gerade erst begonnen. Ich widme Ihnen diesen Kampf.“

KAPITEL 8: DIE INTERNATIONALE SCHLACHT

Genf, Hauptsitz der Vereinten Nationen, Juni 2025

Der Genfersee spiegelte sich an diesem Morgen in goldenen Farben, als wolle er die bedrückende, konzentrierte Atmosphäre in den Büros des Hohen Kommissars für Menschenrechte vertreiben. Im Konferenzraum überprüfte die Arbeitsgruppe die monatlichen Berichte – eine Routine, die von der internationalen Bürokratie auferlegt wird, selbst angesichts der schmerzlichsten menschlichen Tragödien.

Die Übung wurde mit schweizerischer Regelmäßigkeit wiederholt. Ein Dutzend Experten prüften die Beschwerden von Einzelpersonen oder Organisationen, die sich von Staaten ungerecht behandelt fühlten. Ein diskretes, aber unverzichtbares Rädchen im System zum Schutz der Grundrechte.

Carmen Vásquez leitete die Versammlung mit einer Autorität, die ihre Zweifel an der tatsächlichen Effektivität ihrer Institution kaum verbergen konnte. Sie hatte alles erlebt: gebrochene Versprechen, unterdrückte Berichte, ignorierte Empfehlungen. Als ehemalige Richterin des spanischen Obersten Gerichtshofs repräsentierte sie jene Juristen, die in der Nach-Franco-Ära ausgebildet worden waren und von einem Gerechtigkeitsideal durchdrungen waren, das über nationale Grenzen hinausging.

Doch die 23 Jahre, die sie mit der Aufklärung der verwickeltsten Fälle verbracht hatte, hatten sie skeptisch gegenüber der Fähigkeit von Staaten zu spontanen Reformen gemacht. Sie hatte gelernt, dass Regierungen niemals aus reiner Nächstenliebe nachgaben, sondern nur unter dem Druck der öffentlichen Meinung oder ihrer wirtschaftlichen Interessen. Diese allmähliche Ernüchterung hatte sie zwar abgehärtet, aber auch ihren Entschluss bestärkt, die ihr zur Verfügung stehenden begrenzten Befugnisse zu nutzen.

Ihr ergrauendes Haar umrahmte ein fein gezeichnetes Gesicht, das niemals ihre Gefühle verriet – eine Fassade, die sie sich aufgebaut hatte, um in einem Umfeld zu überleben, in dem das Zeigen von Schwäche den Verlust jeglicher Glaubwürdigkeit bedeutete.

Ihre Kollegen respektierten sie, ohne sie zu mögen, denn sie erkannten in ihr eine Frau, die ihre Weiblichkeit dem Zweck der Effizienz opfern musste.

Während sie die Tagesordnung überflog, überkam sie jene vertraute Müdigkeit, die sie angesichts der zunehmenden Ungerechtigkeiten immer wieder ergriff. Jeder Fall stand für zerstörte Leben, zunichtegemachte Hoffnungen und gebrochene Versprechen.

— Auf unserer Tagesordnung steht unter anderem die Vorprüfung von zwölf neuen Mitteilungen.

Ihre Aussprache, leicht kastilisch geprägt, erfüllte den Raum auf natürliche Weise. Sie verstand es, ihre Stimme so zu modulieren, dass sie die Aufmerksamkeit ihres Publikums fesselte, ohne dabei je angestrengt zu wirken – eine Fähigkeit, die sie sich in jahrelangen Gerichtsverhandlungen angeeignet hatte, wo sie gelernt hatte, dass Überzeugung besser war als Einschüchterung. Doch heute schlich sich ein Hauch von Müdigkeit in ihren gewohnten Tonfall.

— Die erste dieser Akten, Nummer 421/2025, stammt von einer französischen Nichtregierungsorganisation und betrifft eine Sammlung von Kunstwerken, die Frankreich in der unmittelbaren Nachkriegszeit erworben hat. Diese Akte weist sofort besondere Merkmale auf, die Aufmerksamkeit erregen.

Vásquez bereitete jede Sitzung sorgfältig vor und kompensierte so ihre Ohnmacht angesichts großer Herausforderungen.

--- Die antragstellende Nichtregierungsorganisation wirft Frankreich Rechtsverweigerung und Verletzungen von Eigentumsrechten vor, die, sollten sie sich als wahr erweisen,

schwerwiegende Verstöße gegen Frankreichs internationale Verpflichtungen darstellen würden. Wir wollen jedoch nicht voreilig urteilen und unserem Berichterstatter die Möglichkeit geben, die Fakten darzulegen.

Die sechs anwesenden Rechtsexperten am Tisch schenkten einander höfliche Aufmerksamkeit. Jeder von ihnen hatte bereits Hunderte von Schriftsätzen geprüft und sich dadurch die besondere Fähigkeit angeeignet, die Relevanz eines Arguments schnell einzuschätzen.

Diese kosmopolitische Versammlung spiegelte die Vielfalt des UN-Systems wider: Juristen unterschiedlicher Traditionen, umgeschulte Diplomaten, Akademiker, die internationale Anerkennung anstrebten. Sie alle einte der Wunsch, die Welt durch das Recht zu verändern.

Klaus Weber, der zum Berichterstatter ernannt worden war, öffnete die Akte. Er verkörperte deutsche Strenge. Als Dozent an der Universität Potsdam und Autor mehrerer wegweisender Werke zum internationalen Rechtsstreit genoss er in akademischen Kreisen einen Ruf für seine Gründlichkeit. Sein Ansatz stellte die Faktenanalyse über allgemeine Erwägungen. Seine Arbeiten zur nationalsozialistischen Plünderung und später zur Kolonialaneignung hatten neue Maßstäbe gesetzt. Doch er bewahrte sich die distanzierte Perspektive eines Beobachters, die ihn vor Empörung bewahrte. Für Weber war Ungerechtigkeit in erster Linie ein zu lösendes konzeptionelles Problem, nicht menschliches Leid, das gelindert werden musste.

Nach Durchsicht der Akte Matsukata gewann er einen positiven ersten Eindruck vom intellektuellen Rahmen, den der Antragsteller vorlegte. Dieser Fall wies genau die Art von Komplexität auf, die er schätzte: ein Geflecht aus verfassungsrechtlichen Fragen, Völkerrecht und Verwaltungsverfahren, das eine sorgfältige Analyse erforderte.

— Frau Präsidentin, begann Weber, ich habe die letzten Tage einem gründlichen Studium dieser Mitteilung gewidmet und

muss zugeben, dass sie Merkmale aufweist, die unsere anhaltende Aufmerksamkeit verdienen.

Weber liebte jene Momente, in denen er sein enzyklopädisches Wissen vor einem gebannten Publikum präsentieren konnte.

— Wir haben eine Anfrage erhalten, die die Rechtmäßigkeit des Erwerbs einer Sammlung japanischer Kunst durch Frankreich in Frage stellt. Die Sammlung gehörte einem gewissen Kōjirō Matsukata, einem Sammler, der 1950 verstarb. Die Umstände des Verschwindens dieser Werke sind... gelinde gesagt, undurchsichtig.

Die präzise Eröffnungspräsentation schuf eine konzentrierte Atmosphäre in der Versammlung, bevor die wichtigsten Fälle behandelt wurden. Die Mitglieder der Arbeitsgruppe hatten gelernt, stichhaltige Eingaben schnell von den belanglosen Petitionen zu unterscheiden, die ihre Tagesordnung mitunter verstopften. Letztere landeten in der Regel nach kurzem Überfliegen im Papierkorb.

Isabella Pereira hob die Hand, um das Wort zu ergreifen. Die ehemalige stellvertretende Direktorin des portugiesischen Kulturministeriums trug die Last einer beispielhaften, aber auch frustrierenden Karriere. Ihr Werdegang war konventionell – vielleicht zu konventionell für jemanden, der sich insgeheim nach unkonventionelleren Abenteuern sehnte. Die Absolventin der Universität Coimbra hatte zunächst als Anwältin mit Schwerpunkt Zivilrecht gearbeitet, bevor sie in den öffentlichen Dienst wechselte. Dieser Karrierewechsel entsprang einer echten Berufung, aber auch der Enttäuschung über die Privatwirtschaft, wo sie festgestellt hatte, dass Geld oft wichtiger war als Gerechtigkeit. Ihre Expertise in Restitutionsstreitigkeiten, die sie durch die Bearbeitung mehrerer heikler Fälle im Zusammenhang mit ehemaligen portugiesischen Kolonien erworben hatte, verlieh ihr im Rat anerkannte Autorität. Pereira war eine frustrierte Idealistin, enttäuscht von der Frustration, einem System zu dienen, von dem sie wusste, dass es fehlerhaft war.

— Herr Weber, ist die französische NGO befugt, im Namen japanischer Erben zu handeln, die sie nicht ausdrücklich vertritt? An diesem Punkt scheitern die meisten Anfragen dieser Art. Ich habe schon so viele inhaltlich stichhaltige Fälle erlebt, die an Fragen der Vertretung gescheitert sind...

Sie hielt inne und merkte, dass sie ihren Pessimismus durchblicken ließ.

Weber konsultierte seine handschriftlichen Notizen – er weigerte sich hartnäckig, digital zu arbeiten, und behauptete, Handschrift fördere das Nachdenken, doch verbarg er damit vor allem seine Angst vor der Moderne, die ihn zu überwältigen drohte. Seine Seiten, bedeckt mit seiner kleinen, dichten Handschrift, zeugten von akribischer Arbeit.

— Frau Pereira, Ihre Frage trifft den Kern der Schwierigkeiten, die diese Mitteilung aufwirft. Der Antragsteller hat dem Einwand jedoch bereits vorweggenommen.

Weber hielt inne und genoss diesen Moment, in dem er im Begriff war, das Argument preiszugeben, das er untersucht hatte.

— Die NGO *Retour et Restitutions* beruft sich auf die in Artikel 1301 des französischen Zivilgesetzbuches vorgesehene Doktrin der „Verwaltung von Angelegenheiten“, die es erlaubt, im Namen einer anderen Person wirksam zu handeln, ohne deren ausdrückliches Mandat zu benötigen. Das ist clever, muss ich zugeben.

Weber konnte nicht umhin, die Subtilität der Argumentation zu bewundern.

— Sie stützen ihre Argumentation auf die Tatsache, dass die japanischen Erben praktisch nicht in der Lage wären, selbst gegen den französischen Staat vorzugehen.

Er blätterte seine Notizen mit einer Langsamkeit durch, die seine Kollegen zur Verzweiflung brachte, ihm aber gleichzeitig ermöglichte, jedes Detail zu beherrschen.

— Die NGO erstellte ein 37-seitiges Gutachten ausschließlich zu dieser Frage der Zulässigkeit, mit 112 Verweisen auf Rechtsprechung. Eine wahrlich professionelle Arbeit. Darin werden mehrere Urteile des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte zitiert, die die Klagebefugnis von Vereinigungen in vergleichbaren Fällen anerkennen.

Die Mitglieder der Arbeitsgruppe begrüßten die Gründlichkeit, mit der einige Antragsteller ihre Schreiben vorbereitet hatten. Dies war eine willkommene Abwechslung zu den oft unstrukturierten Petitionen, die lediglich persönlichen Frust ohne jegliche Grundlage zum Ausdruck brachten.

Thomas Harrison runzelte leicht die Stirn über die Erklärung. Er verkörperte die angelsächsische Tradition, die Realismus über begriffliche Eleganz stellte – eine Art, seine Irritation über kontinentale Feinheiten zu verbergen, die er als byzantinisch empfand. Sein Prince-of-Wales-Anzug, geschneidert von einem angesehenen Schneider der Savile Row, verriet den Einfluss der City of London und unterstrich die diskrete – aber unbestreitbare – Eleganz des britischen akademischen Establishments. Seine Arbeiten über die Unterschiede zwischen Common Law und romanisch-germanischem Familienrecht galten an englischsprachigen Universitäten als maßgeblich, offenbarten aber auch ein mangelndes Verständnis für die Besonderheiten des Zivilrechts, das er angeblich analysierte.

— Eine interessante Analyse, räumte er ein, die mir angesichts üblicher internationaler Standards allerdings fragwürdig erscheint. Die Franzosen neigen dazu zu glauben, ihr Zivilrecht gelte überall. Es ist ein wiederkehrendes Merkmal ihrer Mentalität, diese Unfähigkeit, sich vorzustellen, dass andere Systeme effektiver sein könnten. Ich habe ähnliche Argumente bereits vor unseren Gerichten scheitern sehen, auch wenn ich zugeben muss, dass dieses hier durchaus originell ist. Doch Originalität kann konzeptionelle Stimmigkeit nicht ersetzen. Erlauben Sie mir eine Frage, die mich seit Beginn Ihres Vortrags

beschäftigt. Wie kann die Organisation behaupten, die wahren Interessen japanischer Erben zu kennen und zu verteidigen, die sie nie getroffen hat und die ihr nie ein Mandat erteilt haben? Eine solche Annahme der Vertretung erscheint mir... ziemlich dreist. Im Common Law sind wir in diesen Fragen des Mandats und der Vertretung viel strenger. Niemand kann behaupten, für einen anderen zu handeln, ohne dessen ausdrückliche Zustimmung.

Der Einwand war berechtigt, und Harrison wusste das. Denn während das Völkerrecht in vielen Punkten flexibel sein mag, bleibt es in einem Detail unnachgiebig: Die mutmaßlichen Opfer müssen eindeutig identifiziert und vertreten sein. Dieses Detail lässt oft selbst die überzeugendsten juristischen Argumente scheitern, wenn die rechtmäßigen Erben in alle Welt verschwunden sind.

Carmen Vásquez notierte die Beobachtung in ihrem Notizblock und würdigte nebenbei die Subtilität der britischen Vorgehensweise.

— Herr Harrison, Ihr Einwand verdient durchaus Beachtung, warf sie mit ruhigem Ton ein. Wir werden die Zulässigkeitsfrage jedoch im Rahmen unserer detaillierten Prüfung sehr sorgfältig untersuchen müssen. Ich stelle allerdings fest, dass Sie diese Frage aufwerfen, bevor Ihnen der vollständige Sachverhalt überhaupt dargelegt wurde. Wäre es nicht ratsamer, zunächst den Inhalt der Anschuldigungen zu prüfen, bevor wir über Verfahrensfragen entscheiden?

Der Vorwurf war höflich, aber bestimmt. Vásquez war es leid, mitanzusehen, wie die Debatten in Verfahrensfragen abdrifteten, die es ihnen ermöglichten, unbequeme inhaltliche Fragen zu umgehen.

— Bevor wir auf Verfahrensfragen eingehen, wäre es hilfreich, wenn unser Berichterstatter die tatsächlichen, beobachtbaren und objektiven Umstände darlegen würde, auf die sich der Antragsteller beruft. Herr Weber, Sie haben das Wort.

Der deutsche Anwalt nickte zustimmend.

— Die Argumentation der Antragstellerin ist bemerkenswerterweise um die Anfechtung dreier aufeinanderfolgender Amtsakte herum strukturiert, begann er und suchte nach den wichtigsten Passagen. Jeder dieser Akte ist ihrer Ansicht nach mit erheblichen Unregelmäßigkeiten behaftet, die die Rechtmäßigkeit der französischen Aneignung in Frage stellen.

Weber schlug seine Datei auf einer Seite auf, die mit einem roten Lesezeichen markiert war.

— Erster strittiger Akt. Im Oktober 1944 ordnete General de Gaulle per Befehl die Beschlagnahmung der Matsukata-Sammlung als „Feindeseigentum“ an. Der Kläger bestreitet diese Einstufung jedoch mit der Begründung, Frankreich habe Japan nie formell den Krieg erklärt. Wäre diese Argumentation zutreffend, würde das gesamte französische Staatswesen in seinen Grundfesten erschüttert.

Die NGO legt Kopien von Archivdokumenten vor, die authentisch wirken sollen, um ihre Behauptungen zu untermauern, darunter diplomatische Korrespondenz, verschlüsselte Telegramme, Protokolle von Regierungssitzungen...

Rafael Morales, der bis dahin gedankenverloren in seinem Notizbuch gekritzelt hatte, riss plötzlich den Kopf hoch. Der ehemalige außenpolitische Berater Chiles hatte sich seinen Ruf mit Fällen von Enteignungen im Zusammenhang mit südamerikanischen Militärdiktaturen erworben – eine Vergangenheit, die ihn noch immer verfolgte und sein Misstrauen gegenüber allen Staaten, selbst demokratischen, nährte. Wahrheits- und Versöhnungskommissionen waren sein bevorzugtes Arbeitsfeld gewesen, aber auch der Ort seiner größten Enttäuschungen angesichts organisierter Straflosigkeit. Morales hatte zu viele Beweise verschwinden, zu viele Zeugen ihre Aussagen widerrufen und zu viele Beamte der

Strafverfolgung entgangen sehen, um schönen Worten noch Glauben zu schenken.

— Herr Weber, warf er ein, kann eine so schwerwiegende Behauptung über einen Kriegszustand zwischen zwei verbündeten Nationen von unseren Diensten unabhängig überprüft werden? Denn wir können uns nicht allein auf die vom Antragsteller eingereichten Dokumente verlassen, so überzeugend sie auf den ersten Blick auch erscheinen mögen. Ich habe in meiner Laufbahn zu viele gefälschte Beweise gesehen, um nicht misstrauisch zu sein.

Morales wusste, wovon er sprach – zu viele gefälschte Dokumente waren während der Pinochet-Ära über seinen Schreibtisch gegangen. In solchen Rechtsstreitigkeiten entscheidet die Echtheit der Dokumente oft über den Ausgang, und er hatte gelernt, Beweisen, die zu gut klangen, um wahr zu sein, mit Vorsicht zu begegnen.

— Ihre Anmerkung ist nicht nur relevant, sondern unerlässlich, erwiderte Weber erleichtert, dass seine Bedenken geteilt wurden. Sie haben völlig Recht, wenn Sie betonen, dass eine unabhängige Authentifizierung eine unabdingbare Voraussetzung für jede seriöse Bewertung ist. Ich habe mir erlaubt, meinen ehemaligen Kollegen Hoffmann im Bundesarchiv zu kontaktieren, der äußerst zuverlässige Methoden zur Dokumentenanalyse entwickelt hat. Eine Überprüfung ließe sich problemlos im französischen Nationalarchiv durchführen, das alle Dokumente des Freien Frankreichs und der Provisorischen Regierung verwahrt. Ein formeller Antrag unseres Rates über die üblichen Kanäle der interinstitutionellen Zusammenarbeit würde genügen, um eine endgültige Bestätigung oder Widerlegung der vorgebrachten Behauptungen zu erhalten.

Der Vorschlag war clever, und jeder verstand ihn sofort. Weber hatte die Beweislast damit einfach wieder den französischen Behörden selbst aufgebürdet.

Sollte Paris der Herausgabe der angeforderten Dokumente zustimmen, könnte deren Inhalt die Beilegung des Streits ermöglichen. Sollten die Behörden die Herausgabe verweigern, könnte dies als indirektes Eingeständnis der Schwäche ihrer Position interpretiert werden.

Isabella Pereira gestikulierte mit der Hand, um zu signalisieren, dass sie eingreifen wollte.

— Legt der Antragsteller Beweise für die Beweggründe vor, die Frankreich dazu veranlasst haben könnten, in der Frage einer Kriegserklärung weiterhin Unklarheit zu wahren?

— Ein ausgezeichnete Punkt, Frau Pereira. Die NGO erarbeitet eine gründliche Analyse dessen, was wie eine bewusste Strategie aussieht.

Weber blätterte mehrere Seiten um und suchte nach der passenden Passage.

— Die Regierung der Freien Franzosen hielt bewusst die Verbindung zwischen ihrem Status als Widerstandsbewegung und dem eines souveränen Staates aufrecht. Diese Unklarheit erlaubte es ihr, die Vorrechte einer legitimen Regierung für sich zu beanspruchen und gleichzeitig die Beschränkungen des Völkerrechts zu umgehen.

Carmen Vásquez stimmte dem Vorschlag mit einem Nicken zu.

— Wir werden die Notwendigkeit der Dokumentenprüfung in unseren vorläufigen Schlussfolgerungen selbstverständlich berücksichtigen. Herr Weber, bitte fahren Sie mit Ihrem Vortrag fort. Welche weiteren Handlungen werden vom Antragsteller angefochten?

— Der zweite von der NGO beanstandete Punkt betrifft die Anwendbarkeit des Vertrags von San Francisco von 1951. Dieser Vertrag hätte nicht auf das Eigentum eines Landes Anwendung finden dürfen, mit dem Frankreich sich nicht formell im Kriegszustand befand. Die Klägerin führt hier einen fundamentalen Widerspruch an: Der Vertrag gilt

definitionsgemäß nur für „Feindeseigentum“ im engeren Sinne des Völkerrechts. Befand sich Frankreich jedoch nicht formell im Kriegszustand mit Japan, wie im ersten Teil der Argumentation dargelegt, so kann das japanische Eigentum auf französischem Territorium nicht als solches eingestuft werden. Folglich ist der Vertrag von San Francisco auf die französische Situation nicht anwendbar.

Thomas Harrison saß kerzengerade auf seinem Stuhl und zeigte damit ein Interesse, das er zu verbergen suchte.

— Diese Analyse setzt voraus, dass die Verfasser des Vertrags von San Francisco diese mögliche Mehrdeutigkeit nicht berücksichtigten. Spricht das nicht wenig für die Intelligenz der damaligen Diplomaten?

— Das ist ein interessanter Einwand. Die NGO legt jedoch Auszüge aus den vorbereitenden Debatten zum Vertrag vor, die zeigen, dass die Frage des genauen Status Frankreichs gegenüber Japan nie geklärt wurde.

Weber blätterte in seinen Notizen und suchte nach den genauen Stellen, an denen er sich bezog.

--- Laut ihren Recherchen vermieden die amerikanischen Verhandlungsführer dieses Thema bewusst, um die Einheit des alliierten Lagers nicht zu gefährden. Eine Art Konsens durch Schweigen, gewissermaßen.

Isabella Pereira zeigte ihr Interesse an der Auseinandersetzung, indem sie sich zu ihren Unterlagen vorbeugte.

— Die Analyse erscheint mir aufgrund ihrer inneren Widersprüchlichkeit problematisch. Wenn die faktischen Prämissen stimmen, scheint der vom Antragsteller aufgezeigte Widerspruch aus rein logischer Sicht schwer zu widerlegen. Doch was genau ist der dritte Akt, der in der Argumentation beanstandet wird? Denn ich vermute, die Argumentation beschränkt sich nicht auf den Widerspruch bezüglich des Vertrags von San Francisco.

— Sie irren sich nicht, Frau Pereira. Der dritte und letzte strittige Akt ist das Dekret von 1958, das angeblich unter Verstoß gegen die Verfassung erlassen wurde und die Aneignung der umstrittenen Sammlung endgültig bestätigte. Das Dekret wurde angeblich in eklatanter Verletzung der französischen Verfassung von 1958 verabschiedet, die den Einsatz von Regierungsdekreten nur in Notfällen und nicht für internationale Kunstschenkungen zuließ, die üblicherweise der parlamentarischen Zuständigkeit unterliegen.

Das Argument rief in der Versammlung interessiertes Gemurmel hervor. Abgesehen von den inhaltlichen Fragen nach der Rechtmäßigkeit der ursprünglichen Aneignung warf der Fall Fragen der Verfassungsform auf, die die Grundfesten der Organisation der französischen öffentlichen Gewalt berührten.

Rafael Morales ergriff das Wort.

— Wenn ich mich nicht irre, stünden wir vor einer Aneignung, die in dreifacher Hinsicht unrechtmäßig wäre: das ursprüngliche Gesetz von 1944 ohne Rechtsgrundlage, die missbräuchliche Anwendung eines internationalen Vertrags im Jahr 1951 und eine verfassungswidrige Regularisierung im Jahr 1958?

— Genau das ist es. Die NGO spricht von einem „Kaskadeneffekt“, bei dem jede Handlung versucht, die vorherige zu rechtfertigen, die anfängliche Fragilität aber das Ganze vergiftet.

Thomas Harrison sprach mit der für seine Redebeiträge typischen Zurückhaltung, die jedoch seine Aufregung über die Aussicht, Frankreich in Schwierigkeiten zu sehen, kaum verbarg. Er verlor in der Öffentlichkeit nie die Beherrschung, sondern trug seine Ausführungen mit typisch britischer Gelassenheit vor.

— Herr Weber, wenn Ihre Analyse der Argumente des Antragstellers zutrifft – und ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln –, stünden wir vor einem klaren Verstoß gegen Eigentumsrechte, verschärft durch eine Rechtsverweigerung

seitens der französischen Gerichte. Halten Sie diese Situation für eine Untersuchung unsererseits für gerechtfertigt? Denn mir scheint, wir berühren hier die Grundfesten der Rechtsstaatlichkeit in einer westlichen Demokratie.

Die Fragen des britischen Vertreters ließen subtil seine Genugtuung darüber durchblicken, einen kontinentalen Rivalen in einer unangenehmen Lage zu sehen. Neben einer detaillierten Analyse der vorgebrachten Argumente mussten die Experten entscheiden, ob die Mitteilung ausreichende Gründe für die Einleitung eines streitigen Verfahrens gegen den französischen Staat enthielt.

— Das ist meine vorläufige Einschätzung, bestätigte Weber. Die Mitteilung wirft sachliche Fragen auf, die weit über den üblichen Rahmen der uns erreichenden Petitionen hinausgehen.

Weber verspürte eine Welle der Begeisterung, die er seit Langem nicht mehr erlebt hatte. Der Fall vereinte all die Elemente, die er liebte: juristische Komplexität, historische Tragweite und internationale Dimensionen.

— Die Qualität der Dokumentation und die Schwere der mutmaßlichen Verstöße scheinen mir eine kontradiktorische Untersuchung zu rechtfertigen, nachdem die NGO alle internen Rechtsmittel ausgeschöpft hat.

Weber hatte soeben den Ton angegeben und eine zuvor unbekannte Entschlossenheit an den Tag gelegt. Die Matsukata-Affäre war nicht einfach nur eine weitere Petition. Die Franzosen würden sich erklären müssen.

--- Insbesondere da der Antragsteller auf die Unwirksamkeit der Rechtsmittel nach französischem Recht beharrt. Die NGO führt zwei aktuelle Urteile des französischen Staatsrats an, die belegen, wie französische Gerichte die Rechtspflege verweigern.

Die Präzision kam zum richtigen Zeitpunkt. Die Versammlung begann zu spüren, dass sich das Blatt gegen Frankreich wendete.

Rafael Morales, der eine Weile geschwiegen hatte, richtete sich in seinem Stuhl auf.

— Herr Weber, könnten Sie diesen berühmten Vorwurf der Ungerechtigkeit etwas näher erläutern? Mir erscheint diese Anschuldigung äußerst schwerwiegend, insbesondere im Hinblick auf ein Land, das sich selbst als Wiege der Menschenrechte präsentiert.

Seine Stimme trug die Empörung eines Mannes in sich, der sein Leben dem Kampf gegen die Straflosigkeit gewidmet hatte.

Weber liebte diese Momente, in denen sich die Beweise wie Dominosteine aneinanderreihen.

— Der Antragsteller legt uns zwei besonders aufschlussreiche Beschlüsse des Staatsrats vor. Der erste datiert vom 23. November 2022, der zweite vom 14. Mai 2024. In beiden Fällen – und die Umstände sind nahezu identisch mit dem Fall Matsukata – erklärte das höchste französische Verwaltungsgericht die Anträge für unzulässig, ohne die Sachlage zu prüfen. In einem der beiden Fälle verhängte der Staatsrat ohne explizite Begründung eine Geldstrafe von dreitausend Euro gegen die Antragsteller. Ein Mittel, um diejenigen einzuschüchtern, die es wagen könnten, staatliche Aneignungen anzufechten.

Die beiden Urteile des höchsten französischen Verwaltungsgerichts hatten folgende Wirkung: Sie machten den Vorwurf der Rechtsverweigerung unglaublich konkret. Die Mitglieder der Gruppe einte ein gemeinsames Anliegen: der effektive Zugang zum Recht. Es war ihre gemeinsame Überzeugung, ihr demokratischer Sammelpunkt.

Isabella Pereira konnte eine Geste der Empörung nicht unterdrücken.

— Eine Geldstrafe von dreitausend Euro, weil man es wagt, Gerechtigkeit zu fordern? Das ist nichts anderes als

Einschüchterung! Wie kann Frankreich solche Methoden rechtfertigen?

Pereira hatte schon zu viele Opfer gesehen, die vom Justizsystem im Stich gelassen wurden, als dass sie diese Praktiken nicht berühren konnten.

— Genau, Frau Pereira, stimmte Weber zu. Die NGO zitiert in ihrer Stellungnahme die einhellige Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte, die diese Art von Abschreckungspraxis verurteilt.

Carmen Vásquez warf einen verstohlenen Blick auf ihre Uhr. Sie war hin- und hergerissen zwischen dem Bedürfnis nach Effizienz und einer intellektuellen Neugier, die sie zu unterdrücken suchte. Schon anderthalb Stunden waren für eine einzige Kommunikation vergangen, und zwölf Akten warteten auf sie! Der Fall Matsukata beanspruchte eindeutig die gesamte Aufmerksamkeit aller.

Sie empfand eine gewisse Sympathie für diese Nichtregierungsorganisation, der es gelungen war, ein so überzeugendes Argument vorzubringen. In ihrer langen Karriere hatte sie selten eine so fundierte Argumentation von einer zivilgesellschaftlichen Organisation gesehen.

— Angesichts der Zeit schlage ich vor, dass wir unverzüglich über die *grundsätzliche Zulässigkeit* des Falles abstimmen. Die übrigen Akten werden wir auf die nächste Sitzung verschieben. So sei es.

Ihr Vorschlag sprach Bände über die Bedeutung, die sie dem Fall Matsukata beimaß – eine Leidenschaft, die sie normalerweise zu unterdrücken suchte. Denn Carmen Vásquez stellte ihren Terminkalender normalerweise nicht für einen einzigen Fall um, so gut sie auch vorbereitet war.

— Meiner Ansicht nach, fügte sie hinzu und musterte die Versammlung mit ihrer natürlichen Autorität, scheint die Mitteilung ausreichend fundiert und gut dokumentiert zu sein,

um eine offizielle Benachrichtigung Frankreichs zu rechtfertigen. Schließlich ist das das übliche Verfahren. Der französische Staat wird seine gesetzlichen Fristen einhalten müssen, um seine Argumente zur Zulässigkeit und Begründetheit des Falles vorzubringen.

Sie hielt inne und wog ihre Worte sorgfältig ab.

— Ich gestehe, ich bin gespannt, wie Paris das rechtfertigen wird, was stark an organisierte Plünderung erinnert und als legaler Akt getarnt ist. Denn selbst wenn wir annehmen, dass Frankreich sich im Krieg mit Japan befand – was noch bewiesen werden muss –, rechtfertigt das die Beschlagnahme von Kulturgut eines privaten Sammlers?

Das anschließende Nicken verrät die Einigkeit, die sich während der Debatten herausgebildet hatte. Selbst Thomas Harrison, der anfangs skeptisch gewesen war, hatte sich schließlich von den Beweisen überzeugen lassen.

— Ich muss zugeben, dass ich anfangs skeptisch war, räumte Harrison ein. Sie kennen meine Bedenken hinsichtlich der Verfahrensaspekte. Es muss jedoch anerkannt werden, dass der Antrag ausreichend schwerwiegende Fragen aufwirft, um eine gründliche Prüfung zu rechtfertigen.

Isabella Pereira nickte.

— Die Dokumentation ist hochwertig, die Argumentation stichhaltig. Der Fall verdient ernsthafte Beachtung, das ist unbestreitbar. Hinzu kommt die symbolische Dimension, die über den französischen Fall hinausgeht. Wenn wir solche Praktiken weiterhin zulassen, senden wir ein verheerendes Signal an andere Staaten.

Rafael Morales schloss sich der allgemeinen Meinung an.

— Das Ausmaß der uns vorgelegten Verstöße rechtfertigt vollauf die Einleitung eines echten kontradiktorischen Verfahrens. Dies gilt insbesondere, da die Haltung des

französischen Staatsrats eine Form der Verachtung unserer Prinzipien offenbart, die nicht unbeantwortet bleiben kann.

Weber nickte energisch zustimmend.

— Meine lieben Kolleginnen und Kollegen, ich glaube, wir haben es hier mit einem Paradebeispiel zu tun. Dieser Fall könnte Präzedenzfall schaffen und neue Maßstäbe für die kulturelle Restitution setzen. Wir haben hier die Chance zu beweisen, dass individuelle Rechte selbst die Interessen der mächtigsten Staaten überwiegen können.

Die Abstimmung verlief wie üblich. Das Ergebnis war eindeutig. Die Zulässigkeit der Mitteilung wurde einstimmig bejaht. Keine Gegenstimmen, keine Enthaltungen.

Ein Konsens dieses Ausmaßes zeugte von der Überzeugungskraft von Pierre Bertier, aber auch von der unausgesprochenen Freude aller, endlich einen Fall zu sehen, der es ermöglichte, einen widerspenstigen Staat herauszufordern.

Carmen Vásquez konnte ihre Zufriedenheit bei der Verkündung des Ergebnisses nicht verbergen.

— Die Mitteilung 421/2025 wird daher einstimmig für zulässig erklärt. Herr Weber, ich habe Sie beauftragt, die offizielle Mitteilung an den französischen Staat vorzubereiten. Wir gewähren ihm die übliche Frist von sechs Monaten zur Einreichung seiner Stellungnahmen, die jedoch auf begründeten Antrag verlängert werden kann. Meine lieben Kolleginnen und Kollegen, ich danke Ihnen für die Qualität Ihrer Beiträge. Diese Sitzung wird mir als eine der intellektuell anregendsten in Erinnerung bleiben.

Selbstverständlich handelte es sich hierbei um eine vorläufige Zusage, die zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht endgültig war. Nichts war entschieden. Alles konnte sich noch ändern, abhängig vom Erfolg des französischen Gegenangriffs, der mit Sicherheit folgen würde.

Doch zum ersten Mal seit Langem spürten die Mitglieder des Rates, dass sie tatsächlich etwas Sinnvolles erreichten. Sie wussten, dass sie soeben einen wichtigen Schritt zur Durchsetzung des Völkerrechts gegenüber den Interessen des Staates unternommen hatten. Als Weber den Raum verließ, musste er lächeln. Der Fall Matsukata würde ihn in den nächsten Monaten auf faszinierende Weise beschäftigen. Er würde ausnahmsweise die Gelegenheit haben zu beweisen, dass deutsche Präzision der Gerechtigkeit dienen konnte, nicht nur bürokratischer Effizienz.

Innerhalb weniger Tage verbreitete sich die Information blitzschnell in der französischen Verwaltungshierarchie.

KAPITEL 9: DIE FRANZÖSISCHE REAKTION

Genf, Ständige Vertretung Frankreichs bei den Vereinten Nationen, April 2025

Die Mitteilung der NGO erreichte die französischen Behörden im April 2025 über offizielle Kanäle. In den Korridoren der Diplomatie, wo jedes Dokument seit jeher festgelegten Wegen folgt, erschien sie zunächst als eine weitere Verwaltungsakte. Doch hinter dieser scheinbaren Normalität verbarg sich eine grundlegende Infragestellung von Praktiken, die der Staat als unumstößlich etabliert betrachtete.

Die Ständige Vertretung Frankreichs bewohnte die Villa „Les Ormeaux“, ein Gebäude aus dem 19. Jahrhundert im Diplomatenviertel. Der imposante Bau aus grauem Stein, an dem das republikanische Wappen prominent prangte, verkörperte eine französische Tradition der Repräsentation, die nichts dem Zufall überließ. Die Prunkräume waren mit antiken Möbeln und sorgfältig ausgewählten Kunstwerken ausgestattet – Zeugnisse eines Erbes, das die Republik bewahren und präsentieren wollte.

Laurent Mérieux leitete sechs Jahre lang die Abteilung für die Beziehungen zu Menschenrechtsorganisationen. Der Absolvent der École Nationale d'Administration (ENA) und von Sciences Po Paris pflegte eine diskrete, aber kostspielige Eleganz. Nach einer Zeit in der Abteilung für internationales Recht im Quai d'Orsay (dem französischen Außenministerium) und anschließenden Positionen in den Büros zweier aufeinanderfolgender Minister hegte er Zweifel an der Stärke der französischen Positionen, die er zu verteidigen hatte. Seine Aufgabe war es, Frankreich zu verteidigen, ungeachtet seiner persönlichen Gefühle, doch die Jahre hatten ihn zu einem Experten darin gemacht, zwischen vertretbaren und unvertretbaren Fällen zu unterscheiden.

An diesem Morgen prüfte Mérieux die Mitteilung der Hohen Kommission sorgfältig. Er kannte die Verfahren genau, und auf den ersten Blick schien diese Mitteilung seinen Optimismus nicht zu erschüttern. Schließlich gingen jedes Jahr Dutzende individueller Beschwerden gegen Frankreich ein, und die meisten endeten für ihre Verfasser mit einem klaren Fehlschlag.

Während er las, runzelte sich seine Stirn unmerklich. Mérieux spürte, wie sich dieses vertraute Unbehagen in ihm breitmachte, dasselbe Unbehagen, das ihn immer dann überkam, wenn eine Akte drohte, die inneren Abläufe staatlicher Maßnahmen offenzulegen.

Er nahm sein Telefon und wählte die Nummer seiner Sekretärin.

— Frau Perrin, könnten Sie bitte das kleine Team jetzt gleich in den Konferenzraum bitten? Und kontaktieren Sie bitte das Ministerium; ich muss noch vor Ende des Vormittags mit der stellvertretenden Direktorin Claire Fontaine sprechen.

— Gut, Herr Berater. Soll ich das Treffen als absoluten Notfall einstufen?

— Sagen wir mal ... ein normaler Notfall, aber mit Priorität vor allen anderen Fällen. Und wir sollten unsere Kollegen darüber informieren, dass wir möglicherweise später fertig werden.

Nachdem er aufgelegt hatte, beobachtete er einen Moment lang, wie der Regen gegen die Fenster prasselte. In wenigen Minuten musste er seinem Team mitteilen, dass ein weiteres Unwetter im Anmarsch war. Und diesmal, anders als in anderen Fällen, die er bearbeitet hatte, war er sich nicht sicher, ob er alle notwendigen Informationen besaß.

Der Konferenzraum füllte sich. Nur die erfahrensten Mitarbeiter waren zur ersten Begutachtung hinzugezogen worden. Der Raum selbst spiegelte ein Streben nach Luxus wider: Parkettboden aus massiver Eiche, ein Mahagonitisch, burgunderrote Ledersessel. Die Wände waren mit Reproduktionen von Meisterwerken aus nationalen Museen

geschmückt – ironischerweise gehörten einige dieser Werke möglicherweise zu jenen, deren Legitimität infrage gestellt wurde.

Élise Laignel traf als Erste ein, ihre Akte unter dem Arm. Die Absolventin der Sorbonne und des King's College London bewegte sich mit gleicher Leichtigkeit im kontinentalen wie im angelsächsischen Rechtssystem. Nach einem glänzenden Start in einer Pariser Kanzlei hatte sie ihre ehemaligen Partner mit ihrem Eintritt in den öffentlichen Dienst überrascht. Eine Entscheidung, die sicherlich von einem glühenden Republikanismus motiviert war, aber auch von der Machtgier, die die höheren Ränge des öffentlichen Dienstes boten. Aufgewachsen im Streben nach Exzellenz und persönlichem Erfolg, strebte sie dennoch danach, dem Gemeinwohl zu dienen. Ihre jahrelange Erfahrung hatte sie gelehrt, dass beides nicht immer vereinbar war.

Nicolas Blanchard folgte ihr dicht auf den Fersen. Als Kulturattaché seit vier Jahren brachte er in die Diskussionen ein praktisches Wissen über Museumsfragen ein, das Juristen oft fehlte. Blanchard verkörperte den Inbegriff eines gewissenhaften Beamten, dessen Liebe zur Kunst ihn mit den unrühmlichen Aspekten der Kulturdiplomatie unwohl fühlen ließ. Er hatte diesen Beruf aus Leidenschaft für Kunstwerke und den künstlerischen Austausch gewählt und dabei allmählich erkannt, dass Kultur auch als Machtinstrument diene.

Als Letzter traf Jean-Marc Roussel ein, der Asienexperte der Mission. Der studierte Sinologe hatte in den 1990er-Jahren zehn Jahre in Tokio verbracht und war mit den Feinheiten der französisch-japanischen Beziehungen bestens vertraut. Seine Anwesenheit war von Bedeutung. Mérieux vermutete, dass der Fall weitreichendere Folgen als den rein juristischen Streit haben könnte. Roussel besaß jene Eigenschaft von Diplomaten im Außendienst: Er erkannte die kulturellen und menschlichen Aspekte selbst der komplexesten Fälle. Seine Jahre in Japan

hatten ihn geprägt; er hegte eine tiefe Zuneigung zu Land und Leuten, die ihn für die in der japanischen Kultur so wichtigen Fragen von Ehre und Würde sensibilisierte.

— Wir haben soeben die Mitteilung über eine neue Beschwerde gegen Frankreich beim Menschenrechtsrat erhalten. Der Fall Matsukata, von dem wir in den letzten Wochen gehört hatten, nimmt nun eine offizielle Dimension an.

Der Ton war bewusst neutral, als ob die Benachrichtigung nur eine weitere administrative Formalität wäre.

— Bevor ich ins Detail gehe, fuhr Mérieux fort, möchte ich Sie alle nach Ihrem ersten Eindruck fragen. Herr Roussel, Sie kennen den französisch-japanischen Kontext, was löst das in Ihnen aus?

— Herr Berater, ich muss sagen, der Zeitpunkt ist bemerkenswert. Japan erlebt derzeit ein Wiederaufleben des Nationalismus. Die japanische Regierung hat die Rückführung des über die Welt verstreuten japanischen Kulturerbes zu einer ihrer Prioritäten erklärt. Es gab in jüngster Zeit Präzedenzfälle: die Verhandlungen mit dem British Museum über Hokusai-Drucke, die Gespräche mit den Amerikanern über nach 1945 beschlagnahmte Kunstgegenstände...

Roussel sprach mit Zurückhaltung. Er wusste, dass hinter der Fassade höflicher bilateraler Beziehungen tiefsitzende Ressentiments verborgen lagen.

— Glauben Sie, dass hinter dieser Kommunikation eine politische Dimension stecken könnte?, unterbrach Mérieux.

— Das ist durchaus möglich. Die uns angreifende NGO gibt sich zwar als französisch aus, aber es gibt keine Garantie, dass sie nicht mit japanischen Interessen zusammenarbeitet. In meiner Laufbahn habe ich oft erlebt, wie scheinbar unabhängige Organisationen als Deckmantel für weitergehende staatliche Ziele dienten.

Elise Laignel hob die Hand. Ihr Temperament veranlasste sie häufig dazu, objektive Analysen geopolitischer Spekulationen vorzuziehen.

--- Darf ich eine Anmerkung machen? Selbst wenn die Kommunikation von Tokio aus gesteuert wurde – was noch bewiesen werden muss –, ändert das nichts an der Stärke der Argumente. Ich habe das Wochenende damit verbracht, die Akte eingehend zu studieren, und ich muss zugeben, dass sie sehr gut dokumentiert ist.

— Bitte näher erläutern, fragte Mérieux.

--- Sie hatten ganz offensichtlich Zugang zu Archiven, die wir für vertraulich hielten. Interne Korrespondenz aus dem Jahr 1944, Gutachten aus dieser Zeit und sogar – man höre und staune – Telegramme aus dem Jahr 1951, die wir selbst nie in den öffentlichen Archiven hinterlegt haben.

Eine bedrückende Stille senkte sich über den Raum. Laignel spürte das Unbehagen, das sie jedes Mal ergriff, wenn sie auf einen außergewöhnlich gut vorbereiteten Fall stieß. Sie wusste, wie man kompetente Gegner respektiert, selbst wenn deren Interessen ihren eigenen widersprachen.

Nicolas Blanchard war der Erste, der das Schweigen brach.

— Wie ist das möglich? Diese Dokumente sollten doch geheim sein.

— Genau diese Frage stelle ich mir auch, erwiderte Élise Laignel. Entweder gibt es ein Leck in unserer Abteilung – was äußerst bedenklich wäre – oder diese Dokumente wurden auf anderem Wege beschafft. Familienarchive, Privatsammlungen, vielleicht sogar ausländische Archive ...

Mérieux machte sich rasch Notizen. Die Möglichkeit eines internen Lecks beunruhigte ihn. In einem Umfeld, in dem Vertrauen die Grundlage jeder Teamarbeit bildete, konnte Misstrauen die Beziehungen auf lange Sicht vergiften.

— Wir müssen der Sache weiter nachgehen. Könnten Sie in der Zwischenzeit, Frau Laignel, die Kernaussagen ihrer Argumente kurz zusammenfassen?

— Sehr gern. Sie erklärte ausführlich, worum es ging.

Jean-Marc Roussel erfasste instinktiv die Tragweite eines solch methodischen Angriffs.

— Sie haben kein Blatt vor den Mund genommen. Sollten ihre Argumente stichhaltig sein, riskieren wir ein ernstes Problem.

— Genau das bereitet mir Sorgen, stimmte Mérieux zu. Herr Blanchard, welche Fragen stehen aus museologischer Sicht auf dem Spiel?

Nicolas Blanchard eröffnete seine eigene Akte.

— Es steht viel auf dem Spiel. Diese Werke sind ikonische Stücke unserer Sammlungen. Ihr Verschwinden würde klaffende Lücken in unseren Ausstellungskonzepten hinterlassen. Und symbolisch wäre es eine Katastrophe. Diese Werke sind in unseren Touristenbroschüren, auf unseren Postkarten und in unseren internationalen Katalogen abgebildet...

Mérieux massierte sich die Schläfen. Er spürte, wie eine jener Migräneattacken, die ihn in Momenten der Anspannung immer wieder heimsuchten, wieder aufkam.

— Ganz zu schweigen von den Folgen für andere westliche Museen. Wenn wir nachgeben, schaffen wir einen Präzedenzfall, den uns unsere britischen, deutschen und amerikanischen Kollegen niemals verzeihen werden.

— Genau das ist es, warf Jean-Marc Roussel ein. Ich habe informelle Rückmeldungen von meinen Kontakten in London und Berlin erhalten. Sie verfolgen die Angelegenheit sehr genau. Das British Museum hat große Schwierigkeiten mit den Parthenon-Marmorskulpturen und den Benin-Bronzen. Sollten wir auf Matsukata hereinfliegen, befürchten sie einen Dominoeffekt.

Roussel brachte eine Sorge zum Ausdruck, die ihn persönlich beunruhigte. Da er sein Berufsleben dem internationalen Kulturaustausch gewidmet hatte, sah er eine Welt entstehen, in der Misstrauen die Zusammenarbeit ersetzen würde.

— Was schlagen Sie vor?, fragte Mérieux.

— Wir dürfen nicht den Eindruck erwecken, dem Druck nachzugeben. Gleichzeitig dürfen wir uns aber keine Niederlage leisten. Wir müssen einen dritten Weg finden.

Elise Laignel hob skeptisch eine Augenbraue.

— Welche von beiden? Unsere Möglichkeiten sind begrenzt. Entweder wir kämpfen mit allen Mitteln vor dem Menschenrechtsrat, oder wir handeln vorher eine Einigung aus. Aber ich kann mir kaum vorstellen, wie wir verhandeln könnten, ohne implizit die Berechtigung ihrer Ansprüche anzuerkennen.

— Es gäbe vielleicht noch einen anderen Weg, schlug Nicolas Blanchard vor. Wir könnten eine kulturelle Partnerschaft mit Japan vorschlagen. Eine Möglichkeit, dem Geist ihrer Forderungen gerecht zu werden, ohne die Eigentumsrechte aufzugeben.

Blanchard hielt an dieser Idee fest und weigerte sich, den Zusammenbruch seiner Ideale internationaler kultureller Zusammenarbeit hinzunehmen.

Mérieux nahm die Idee zur Kenntnis.

— Interessant. Das würde das eigentliche Problem aber nicht lösen. Wenn ihre Argumente stichhaltig sind, wird sich der Menschenrechtsrat nicht mit halben Sachen zufriedengeben.

— Deshalb ist eine gründliche Analyse so wichtig, betonte Élise Laignel. Wir müssen unsere besten Spezialisten mobilisieren, um ihre Behauptungen Punkt für Punkt zu prüfen. Und vor allem müssen wir herausfinden, wie sie Zugang zu diesen vertraulichen Dokumenten erlangt haben.

Jean-Marc Roussel stimmte zu.

— Und wir müssen auch im Vorfeld die Weichen stellen. Ich schlage vor, dass wir diskret die japanische Botschaft in Paris kontaktieren. Falls die Angelegenheit eine politische Dimension hat, ist es am besten, sie über offizielle Kanäle zu regeln.

Mérieux warf einen Blick auf seine Uhr. Er verspürte das Bedürfnis, durch Handeln die Kontrolle über die Situation zurückzugewinnen.

— Gut. Wir gehen folgendermaßen vor: Frau Laignel, ich bitte Sie, unsere Reaktion mit den Abteilungen des Ministeriums abzustimmen. Ich benötige innerhalb von fünfzehn Tagen eine umfassende Analyse.

— Herr Blanchard, bitte kontaktieren Sie die Verantwortlichen des Louvre und des Musée d'Orsay. Wir benötigen eine vollständige museologische Bewertung und alle verfügbaren Informationen zu diesen Erwerbungen.

— Herr Roussel, bitte sondieren Sie diskret unsere europäischen Partner und unsere japanischen Kontakte. Ich möchte wissen, ob sie von der Angelegenheit gehört haben und wie ihre Position dazu ist.

Er stand auf und signalisierte damit das Ende der Sitzung.

— Wir treffen uns morgen zur selben Zeit wieder, um einen ersten Zwischenbericht zu erhalten. Und um es ganz klar zu sagen: Dieser Fall hat jetzt absolute Priorität. Alles andere ist zweitrangig.

Am nächsten Morgen saß Élise Laignel bereits seit sieben Uhr an ihrem Schreibtisch. Sie hatte die Nacht damit verbracht, internationale Rechtsprechung zur kulturellen Restitution zu studieren, und ihre Schlussfolgerungen waren alles andere als beruhigend. Auf ihrem Schreibtisch stapelten sich Urteile des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte, Gutachten des Internationalen Gerichtshofs und eine beeindruckende Sammlung von Entscheidungen internationaler Schiedsgerichte.

Das Ganze zeichnete ein wenig schmeichelhaftes Bild für die traditionellen Positionen Frankreichs.

Laignels Telefon klingelte. Es war Claire Fontaine, die stellvertretende Direktorin des Ministeriums.

— Elise? Ich habe heute Morgen Ihre Nachricht erhalten. Könnten Sie mir die Situation in wenigen Worten zusammenfassen?

— Hallo Claire. Kurz gesagt, wir haben ein großes Problem. Die NGO, die uns angreift, hat viel stärkere Argumente, als wir zunächst dachten.

--- An dieser Stelle?

— Ach! Sie haben Schwachstellen aufgedeckt, die niemandem aufgefallen waren. Und vor allem haben sie Dokumente in ihren Besitz gebracht, von denen wir dachten, sie seien vor neugierigen Blicken sicher.

Fontaine nahm den Schlag mit der Gelassenheit einer erfahrenen Frau hin, die schon andere Krisen erlebt hatte. Als Absolventin der HEC hatte sie gelernt, dass die schwerwiegendsten Probleme oft diejenigen sind, die am spätesten entdeckt werden.

— Wir müssen uns bald treffen. Können Sie heute Nachmittag in Paris sein?

— Selbstverständlich. Muss ich irgendetwas vorbereiten?

— Bringen Sie alles mit, was Sie haben. Der Minister kümmert sich seit heute Morgen persönlich um die Angelegenheit. Und glauben Sie mir, das ist kein gutes Zeichen.

Elise Laignel legte verwirrt auf. Das rasche Interesse des Ministers an der Angelegenheit bedeutete, dass er entweder über andere Kanäle informiert worden war oder der Élysée-Palast die Angelegenheit überwachte. In jedem Fall würde der Druck bald zunehmen. Sie kannte die Funktionsweise des Staates gut genug, um zu wissen, dass die Aufmerksamkeit eines Ministers selbst die trivialsten Angelegenheiten zu brisanten Themen machen konnte.

Ihr Computer klingelte. Eine Nachricht von Nicolas Blanchard. *„Elise, ich habe heute Morgen mit Claude Vatrín, dem Chefkurator des Musée d'Orsay, telefoniert. Er hat zugesagt, sich morgen mit uns zu treffen, wirkte aber sehr verärgert, als ich die Matsukata-Affäre erwähnte. Er bezeichnete sie sogar als ‚heikle Angelegenheit‘. Ich habe das Gefühl, dass sie uns Dinge verschwiegen haben. NB.“*

Sie antwortete umgehend: *„Ich fahre heute Nachmittag nach Paris, um Claire Fontaine zu treffen. Können Sie das Treffen mit Vatrín morgen Vormittag arrangieren? Und versuchen Sie herauszufinden, ob es noch andere Personen gibt, die Aufschluss über die Übernahmbedingungen geben könnten. ÉL.“*

Im Louvre fand gerade ein Telefongespräch im Büro von Francesca Bonini, der Chefkuratorin der Abteilung für Asiatische Kunst, statt.

— Claude? Hier ist Francesca. Ich habe gerade einen Anruf von der Ständigen Vertretung in Genf erhalten. Sie möchten sich mit uns über die Werke von Matsukata unterhalten.

„Ah“, sagte Claude Vatrín am anderen Ende der Leitung. „Ich habe auf diesen Anruf gewartet, seit ich letzte Woche den Artikel in *Le Monde* gelesen habe. Erinnern Sie sich an die Übernahme von 1958?“

— Ungefähr. Es war vor unserer Zeit. Aber ich habe gestern Abend nach dem Lesen des Artikels in unseren Archiven nachgeschaut. Es gibt einige... sagen wir mal, verstörende Elemente.

Bonini spürte dieses Unbehagen, das sie jedes Mal überkam, wenn sie die Mängel der Institution aufdeckte, der sie diente. Als Tochter von Akademikern, erzogen im Kult der Wahrheit und Integrität, fiel es ihr schwer, Kompromisse mit den Tatsachen zu tolerieren.

— Zum Beispiel?

— Protestbriefe französischer Privatsammler, die Rechte an mehreren Werken beanspruchen. Umstrittene Gutachten. Und vor allem ein interner Bericht aus dem Jahr 1959, der „Unregelmäßigkeiten“ bei der Aufnahme dieser Werke in das nationale Kulturerbe erwähnt.

Claude Vatrin seufzte.

— Ich hatte gehofft, wir könnten bestimmte Aspekte dieser Angelegenheit geheim halten. Aber wenn eine Nichtregierungsorganisation stichhaltige Beweise vorgelegt hat, bleibt uns keine andere Wahl.

— Die Frage ist: Wie weit sind wir in Sachen Transparenz zu gehen? Diese Werke stellen Meisterwerke unserer Sammlungen dar. Ihre Entfernung würde beträchtliche Lücken hinterlassen.

— Ich weiß. Aber wir können die Aufsichtsbehörden nicht anlügen. Wenn wir befragt werden, müssen wir die Wahrheit sagen.

— Die ganze Wahrheit?

Vatrin wog die Konsequenzen seiner Antwort ab.

— Francesca, wir sind Kuratoren, keine Politiker. Unsere Aufgabe ist es, Kunstwerke zu bewahren und sie der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, nicht vergangene Fehler zu vertuschen. Sollten diese Ankäufe durch Unregelmäßigkeiten beeinträchtigt sein, ist es besser, dies jetzt ans Licht zu bringen als in zehn Jahren vor einem internationalen Gericht.

— Da haben Sie recht. Aber wir werden damit einige Leute verärgern.

— Wahrscheinlich. Aber unser Gewissen wird rein sein.

Am selben Nachmittag fuhr Élise Laignel mit dem TGV nach Paris. Während der Fahrt las sie die problematischsten Argumente im Fall der NGO ein letztes Mal durch.

Das Ministerium für Europa und auswärtige Angelegenheiten befand sich bei ihrer Ankunft in einem Zustand des Umbruchs.

In den Gängen war gedämpftes Gemurmel zu hören, und einige Kollegen, an denen sie vorbeiging, mieden ihren Blick. Die Affäre um Matsukata gab Anlass zu zahlreichen Spekulationen. Laignel erkannte die Warnzeichen einer Verwaltungskrise: jene besondere Spannung, die durch die Gänge zieht, wenn eine heikle Angelegenheit für Aufsehen sorgt.

Claire Fontaine erwartete sie in Begleitung von Olivier Lecomte, dem Leiter der Abteilung für multilaterale Kulturangelegenheiten.

— Elise, vielen Dank, dass Sie so schnell gekommen sind. Olivier hat den ganzen Tag unsere internen Archive durchforstet, und seine Schlussfolgerungen sind ... besorgniserregend.

Olivier Lecomte wirkte erschöpft. Er trug die Last von Enthüllungen mit sich herum, die er lieber nie gemacht hätte.

— Ich habe alle verfügbaren Akten eingesehen, auch jene, die nie im Nationalarchiv hinterlegt wurden. Und ich muss Ihnen sagen, dass die Lage noch viel schlimmer ist, als wir befürchtet hatten.

— Wie das?, fragte Elise Laignel, als sie sich setzte.

— Zunächst einmal gibt es Dokumente, die unsere Tresore niemals hätten verlassen dürfen und die in die Hände der NGO gelangt sind. Telegramme, Korrespondenz mit japanischen Stellen...

Claire Fontaine unterbrach ihn.

— Haben Sie eine Ahnung, wie sie diese erhalten haben könnten?

— Es gibt mehrere Hypothesen. Entweder hat sie jemand aus dem Inneren übermittelt – was dramatisch wäre – oder sie stammen aus privaten Archiven.

— Und was ist mit dem Inhalt? Was sagen diese Dokumente aus?

— Sie belegen, dass die französischen Behörden damals die fragwürdige Natur der Aneignung kannten. Es existiert ein

Telegramm unseres Botschafters in Tokio aus dem Jahr 1951, in dem Folgendes steht:

„Die Erben der Familie Matsukata bestreiten formell unsere Eigentumsrechte an der Sammlung, und ihre Argumente sind nicht unbegründet.“

Elise Laignel spürte ein beklemmendes Gefühl im Magen. Die Nachricht bestätigte die Schwäche der französischen Position.

— Und wie reagierte Paris?

— Das Quai d'Orsay hat die Anweisung gegeben, *„unsere Positionen entschieden beizubehalten, ohne in detaillierte Diskussionen einzutreten, die die Situation nur verkomplizieren könnten“*.

— Das bedeutet, wir können uns nicht auf guten Glauben berufen. Wenn diese Dokumente unstrittig sind, beweisen sie, dass Frankreich wusste, dass es im Unrecht war.

„Das ist noch nicht alles“, fuhr Olivier Lecomte fort. „Ich habe ein internes Memo aus dem Jahr 1958 gefunden, das von unserer Abteilung verfasst wurde und in dem empfohlen wurde, *„den Status dieser Werke so schnell wie möglich durch ein Gesetz zu regeln, um mögliche zukünftige Streitigkeiten zu vermeiden“*. Die Verordnung von 1958, die regulatorischer Natur war, war daher kein routinemäßiger Verwaltungsakt, sondern vielmehr der Versuch, eine fragwürdige Aneignung hastig zu vertuschen.“

Elise Laignel schloss für ein paar Sekunden die Augen. Sie überlegte, wie die Verteidigung, die sie errichten musste, zusammenbrechen würde.

— Es wird uns sehr schwerfallen, unsere Positionen zu rechtfertigen.

— Das ist eine Untertreibung, stimmte Claire Fontaine zu. Die Frage ist: Was tun wir eigentlich?

— Wir haben mehrere Möglichkeiten, überlegte Elise Laignel laut. Zunächst verteidigen wir uns energisch und hoffen, dass der Rat nicht auf die Mitteilung reagiert. Angesichts der

Dokumentation, die die NGO besitzt, ist das jedoch unwahrscheinlich.

— Zweite Möglichkeit?, fragte Olivier Lecomte.

— Wir verhandeln im Vorfeld eine Einigung. Wir erkennen die Rechte der Erben stillschweigend an, finden aber eine Lösung, die es uns ermöglicht, unser Gesicht zu wahren. Langfristige Leihgaben, Wanderausstellungen, Kulturpartnerschaften ...

— Und der dritte?, fragte Claire Fontaine.

— Die radikalste Option wäre, unsere Fehler einzugestehen und die Werke zurückzugeben. Das würde uns zwar im Moment schmerzen, könnte uns aber eine internationale Verurteilung ersparen, die noch viel schädlicher wäre.

Fontaine schüttelte energisch den Kopf. Ihr Instinkt sagte ihr, dass einige Optionen einfach nicht realisierbar waren:

--- Ich muss das dem Minister vorlegen. Die Entscheidung liegt weit außerhalb unserer Kompetenz. Elise, könnten Sie bitte bis morgen früh einen zusammenfassenden Bericht vorbereiten? Bitte alle Details und nichts auslassen.

— Natürlich. Aber ich muss Sie warnen. Wenn wir die Konfrontation wählen, riskieren wir zu verlieren. Und wenn wir verlieren, werden die Folgen weit über den französischen Fall hinausreichen.

Olivier Lecomte stimmte zu.

— Elise hat Recht.

— Daher ist eine sorgfältige Strategievorbereitung unerlässlich, resümiert Claire Fontaine. Wir müssen in jeder Hinsicht – rechtlich, diplomatisch und kommunikativ – über jeden Zweifel erhaben sein.

Am nächsten Tag empfing Claude Vatrin Nicolas Blanchard und Élise Laignel im Musée d'Orsay. Er war nervös, und seine Hände konnten seine Aufregung nicht ganz verbergen. Vatrin hatte sein

Leben der Kunst gewidmet und erst spät erkannt, dass diese edle Mission auch blinde Flecken barg, die er lieber ignorierte.

— Herr Vatrín, begann Nicolas Blanchard, wir benötigen Ihre Expertise hinsichtlich der genauen Umstände des Erwerbs der in Ihren Sammlungen befindlichen Matsukata-Werke.

— Hören Sie, ich will ganz offen mit Ihnen sein. Diese Angelegenheit bereitet mir seit Jahren Unbehagen. Als ich 2018 mein Amt antrat, wollte ich alle unsere Nachkriegskäufe überprüfen, und der Fall Matsukata erschien mir sofort problematisch.

— In welchem Sinne problematisch?

— Zunächst zu den Umständen des Erwerbs selbst. Im Jahr 1944 bargen wir diese Werke aus den Kellern des Rodin-Museums, wo sie seit Kriegsbeginn gelagert worden waren.

— Sie meinen, wir haben Selbstbedienung gemacht?, rief Nicolas Blanchard überrascht aus.

--- Das ist zwar etwas überzeichnet, aber nicht ganz falsch. Das staatliche Liegenschaftsamt erstellte zwar Listen, jedoch ohne fundierte Fachkenntnisse oder Überprüfung der Herkunft. Man muss dazu sagen, dass die damalige Zeit nicht gerade für akribische Verwaltungsarbeit bekannt war.

Claude Vatrín ging zu seinem Safe und holte eine verstaubte Akte heraus.

— Und dann gab es schon 1946 Streitigkeiten. Ich fand Briefe von Pariser Kunsthändlern, die behaupteten, Rechte an bestimmten Stücken zu besitzen. Sie gaben an, diese vor dem Krieg von Matsukata mit ordnungsgemäßen Verträgen erworben zu haben.

— Was ist passiert?, fragte Elise Laignel.

--- Die Behörden wiesen diese Behauptungen damals kategorisch zurück. Offiziell galten sämtliche Vermögenswerte Matsukatas als „Feindeseigentum“ und unterlagen daher der Beschlagnahme.

Er öffnete die Akte und nahm mehrere vergilbte Briefe heraus.

— Sehen Sie, hier ist dieser Schriftwechsel aus dem Jahr 1947 zwischen unserem damaligen Direktor und dem Kulturministerium. Unser Direktor schrieb: *„Diese Erwerbungen könnten später angefochten werden, falls Erben mit stichhaltigen Beweisen auftauchen sollten.“*

Nicolas Blanchard erbleichte. Er musste feststellen, dass die Institution, der er mit Hingabe gedient hatte, auf weniger edlen Fundamenten ruhte, als er es sich vorgestellt hatte.

— Und wie lautete die Reaktion des Ministeriums?

— Dass es notwendig sei, *„die Situation so schnell wie möglich zu normalisieren, um jegliche Probleme zu vermeiden“*.

Elise Laignel verstand die Bedeutung dieser Enthüllungen für die Fortsetzung des Verfahrens.

— Herr Vatrin, wären Sie bereit, diese Tatsachen zu bezeugen, wenn wir uns vor einem internationalen Gremium verteidigen müssten?

Er zögerte und wog seine Worte sorgfältig ab.

— Sehen Sie, meine Aufgabe ist es nicht, die Positionen des französischen Staates um jeden Preis zu verteidigen. Meine Aufgabe ist es, die wissenschaftliche und ethische Integrität des von mir geleiteten Departements zu wahren. Wenn Sie mir diese Frage offiziell stellen, werde ich sie nach meinem Gewissen beantworten.

— Was bedeutet das?

--- Das bedeutet, dass ich die Wahrheit über die Umstände des Erwerbs dieser Werke sagen werde, selbst wenn diese Wahrheit nicht den Interessen Frankreichs dient. Ich kann über erwiesene Tatsachen nicht lügen.

Nicolas Blanchard und Élise Laignel tauschten einen vielsagenden Blick. Ihnen war gerade klar geworden, dass sie nicht auf die bedingungslose Solidarität der Konservativen

zählen konnten. Vatrins Integrität erschwerte ihre Aufgabe erheblich.

— Da ist noch etwas, fuhr Vatrin nach kurzem Zögern fort. Francesca Bonini hat gestern im Louvre noch peinlichere Elemente in ihren eigenen Archiven entdeckt.

— Um welche Art von Gegenständen handelt es sich?, fragte Elise Laignel.

— Gutachten von Experten aus dem Jahr 1959, die die Echtheit bestimmter Zuschreibungen in Frage stellten. Offenbar hatten unsere Vorgänger in der Eile des Jahres 1944 berühmten Meistern Werke zugeschrieben, die in Wirklichkeit Kopien oder Werkstattarbeiten waren.

Nicolas Blanchard richtete sich abrupt auf. Ihm wurde schwindlig angesichts des fortschreitenden Zusammenbruchs seiner Gewissheiten.

— Meinen Sie, wir haben darum gekämpft, die Fälschungen zu behalten?

--- Es handelt sich nicht um Fälschungen, sondern um Werke, deren künstlerischer und kommerzieller Wert weitgehend überschätzt wurde. Darunter befindet sich insbesondere ein vermeintlicher „Van Gogh“, der wahrscheinlich ein Werk der Schule von Pont-Aven ist, und ein „Cézanne“, der eine Pastiche vom Beginn des 20. Jahrhunderts sein könnte.

Elise Laignel bemerkte dies mit Wut und wog die Tragweite dieser Enthüllungen ab.

— Wurden diese Gutachten damals an die Aufsichtsbehörden weitergeleitet?

— Hier wird es wirklich beunruhigend. Unseren Erkenntnissen zufolge wurden diese Berichte unterdrückt, um einen Skandal zu vermeiden. Stellen Sie sich den Aufschrei vor, wenn die Öffentlichkeit erfahren hätte, dass der französische Staat an Werken zweifelhafter Herkunft festhält!

— Und heute? Gibt es diese Berichte noch?

— Francesca fand sie im Abteilungsarchiv. Sie wurden nie an das Nationalarchiv übergeben.

Nicolas Blanchard vergrub sein Gesicht in den Händen.

— Wir riskieren nicht nur, vor Gericht zu verlieren, sondern wir werden auch wie Narren dastehen, die jahrelang an zweitklassigen Werken festgehalten haben.

— Das trifft leider auf einige Werke zu, bestätigte Claude Vatin. Glücklicherweise sind die drei Monets, Van Goghs ‚Schlafzimmer in Arles‘ und die beiden Renoirs authentisch – so viel steht fest. Das ändert aber nichts am grundlegenden Problem.

Elise Laignel verstaute ihr Notizbuch.

— Herr Vatin, wären Sie bereit, uns Kopien all dieser Dokumente zukommen zu lassen? Wir benötigen sie zur Vorbereitung unserer Verteidigung.

— Natürlich. Aber ich warne Sie. Sollte die Angelegenheit öffentlich werden, bleibt uns nichts anderes übrig, als unsere Nachkriegssammlungen einer vollständigen Neubewertung zu unterziehen. Und dabei könnten viele weitere Probleme ans Licht kommen.

Zurück in Genf berief Élise Laignel noch am selben Abend umgehend eine Krisensitzung ein. Laurent Mérieux, Nicolas Blanchard und Jean-Marc Roussel versammelten sich im Konferenzraum, doch die Atmosphäre war eine ganz andere als am Vortag. Die Enthüllungen in Paris hatten das gesamte Team schwer belastet.

— Ich denke, wir müssen die Lage nach den Beratungen der letzten 48 Stunden neu bewerten. Frau Laignel, möchten Sie bitte kurz zusammenfassen, wo wir stehen?

--- Die Lage ist noch schlimmer als befürchtet. Die NGO besitzt nicht nur kompromittierende Dokumente, die wir für vertraulich hielten, sondern unsere eigenen Verwahrer sind auch nicht

bereit, uns bedingungslos zu unterstützen. Und als ob das nicht genug wäre, haben sie auch noch Material aufgedeckt, das unsere Position erheblich schwächt.

Sie öffnete ihre Akte mit der Präzision einer Anwältin, die an schwierige Fälle gewöhnt ist.

— Erstens wussten die französischen Behörden damals, dass die Aneignung fragwürdig war. Die Archive beweisen es zweifelsfrei. Zweitens gab es bereits 1946 Einwände, die wir bewusst ignorierten. Und schließlich sind einige der Werke, die wir vehement verteidigen, gar nicht authentisch.

Jean-Marc Roussel konnte nicht anders, als einzugreifen. Er war besorgt über die Tragweite dieser Enthüllungen.

— Mein Gott! Wie konnten unsere Vorgänger nur ein solches Chaos anrichten?

— Wir müssen die Dinge im Kontext betrachten, mahnte Mérieux. Wir kamen gerade aus dem Krieg, die Verwaltung war desorganisiert, die Prioritäten lagen woanders. Aber die damals getroffenen Entscheidungen stellen uns heute vor unüberwindbare Probleme.

Mérieux stand auf und suchte in dieser Bewegung ein Ventil für seine Frustration.

— Wir müssen nach vorn blicken. Über den konkreten Fall von Matsukatas Werken hinaus wird unser gesamtes Modell der Kulturdiplomatie infrage gestellt. Sind wir bereit, es herauszufordern?

— Das ist ganz richtig, warf Elise Laignel ein, ich habe heute Morgen einen Anruf von unserem britischen Kollegen erhalten. Das Außenministerium beobachtet die Situation. Man befürchtet, dass ein ungünstiger Präzedenzfall andere Ansprüche neu entfachen könnte.

— Was wollen sie damit sagen?

— Eine europäische Koordinierung unserer Verteidigung. Die Idee wäre, vor dem Menschenrechtsrat eine geeinte Front zu

bilden, mit Argumenten, die von allen betroffenen Ländern aufeinander abgestimmt sind.

— Das könnte wirksam sein. Es birgt aber die Gefahr, als Verschwörung der ehemaligen Kolonialmächte gegen Länder, die ihres Erbes beraubt wurden, wahrgenommen zu werden.

— Das ist das Risiko, stimmte Mérieux zu. Wir müssen ein Gleichgewicht finden zwischen westlicher Solidarität und der Achtung legitimer Forderungen.

— Ich hätte da eine Idee, schlug Nicolas Blanchard vor. Warum nicht die Schaffung eines internationalen Fonds für die Restitution von Kulturgütern vorschlagen? Westliche Länder würden sich finanziell an einem Mechanismus beteiligen, der die Länder entschädigt, deren Werke geplündert wurden, und gleichzeitig die Werke in ihren Sammlungen belässt.

Elise Laignel schüttelte den Kopf. Ihr Realismus veranlasste sie, Lösungen abzulehnen, die den Kern des Problems ausblendeten.

— Das ist zwar theoretisch interessant, löst aber nicht das eigentliche Problem. Sollten unsere Gegner juristisch Recht haben, werden sie sich mit einer finanziellen Entschädigung nicht zufriedengeben.

— Vor allem, da es im japanischen Fall nicht ums Geld geht, fügte Jean-Marc Roussel hinzu. Japan könnte diese Werke problemlos zu Marktpreisen zurückkaufen, wenn es sich um eine rein kommerzielle Transaktion handeln würde. Nein, es gibt eindeutig eine symbolische und politische Dimension.

Roussel brachte eine Wahrheit zum Ausdruck, die seine Kollegen nur schwer akzeptieren konnten.

Mérieux warf einen Blick auf seine Uhr. Er verspürte das Bedürfnis, durch Planung die Kontrolle zurückzugewinnen.

--- Eine Entscheidung ist dringend erforderlich. Wir haben keine Zeit, über hypothetische Lösungen zu grübeln. Mein Vorschlag lautet daher: Wir bereiten alle drei Optionen gleichzeitig vor: maximale Verteidigung, Vergleichsverhandlungen und

Eingeständnis des Fehlers mit Wiedergutmachung. Parallel dazu werde ich die Reaktionen in Paris und bei unseren europäischen Partnern ausloten.

— Und wer trifft die endgültige Entscheidung?, fragte Nicolas Blanchard.

— Wir werden es jedenfalls nicht sein. Ein Fall von solch großer Bedeutung muss zwangsläufig auf Ministerebene oder sogar bis in den Elysée-Palast gelangen. Unsere Aufgabe ist es, die Informationen aufzubereiten und die Optionen objektiv darzustellen.

Elise Laignel schloss ihre Akten.

— Dann legen wir mal los. Ich habe fünfzehn Tage Zeit, eine einwandfreie Verteidigung aufzubauen, auch wenn ich nicht wirklich daran glaube, dass ich das kann.

— Und ich werde die Elemente einer Vergleichsverhandlung vorbereiten, fügte Nicolas Blanchard hinzu. Man weiß ja nie, vielleicht ist die NGO unseren Argumenten gegenüber aufgeschlossen.

— Was mich betrifft, schloss Jean-Marc Roussel, werde ich die Stimmungslage der Japaner diskret ausloten. Wenn wir den Streit auf traditionellem Wege beilegen können, ist das weitaus besser als ein Konflikt mit riskantem Ausgang.

Während das Genfer Team seine Verteidigung vorbereitete, waren auch andere Akteure aktiv. In Paris führte Claire Fontaine zahlreiche diskrete Gespräche mit höchsten staatlichen Stellen, um in einem Fall, der außer Kontrolle geriet, Rat einzuholen.

Das Büro der Élysée-Beraterin war in Halbdunkel getaucht, als sie dort an einem Mittwochabend Mitte April empfangen wurde. Arnaud Prigent, ein ehemaliger Botschafter und enger Mitarbeiter des Präsidenten, begrüßte sie mit gebührender Würde.

— Claire, vielen Dank für Ihre späte Ankunft. Die Matsukata-Affäre sorgt nun auch hier für Aufsehen. Der Präsident hat sich persönlich dafür interessiert, seit er gestern Morgen einen Anruf vom japanischen Premierminister erhalten hat.

Claire Fontaine spürte, wie ihr Puls schneller schlug. Ihr wurde das Ausmaß des Falls bewusst.

— Hat der Premierminister direkt Kontakt zum Élysée-Palast aufgenommen?

--- Offiziell handelte es sich um einen Höflichkeitsbesuch zur Vorbereitung des G7-Gipfels im Juni. Doch der Premierminister ließ beiläufig durchblicken, dass es *„gewisse Streitigkeiten gibt, die im Geiste gegenseitiger Zusammenarbeit gelöst werden sollten“*. Die Botschaft kam deutlich an.

— Mit anderen Worten: Erpresst uns Tokio?

— Es ist subtiler. Sie wollen uns dazu bringen, zuzugeben, dass eine Verhandlungslösung einer öffentlichen Konfrontation vorzuziehen wäre. Und wahrscheinlich haben sie recht.

Arnaud Prigent öffnete eine Akte mit der Aufschrift „Vertraulich des Verteidigungsministeriums“. Sein Blick verriet die Müdigkeit eines Mannes, der sich mit den Folgen von Fehlern auseinandersetzen muss, die lange vor seiner Ankunft begangen wurden.

— Ich habe eine Bewertung der Nichtregierungsorganisation „Retour et Restitutions“ durch unsere Geheimdienste durchführen lassen. Die Ergebnisse sind... aufschlussreich.

— In welchem Sinne?

--- Die Organisation ist französisch und ihre Führungskräfte sind ehrenwert. Sie erhielt jedoch erhebliche finanzielle Mittel von einer japanischen Kulturstiftung mit Verbindungen zur Tokioter Regierung. Nicht illegal, aber aufschlussreich.

Claire Fontaine merkte sich die Informationen. Sie vermutete, dass es sich um mehr als nur eine einfache Behauptung über eine Verbindung handelte.

— Das bestätigt unsere Vermutung. Wahrscheinlich steckt eine politische Dimension dahinter.

— Das verändert die Spielregeln grundlegend. Wir haben es nicht mehr mit einer Forderung von NGOs zu tun, sondern möglicherweise mit einem japanischen Manöver. Was in der Tat eine Chance sein könnte.

--- Wie so?

— Wenn Tokio verhandlungsbereit ist, können wir die Gespräche über den Fall Matsukata hinaus ausweiten. Handelsbeziehungen, technologische Zusammenarbeit, Kulturprojekte ... Diese Krise bietet sicherlich eine Chance zur Annäherung.

Prigent brachte diese typische Vision des Élysée-Palasts zum Ausdruck, die darin besteht, jede Schwierigkeit in ein Instrument nationaler Größe zu verwandeln.

— Dies setzt voraus, dass wir bereit sind, in der Kulturfrage erhebliche Zugeständnisse zu machen.

— Das ist die Frage, die mir der Präsident zur Prüfung vorgelegt hat. Wie weit sind wir bereit zu gehen, um unsere Beziehungen zu Japan zu erhalten? Und welche Konsequenzen hätte das für unsere Beziehungen zu unseren anderen Partnern?

— Unsere europäischen Verbündeten würden es uns nicht verzeihen, wenn wir ohne Rücksprache mit ihnen aufgeben würden.

--- Daher ist die von Ihnen vorbereitete Koordination mit London und Berlin so wichtig. Wenn wir handeln wollen, müssen wir es gemeinsam tun. Claire, ich will ganz offen mit Ihnen sein. Der Präsident ist nicht dafür, die Werke zurückzugeben. Aber unsere nationalen Sammlungen sind sicherlich keine Krise mit Japan wert. Hier kommt Ihnen eine entscheidende Rolle zu. Wir müssen einen Weg finden, die Japaner zufriedenzustellen, ohne einen gefährlichen Präzedenzfall zu schaffen. Sehr langfristige Leihgaben, eine

verstärkte Zusammenarbeit der Museen, die symbolische Anerkennung der Rechte ... Es muss eine kreative Lösung geben.

Fontaine war sich der Komplexität ihrer Mission bewusst. Sie musste widersprüchliche Anforderungen mit den begrenzten Ressourcen, die ihr zur Verfügung standen, in Einklang bringen.

— Ich muss wissen, welche Grenzen wir uns selbst setzen. Sind wir bereit, eine Wiedergutmachung in Betracht zu ziehen, falls keine andere Lösung gefunden wird?

— Nein, eine Wiedergutmachung kommt überhaupt nicht in Frage.

Prigents Aussage traf wie ein Schlag: Das waren die roten Linien, die der Élysée-Palast unter keinen Umständen überschreiten würde.

Währenddessen führte Jean-Marc Roussel diskret eigene Gespräche. Als ehemaliger Diplomat, der in Tokio stationiert gewesen war, pflegte er zahlreiche Kontakte in japanischen Regierungs- und Kulturkreisen. Sein Adressbuch sollte sich als unschätzbar wertvoll erweisen, um die wahren Hintergründe der Affäre zu verstehen. Er hatte sich mit Kyotaka Yamagata, dem Kulturattaché der japanischen Botschaft in Paris, in einem kleinen, unscheinbaren japanischen Restaurant im 7. Arrondissement verabredet. Sie hatten sich zehn Jahre zuvor bei einer Ausstellung japanischer Kunst im Petit Palais kennengelernt und waren seitdem befreundet. Diese persönliche Beziehung ermöglichte einen offeneren Austausch, als er über offizielle Kanäle üblicherweise erlaubt war.

— Kyotaka, vielen Dank, dass Sie sich bereit erklärt haben, mich unter solch... ungewöhnlichen Umständen zu empfangen.

— Jean-Marc, Sie wissen genau, dass unsere persönliche Beziehung weit über bloße Zufälle hinausgeht. Aber der Moment ist heikel.

Sie bestellten auf Japanisch – eine Angewohnheit, die Jean-Marc aus seinen Jahren in Tokio beibehalten hatte – und sprachen dann vorsichtig das Thema an. Roussel schätzte diese Momente, in denen die Diplomatie ihre menschliche Dimension zurückgewann.

— Diese Matsukata-Affäre... Sie wissen natürlich davon?

— Das lässt sich kaum ignorieren. Es beherrscht seit einer Woche die japanischen Schlagzeilen. Und das, muss ich sagen, nicht zum Vorteil der französisch-japanischen Beziehungen.

Jean-Marc Roussel nippte an seinem Tee und genoss dieses Ritual, das ihm half, die für die schwierigen Verhandlungen notwendige Geisteshaltung wiederzuerlangen.

— Was ist die offizielle Position Ihrer Regierung?

— Offiziell? Wir haben dazu keine Stellungnahme. Es handelt sich um eine private Initiative einer französischen Nichtregierungsorganisation, und wir haben kein Recht, uns einzumischen.

— Und inoffiziell?

Kyotaka Yamagata lächelte.

— Inoffiziell ist allgemein bekannt, dass die Sammlung ein wichtiges Symbol für unser Land darstellt. Matsukata war einer unserer großen Kulturförderer, und es war für die japanische Öffentlichkeit stets schmerzlich zu sehen, wie seine Werke in ausländischen Museen verstreut wurden.

— Bis hin zu einem Zwischenfall?

— Niemand wünscht sich einen Zwischenfall. Doch die japanische Öffentlichkeit reagiert sehr sensibel auf Fragen des kulturellen Erbes. Sollte etwas schiefgehen, könnte dies unsere Beziehungen beeinträchtigen.

Jean-Marc Roussel legte seine Stäbchen beiseite. Er spürte, dass er der Sache auf den Grund gehen musste.

— Seien wir ehrlich. Was wäre nötig, um eine gütliche Einigung zu erzielen?

— Frankreich sollte zumindest symbolisch anerkennen, dass die Aneignung von 1944... sagen wir mal, fragwürdig war. Nicht unbedingt illegal, aber fragwürdig.

— Und was dann?

— Als Nächstes müsste eine Lösung gefunden werden, die es Japan ermöglicht, sich wieder mit diesem Erbe zu verbinden. Nicht unbedingt eine sofortige Rückgabe, aber zumindest eine mittelfristige Perspektive.

— Welche Art?

— Ich denke über die Gründung eines französisch-japanischen Kulturzentrums nach... langfristige Darlehen... Es gibt viele Möglichkeiten, wenn beide Seiten Kreativität zeigen.

Jean-Marc Roussel notierte sich diese Vorschläge im Geiste. Er prüfte den noch vorhandenen Handlungsspielraum für eine Verhandlungslösung.

— Was wäre, wenn Frankreich jegliche Zugeständnisse ablehnen würde? Was wäre, wenn wir uns einfach auf Grundlage der Texte verteidigen würden?

Kyotaka Yamagatas Gesichtsausdruck verhärtete sich unmerklich. Roussel erkannte diese Veränderung des Gesichtsausdrucks, die er bei seinen japanischen Gesprächspartnern oft beobachtet hatte, wenn diese Fragen ihrer nationalen Würde ansprachen.

— Das wäre bedauerlich. Nicht nur für unsere bilateralen Beziehungen, sondern auch für Frankreichs internationales Ansehen. Die Weltöffentlichkeit reagiert zunehmend sensibel auf Fragen der kulturellen Restitution.

— Denken Sie an andere ähnliche Streitigkeiten?

— Ganz klar. Wenn Frankreich diese Angelegenheiten systematisch blockierte, könnte es andere Länder dazu

ermutigen, ihre Forderungen zu radikalisieren. Ägypten wegen der Antiquitäten, Afrika wegen der Stammeskunst, Griechenland wegen seines Marmors ... Man könnte sich überall gleichzeitig in der Defensive wiederfinden.

Genau das hatten die französischen Behörden befürchtet: den Dominoeffekt. Jean-Marc Roussel lenkte das Gespräch auf ein anderes Thema und versuchte, das Ausmaß der japanischen Mobilisierung einzuschätzen.

— Und wie steht es mit der öffentlichen Meinung? Wie wird der Fall wahrgenommen?

--- Die Forderungen nach Restitution genießen breite Unterstützung in der Bevölkerung. Die Japaner sind der Ansicht, dass ihr kulturelles Erbe im 20. Jahrhundert massiv geplündert wurde, zunächst von westlichen Mächten und dann während des Krieges. Die Rückgewinnung der Matsukata-Sammlung würde als eine Form der Gerechtigkeit angesehen.

Als Jean-Marc Roussel das Restaurant verließ, verstand er die Situation besser. Japan suchte keine Konfrontation, war aber auch nicht bereit, nachzugeben. Es musste eine Lösung gefunden werden, die es beiden Ländern ermöglichte, ihr Gesicht zu wahren.

Parallel zu den französisch-japanischen Konsultationen entwickelte sich eine intensive Aktivität zwischen den europäischen Hauptstädten. Die Matsukata-Affäre war nicht länger nur ein französisch-japanischer Streit, sondern eine Bewährungsprobe für die westliche Solidarität angesichts der Forderungen nach kultureller Restitution.

In London hatte das britische Außenministerium ein Treffen mit französischen, deutschen und italienischen Vertretern organisiert. Der Konferenzraum des Außenministeriums mit seiner viktorianischen Holzvertäfelung und den Porträts ehemaliger Minister bot einen passenden Rahmen für diese

Gespräche zwischen den alten Kolonialmächten. Die Architektur selbst erinnerte an eine Zeit, in der Fragen der kulturellen Legitimität noch nicht so dringlich waren.

Sir William Pemberton, Staatssekretär im Kulturministerium, leitete die Sitzung. Er verstand es, Krisen in Chancen der Zusammenarbeit zu verwandeln – eine Fähigkeit, die ihn zu einem geschätzten Gesprächspartner in europäischen Diplomatenkreisen machte.

— Wir sind hier zusammengekommen, um ein Thema zu besprechen, das uns alle betrifft, auch wenn es sich direkt nur auf unsere französischen Freunde bezieht.

Claire Fontaine, die Frankreich vertrat, stimmte zu.

— Wir danken Ihnen für Ihre Initiative bei dieser Konsultation. Die Matsukata-Affäre geht über rein französische Interessen hinaus.

— Können Sie uns einen aktuellen Stand der Dinge mitteilen?, fragte Hans Müller, der deutsche Vertreter.

Müller gehörte zu jenen deutschen Diplomaten, die in der Bewältigung historischer Konflikte ausgebildet waren. Sein Land hatte sich besondere Expertise im Umgang mit Restitutionsfragen angeeignet, eine Erfahrung, die ihm in dieser Art von Diskussion besondere Legitimität verlieh.

— Die Lage ist besorgniserregend. Die uns angreifende NGO hat stichhaltige Argumente. Unsere Erfolgsaussichten sind gering.

Giuseppe Bianchi, der italienische Delegierte, wandte sich an seine Gesprächspartner.

— Und wenn Sie verlieren, welche Konsequenzen hätte das für uns alle?

— Ein sehr bedauerlicher Präzedenzfall, erwiderte Claire Fontaine unverblümt. Alle Ihre Sammlungen zweifelhafter Herkunft könnten ähnlichen Ansprüchen ausgesetzt sein.

Sir William Pemberton faltete die Hände.

— Genau das befürchten wir. Sollte die UNO einen Präzedenzfall zugunsten von Restitution schaffen, würden wir mit Anträgen überhäuft.

Hans Müller stimmte dem entschieden zu. Seine Erfahrungen in Deutschland hatten ihm ein ausgeprägtes Bewusstsein für die Risiken vermittelt.

— Auch Deutschland ist betroffen. Unsere Museen beherbergen zahlreiche Werke, die unter Umständen erworben wurden, die man heute als fragwürdig bezeichnen kann. Sollte sich das Völkerrecht in Richtung eines allgemeinen Restitutionsprinzips entwickeln, befänden wir uns in einer unangenehmen Lage.

— Ganz abgesehen vom finanziellen Aspekt, fügte Giuseppe Bianchi hinzu. Die Entschädigung aller geplünderten Länder würde die europäischen Staaten Milliarden von Euro kosten.

Claire Fontaine nutzte die Gelegenheit, um die Koordination anzubieten, nach der sie gesucht hatte.

— Deshalb müssen wir koordiniert vorgehen. Wenn wir geschlossen auftreten, haben wir eine bessere Chance, den Status quo zu erhalten.

— Was genau schlagen Sie vor?

— Zunächst müssen wir unsere Argumente aufeinander abstimmen. Wir müssen alle dieselben Grundsätze verteidigen: Ersitzung, Treu und Glauben bei Erwerbungen, öffentliches Interesse an den Sammlungen...

— Und dann?, fragte Hans Müller.

— Laufende Beratungen zu allen Restitutionsfragen. Wird einer von uns angegriffen, leisten die anderen Unterstützung und bringen ihre Argumente ein.

Giuseppe Bianchi schüttelte den Kopf.

— Das ist etwas theoretisch. Was könnten wir beispielsweise im japanischen Fall konkret tun?

Claire Fontaine hatte ihre Antwort vorbereitet.

— Sie könnten dem Menschenrechtsrat eine Stellungnahme als Dritter vorlegen, in der Sie erläutern, dass die Behauptungen der NGO das internationale Gleichgewicht des kulturellen Austauschs gefährden. Dies würde unsere Position stärken.

Sir William Pemberton schien interessiert. Er prüfte die Klugheit des französischen Vorschlags.

— Das ist denkbar. Aber sollte Frankreich im Gegenzug zusichern, uns zu unterstützen, falls wir selbst wegen der Parthenon-Skulpturen oder anderer Streitigkeiten angegriffen würden?

— Absolut. Das ist europäische Solidarität.

Giuseppe Bianchi äußerte Zweifel. Seine Erfahrungen hatten ihn gegenüber schönen Reden über internationale Zusammenarbeit misstrauisch gemacht.

— Das Problem ist, dass sich niemand täuschen lassen wird. Alle werden denken, dass wir zusammenhalten, um die Rückgabe unserer Kunstschatze zu vermeiden.

Sir William Pemberton beendete die Sitzung mit der für die Briten üblichen Zurückhaltung.

— Ich denke, wir sind uns einig. Wir haben ein Interesse daran, unsere Positionen zu diesen Fragen der kulturellen Wiedergutmachung abzustimmen. Wir müssen jedoch bei der Umsetzung sehr geschickt vorgehen, um nicht den Eindruck von Eigennutz zu erwecken.

— Wir werden einen Entwurf für eine gemeinsame Erklärung zur Bedeutung der Wahrung der Integrität europäischer öffentlicher Sammlungen ausarbeiten, schlug Claire Fontaine vor. Sie können uns Ihre Anmerkungen in den kommenden Tagen mitteilen.

Nach ihrer Abreise aus London war Claire Fontaine überzeugt, die Unterstützung ihrer europäischen Partner gewonnen zu haben. Doch sie wusste auch, dass diese Unterstützung sich als

äußerst brüchig erweisen könnte, sollte die Matsukata-Affäre für Frankreich ein schlechtes Ende nehmen. Europäische Solidarität ließ sich durch Machtkämpfe nicht so leicht erschüttern.

Nach ihrer Rückkehr nach Paris wurde sie umgehend ins Ministerium für Europa und auswärtige Angelegenheiten einbestellt.

Bernard Vallier, der Stabschef des Ministers, war ein kluger hoher Beamter. Er verstand es, gefährliche Fälle zu erkennen, bevor sie eskalierten – eine Fähigkeit, die ihm das Überleben politischer Umbrüche ermöglicht hatte.

— Claire, bitte setzen Sie sich. Ich habe heute Morgen drei Anrufe erhalten. Zuerst vom Élysée-Palast, wo man langsam ungeduldig wird. Dann von meinem japanischen Kollegen, der deutlich gemacht hat, dass Tokio von uns konkrete Maßnahmen erwartet. Und schließlich vom Louvre, der sich Sorgen um die Auswirkungen auf unsere anderen Sammlungen macht.

Claire Fontaine holte ihre Akten hervor. Sie erkannte in Valliers Verhalten die Warnzeichen für zunehmenden Druck, der ihre Mission erheblich erschweren würde.

— Herr Stabschef, die Situation erfordert Vorsicht. Wir haben jedoch mehrere Optionen identifiziert.

Sie erläuterte Bernard Vallier die drei von Élise Laignel vorgeschlagenen Optionen: maximale Verteidigung, Vergleichsverhandlungen oder Eingeständnis eines Fehlers mit Wiedergutmachung. Vallier hörte aufmerksam zu. Er wusste, dass die in den kommenden Stunden getroffenen Entscheidungen die französische Position nachhaltig beeinflussen würden.

— Diese dritte Option ist politisch undenkbar. Der Élysée-Palast lehnt sie offiziell ab. Stellen Sie sich die öffentliche Reaktion vor, wenn wir ankündigen würden, Meisterwerke aus unseren Nationalmuseen nach Japan zurückzugeben! Die Opposition würde uns heftig angreifen.

Vallier brachte die Zwänge zum Ausdruck, die die gesamte Angelegenheit belasteten. Er besaß die Fähigkeit, die Reaktionen der öffentlichen Meinung vorherzusehen, was ihn zu einem angesehenen Berater machte.

— Ich verstehe. Aber wir müssen auch die langfristigen Folgen bedenken. Wenn wir nach der Blockade verlieren, wird unser internationales Ansehen nachhaltig Schaden nehmen.

— Was ist Ihre persönliche Empfehlung?

Claire Fontaine zögerte einige Sekunden. Ihr wurde klar, dass ihre Antwort die gesamte französische Strategie beeinflussen würde.

— Die Vergleichsverhandlungen mit der NGO. Wir haben noch die Möglichkeit, eine faire Einigung zu erzielen. Wenn wir zu lange warten, riskieren wir, in eine Sackgasse zu geraten.

— Und was ist mit unseren europäischen Partnern? Werden sie akzeptieren, dass wir loslassen?

— Sie werden eine Verhandlungslösung einer vernichtenden Niederlage vorziehen. Wenn wir einen kreativen Ansatz finden, der die wesentlichen Punkte bewahrt und gleichzeitig die Japaner zufriedenstellt, werden sie ihn akzeptieren.

Bernard Vallier griff zum Telefon und rief den Minister direkt an. Er schilderte ihm die Situation ausführlich. Nach zehn Minuten war das Gespräch beendet. Anschließend wandte sich Bernard Vallier mit einem unmissverständlichen Blick an Claire Fontaine.

— Der Minister war unmissverständlich. Die Anweisungen kamen von oben. Die Lage hat sich geändert. Für den Präsidenten kommt es nicht in Frage, mit der NGO zu verhandeln, geschweige denn die Kunstwerke zurückzugeben. Daher bleibt nur die erste Option: maximale Verteidigung. Ist das klar?

— Sehr deutlich, Herr Stabschef.

Fontaine war von dem Schlag völlig erschüttert. Sie sah ihre letzten Hoffnungen auf eine einvernehmliche Lösung schwinden.

— Und halten Sie mich auf dem Laufenden, ich kann mir keine Überraschungen leisten.

Da nun der Rechtsweg als bevorzugtes Mittel galt, konzentrierten sich alle Beteiligten auf die Verfeinerung der französischen Verteidigung. Paradoxerweise milderte diese Klarstellung den Druck. Diejenigen, die dem französischen Staat dienten, befanden sich wieder auf vertrautem Terrain: der unnachgiebigen Verteidigung nationaler Positionen, ungeachtet ihrer Schwächen.

Da das Recht keine exakte Wissenschaft, sondern lediglich eine einfache Technik ist, genügte es, die Argumente der NGO Punkt für Punkt zu widerlegen. Die französische Verwaltung beherrschte diese Vorgehensweise hervorragend.

Doch gleichzeitig wurde in den Machtzentren ein anderes Projekt vorangetrieben, ein Projekt, das die ganze Komplexität der Regierungskalkulationen offenbaren sollte.

KAPITEL 10: DIE GESETZGEBERISCHE SACKGASSE

Paris, Kulturministerium, 15. Juli 2025

In der Rue de Valois herrschte stickige Luft in den Büros. Ein besonders heißer Sommer hatte Paris fest im Griff, und selbst die alten Mauern aus dem 17. Jahrhundert konnten die Stadt nicht mehr kühl halten.

Im Inneren des imposanten Gebäudes herrschte reges Treiben. Die Korridore hallten wider vom Klacken der Absätze auf dem alten Parkettboden, unterbrochen vom Rascheln von Akten und dem unaufhörlichen Gemurmel von Telefongesprächen. Eine Reform wurde vorbereitet. Nicht irgendeine Reform. Seit der vielbeachteten Rede des Präsidenten in Ouagadougou am 28. November 2017 arbeitete die französische Regierung an einem Vorhaben, das für großes Aufsehen gesorgt hatte. *„Ich kann nicht akzeptieren, dass ein großer Teil des kulturellen Erbes mehrerer afrikanischer Länder in Frankreich liegt“*, hatte der Präsident der Republik der afrikanischen Jugend erklärt.

Ein Blitzschlag. Museumskreise waren verblüfft, Diplomaten verzogen das Gesicht, und Juristen konsultierten eilig ihre Gesetzestexte. Manche sahen darin Genialität, eine kühne Vision, die die postkolonialen Beziehungen neu definieren konnte; andere hielten es für reine Demagogie, einen PR-Gag ohne nachhaltige Wirkung. Es spielte keine Rolle. Der Kurs war vorgegeben, und die Regierungsbehörden mussten folgen.

Also zogen sie nach. Jahrelang folgten endlose Beratungen, Konsultationen mit allen verfügbaren Denkmalschutzexperten des Landes und langwierige Verhandlungen. All dies, um einen minimalen Rechtsrahmen zu schaffen, der von seinen problematischsten Aspekten befreit war. Nach den beiden vorangegangenen Rahmengesetzen zur antisemitischen Plünderung und zur Rückgabe menschlicher Überreste schloss dieser Gesetzentwurf zur Rückgabe an die Staaten den Kreis. Ein

Ansatz, der es ihnen ermöglichte, alle Kriterien zu erfüllen, ohne die bestehende Ordnung zu stören.

Der Fall Matsukata war in den Hintergrund gerückt, nachdem der Rechtsweg eingeschlagen worden war. Zumindest sahen es einige Beamte so. Die NGO Retour et Restitutions hatte mit ihrem UN-Verfahren zwar für Aufsehen gesorgt, doch die zuständigen Behörden hatten ihr Selbstvertrauen zurückgewonnen. Ihre Positionen waren gefestigt, ihre Argumente gut durchdacht.

Im fünften Stock des Ministeriums hatte sich im Konferenzraum eine Arbeitssitzung einberufen. Ziel war es, den Stand des Gesetzentwurfs zu überprüfen und dessen Bezug zu laufenden Rechtsstreitigkeiten zu erörtern. Der ovale Tisch glänzte im Neonlicht, umgeben von ernsten Porträts ehemaliger Minister, die die neuen Beamten mit wohlwollendem Blick zu beobachten schienen.

Antoine Delacroix führte den Vorsitz. Der Stabschef hatte seinen beigefarbenen Leinensommeranzug und eine helle Krawatte angezogen – ein modisches Zugeständnis an die Temperaturen, das seine natürliche Souveränität jedoch in keiner Weise beeinträchtigte.

Das Engagement des Präsidenten in Ouagadougou? Eine zu bewältigende Einschränkung, nicht mehr. Seine Kunst bestand darin, den Anschein revolutionärer Ambitionen zu erwecken und gleichzeitig das wesentliche Gleichgewicht der bestehenden Ordnung zu wahren.

— Meine lieben Kolleginnen und Kollegen, wir sind hier zusammengekommen, um den Fortschritt eines der wichtigsten Kulturprojekte dieser fünfjährigen Legislaturperiode zu überprüfen. Der Gesetzentwurf, den der Minister gestern vorgelegt hat, ist die direkte Umsetzung der Zusagen, die der Präsident im November 2017 in Ouagadougou gemacht hat. Wir schaffen eine Ausnahme vom Grundsatz der Unveräußerlichkeit für Werke, die zwischen 1815 und 1972 unrechtmäßig angeeignet

wurden. Dies spiegelt den Wunsch des Präsidenten wider, unsere Beziehungen zu unseren afrikanischen Partnern auf einer gerechteren Grundlage zu erneuern.

Die Erwähnung der Rede von Ouagadougou hatte am Tisch eine spürbare Wirkung. Jeder erinnerte sich daran. Es handelte sich nicht einfach um eine weitere Verwaltungsreform; sie verkörperte eine Vision, die den französischen Umgang mit internationalen Fragen des Kulturerbes nachhaltig modernisieren sollte.

Henri Ravanel ergriff das Wort. Der Berater, Absolvent der École Normale Supérieure und Fachanwalt für öffentliches Recht, hatte die Ausarbeitung des Gesetzentwurfs in Abstimmung mit dem Staatsrat und dem Büro des Premierministers geleitet. Er verkörperte den Inbegriff des Machtintellektuellen: ausgebildet an den besten Schulen der Republik und bewandert in den Feinheiten des Verfassungsrechts. Ravanel besaß jene Mischung aus Gelehrsamkeit und Opportunismus, die die französische Elite auszeichnet. Für ihn war sein Gesetzentwurf ein Meisterwerk der Ausgewogenheit, ein Beweis seiner Expertise in der Kunst, Widersprüche aufzulösen. Es spielte kaum eine Rolle, ob das Endergebnis die inhaltliche Verpflichtung des Präsidenten untergrub; entscheidend war die Eleganz der Argumentation.

— Herr Stabschef, dieser Gesetzentwurf ist bemerkenswert.

Ravanel liebte diesen Moment. Nach monatelangem Textstudium und der Verhandlung jedes einzelnen Kommas mit einer Schar penibler Juristen, nach überstandenen Ministeriensitzungen, in denen jeder sein eigenes Terrain verteidigte, konnte er endlich sein Werk präsentieren.

— Der von uns gewählte geografische Rahmen ermöglicht es uns, alle Fragen der Restitution an Staaten zu behandeln. Selbstverständlich betrifft dies unsere afrikanischen Partner, aber auch alle anderen Länder, die Werke als Teil ihres nationalen Kulturerbes beanspruchen könnten. Ägypten, Griechenland,

Italien, das gesamte Mittelmeergebiet ... Unser Ansatz ist universell angelegt.

Er beugte sich über den Text.

--- Der gewählte Zeitraum von 1815 bis 1972 umfasst die fragwürdigsten Aneignungen unserer Vergangenheit, von den napoleonischen Eroberungen bis zum Inkrafttreten des UNESCO-Übereinkommens von 1970. Wir haben ein modernes und wirksames Instrument geschaffen, das es uns ermöglicht, alle staatlichen Ansprüche einheitlich zu behandeln.

Delacroix nickte zustimmend. Die Präsentation war, zumindest auf dem Papier, schlüssig. Es blieb abzuwarten, wie sie sich in der Praxis und unter politischem Druck bewähren würde. Delacroix war sich der Schwächen des Gesetzentwurfs durchaus bewusst. Er schuf faktisch eine Ungleichbehandlung von Staaten und Einzelpersonen, die sich als brisant erweisen könnte.

— Und wie schätzen Sie die Anzahl der Fälle ein, mit denen wir in den kommenden Jahren zu tun haben werden?

— Unsere realistischsten Schätzungen gehen von rund fünfzig potenziellen Anträgen in den nächsten zehn Jahren aus, antwortete Ravel ohne zu zögern, hauptsächlich von unseren afrikanischen Partnern. Benin, Mali und Senegal haben ihr Interesse bekundet. Dies ist ein überschaubares Volumen für unsere Behörden, zumal das Verfahren die Einrichtung bilateraler wissenschaftlicher Kommissionen vorsieht, die die Objektivität unserer Entscheidungen gewährleisten werden.

Fünfzig Fälle. Diese Zahlen wirkten beruhigend auf die Öffentlichkeit. Weit entfernt von den apokalyptischen Vorhersagen vieler Kritiker, die bereits von leergeräumten französischen Museen träumten, weit entfernt von den Alpträumen der Kuratoren, die eine legalisierte Plünderung ihrer Bestände befürchteten, rechnete die Verwaltung mit einer kontrollierten Umsetzung. Schrittweise, methodisch, kontrolliert.

Catherine Dubois, seit acht Jahren Direktorin des Musée d'Orsay, vertrat die Perspektive der Museumsinstitutionen. Als ehemalige Kuratorin des Louvre war sie maßgeblich an der Vorbereitung der Reform beteiligt gewesen, was ihr besondere Legitimität verlieh, im Namen ihrer Kollegen zu sprechen. Ihre Expertise wurde respektiert, ihre Analysen beachtet. Sie engagierte sich aufrichtig für die künstlerische Bildung der breiten Bevölkerung. Doch ihre Liebe zur Kunst machte sie besitzergreifend, fast mütterlich, gegenüber den ihr anvertrauten Sammlungen. Forderungen nach Restitution erschienen ihr als Schändungen, als Versuche, ein universelles Erbe zu zerstückeln. Ihr scharfer Verstand diente somit dazu, einen in erster Linie schützenden Reflex intellektuell zu rechtfertigen.

— Herr Stabschef, warf sie ruhig ein und beschränkte das Thema auf staatliche Ansprüche, wir schützen unsere Sammlungen vor der unüberschaubaren Flut individueller Anfragen, die eine weniger zielgerichtete Vorgehensweise zur Folge gehabt hätte. Erben, enteignete Sammler, Gemeinden ... Stellen Sie sich das Chaos vor, wenn wir alle Schleusen geöffnet hätten.

Die Gelassenheit, die Dubois an den Tag legte, sprach Bände über die Qualität der Vorarbeiten. Die Kuratoren waren angehört und ihre Einwände berücksichtigt worden. Der Verwaltung war es gelungen, die Ambitionen des Präsidenten mit den betrieblichen Erfordernissen der Museen in Einklang zu bringen. Ein heikles Gleichgewicht, das Ergebnis monatelanger Verhandlungen hinter verschlossenen Türen.

— Wir haben zudem strenge Schutzmechanismen eingerichtet, fügte Ravel hinzu. Jeder Antrag muss dokumentiert und durch unwiderlegbare Beweise untermauert werden. Expertengremien werden jeden Fall mit der gebotenen Sorgfalt prüfen.

Jean-Claude Gomez, Leiter der Rechtsabteilung, äußerte sich. Er agierte diskret, war aber dennoch eine der Schlüsselfiguren der Operation.

Gomez war ein hochrangiger Beamter, der das Rampenlicht dem Schatten, die Kulisse der öffentlichen Bühne vorzog. Als versierter Experte für Völkerrecht kompensierte er seinen Mangel an Charisma mit einem enzyklopädischen Wissen über Verträge und Konventionen. Seine Diskretion verbarg eine echte Weitsicht. Mehr als seine Kollegen spürte er die Gefahren des von ihnen errichteten Systems. Doch sein Temperament hinderte ihn daran, seine Zweifel offen zu äußern; er begnügte sich damit, hier und da Warnungen auszusprechen, die scheinbar niemand beachtete.

— Das Verfahren sieht auch vor, dass das Außenministerium jeden Antrag prüft. Wir können diese Fragen des Kulturerbes nicht von weiterreichenden Belangen trennen. Restitution ist auch ein außenpolitischer Akt.

Gomez' Beobachtung spiegelte die Bedenken mehrerer Teilnehmer wider.

Der Fall Matsukata wurde lediglich als ein Beispiel unter vielen erwähnt, ohne ihn besonders zu dramatisieren. Für die Regierung folgte das UN-Verfahren einer anderen Logik, einem anderen Rahmen, ohne die Kohärenz des Regierungshandelns infrage zu stellen. Zwei parallele Welten, die auf keinen Fall aufeinanderprallen sollten.

— Meine lieben Kollegen, bemerkte Delacroix, es ist auch wichtig, das Verhältnis zwischen unserer neuen Gesetzgebung und den laufenden privaten Rechtsstreitigkeiten zu erörtern, insbesondere das Verfahren, das von der NGO Retour et Restitutions eingeleitet wurde.

Alle kannten den Fall, aber niemand wollte darüber sprechen. Er war ein Dorn im Auge, ein Sandkorn, das die reibungslos funktionierende Verwaltungsmaschinerie zum Stillstand bringen konnte.

Ravel nutzte die Gelegenheit. Dies war sein bevorzugtes Themengebiet: die Feinheiten des Rechts und die gelehrten

Unterscheidungen zwischen verschiedenen Arten von Rechtsstreitigkeiten.

– Herr Stabschef, die Beschränkung auf staatliche Ansprüche entspricht den Zusagen des Präsidenten. Er zielte ausdrücklich auf die Beziehungen zwischen Staaten und die Kulturdiplomatie ab, nicht auf Streitigkeiten zwischen Privatpersonen und öffentlichen Behörden.

Catherine Dubois kannte die Museums- und Medienwelt gut genug, um zu wissen, dass juristische Unterscheidungen nicht immer der öffentlichen Meinung und journalistischer Kritik standhalten. Sie unterbrach Ravel.

— Aber Henri, besteht nicht die Gefahr, dass diese Einschränkung als eklatanter Widerspruch wahrgenommen wird? Wenn wir den Grundsatz der Wiedergutmachung für Staaten anerkennen, warum schließen wir dann private Begünstigte aus? Wie lässt sich diese unterschiedliche Behandlung erklären?

Diese Fragen zielten auf den Kern des Problems ab. In Wirklichkeit verbarg diese Wahl ein wichtiges politisches Ziel: die Begrenzung des Umfangs der Reform.

Ravel wies den Einwand mit einer Handbewegung zurück. Er hatte dieses Argument schon dutzende Male gehört, und seine Antwort war gut einstudiert und in den vorbereitenden Treffen verfeinert worden.

--- Ganz und gar nicht, Catherine. Staatliche Ansprüche unterliegen den Gesetzen bilateraler Beziehungen. Dies rechtfertigt eine besondere Behandlung und angepasste Verfahren. Private Streitigkeiten hingegen fallen unter andere Mechanismen und andere Instanzen. Bestehende Zivilverfahren gewährleisten die Rechte der Kläger. Das ordentliche Gericht, das Berufungsgericht, der Kassationsgerichtshof ... Ein ganzes Arsenal an Rechtsmitteln steht bereits zur Verfügung.

— Und wie sieht es konkret mit dem Fall Matsukata aus?, hakte Delacroix nach und neigte dabei leicht zu Ravanel.

— Der Fall wird derzeit von den UN-Gremien bearbeitet, erwiderte Ravanel in einem beruhigend wirkenden Ton. Unsere Anwälte am Quai d'Orsay bereiten eine fundierte Verteidigung vor. Bemerkenswert ist außerdem, dass die japanischen Behörden die NGO in ihren Bemühungen nicht offiziell unterstützen. Dies spricht Bände über die Randstellung dieser Initiative.

Jean-Claude Gomez sah sich veranlasst, einzugreifen, um die französische Position zu verdeutlichen.

— Nicht offiziell, aber vielleicht inoffiziell...

— Darum geht es nicht. Lasst uns die Dinge nicht durcheinanderbringen, sagte Delacroix bestimmt. Fahren Sie fort, Jean-Claude.

— Wir haben das Verfahren eingehend analysiert. Der UN-Menschenrechtsrat hat in dieser Angelegenheit keine bindende Autorität. Seine Empfehlungen, falls vorhanden, wären rein symbolischer Natur. Wir verfügen über starke Präzedenzfälle, die unsere Position stützen.

Catherine Dubois, die seit Beginn der Sitzung mechanisch mit ihrem Stift herumgespielt hatte, beschloss, ein zweites Mal das Wort zu ergreifen.

— Für uns im Museum bleibt der Status unserer Sammlungen unverändert. Die achtzehn Werke von Matsukata sind weiterhin fester Bestandteil unserer ständigen Sammlung. Wir stellen sie aus, verleihen sie an unsere Partner und verfolgen unsere gewohnte Kulturpolitik. Es besteht kein Anlass für Notfallmaßnahmen oder Programmänderungen.

Diese Aussage spiegelte die Denkweise der Regierung wider. Alles wie gehabt. Der Fall Matsukata? Eine unbedeutende Randnotiz, die mit der laufenden Reform nichts zu tun hat.

Henri Ravanel ließ sich bequem in seinen Sessel sinken.

— Ich möchte Ihnen erklären, warum wir Privatpersonen nicht in unseren Rechtsrahmen einbeziehen konnten, sagte er und betonte jedes Wort sorgfältig. Unsere Analysen – und glauben Sie mir, wir haben monatelang daran gearbeitet – zeigen, dass die Zulassung privater Ansprüche potenziell 15.000 bis 20.000 Werke in allen französischen öffentlichen Sammlungen betreffen würde.

Er ließ die Zahl ihre Wirkung entfalten, bevor er fortfuhr, zufrieden mit seiner kleinen Machtdemonstration.

— Stellen Sie sich die Situation vor: Es hätte eine Flut von Anfragen gegeben, die uns buchstäblich überrollt hätte. Unsere ohnehin schon überlasteten Teams wären unter Tausenden von Ansprüchen aller Art erdrückt worden. Erben des russischen Adels, die ihre Ikonen zurückforderten, Nachkommen von Sammlern, die während des Krieges enteignet wurden, italienische Familien, die ihre unter Napoleon beschlagnahmten Gemälde zurückforderten ... Totales Verwaltungschaos.

Catherine Dubois nickte heftig.

— Ganz abgesehen von der praktischen Unmöglichkeit, all diese Fälle zu bearbeiten. Jede Anfrage erfordert umfangreiche Recherchen in nationalen, regionalen und mitunter auch ausländischen Archiven. Detaillierte Kunstgutachten sind notwendig, um die Werke zu authentifizieren und ihre Provenienz zu dokumentieren – und das kostet ein Vermögen, zwischen Gutachterhonoraren, wissenschaftlichen Analysen und Reisekosten. Spezialisierte Beratungen sind erforderlich, um das Geflecht aus Erbschaften, Verkäufen und Schenkungen zu entwirren... Das Budget wäre explodiert. Und unsere Kuratoren hätten, anstatt ihrer eigentlichen Arbeit – Forschung, Ausstellungen und Kulturvermittlung – nachzugehen, ihre Zeit damit verbracht, in verstaubten Archiven zu wühlen, um herauszufinden, ob Frau Sowiesos Großvater tatsächlich 1815 seiner Louis-XVI-Kommode beraubt wurde. Unsere Museen wären in Detekteien verwandelt worden.

Henri Ravel ergänzte dies.

— Eine Öffnung gegenüber Einzelpersonen hätte ein Klima st ndiger Paranoia um unsere gesamte Sammlung geschaffen. Jedes vor 1972 erworbene Werk hätte aufgrund des geringsten Verdachts, des kleinsten Ger chts über Nacht infrage gestellt werden können. Es wäre unmöglich gewesen, eine Ausstellung unbesorgt zu planen, unmöglich, Werke ins Ausland zu verleihen, ohne sich Sorgen um deren Rückgabe machen zu müssen, unmöglich, eine kohärente Kulturpolitik zu verfolgen. Kurz gesagt: ein Albtraum.

— Und wie sieht es konkret mit den Finanzen aus?, hakte Delacroix nach, besorgt über die Haushaltslage, aber auch insgeheim beunruhigt über die zunehmend defensive Wendung, die ihre Argumente nahmen.

— Allein die Bearbeitung aller potenziellen Fälle hätte mehrere Millionen Euro gekostet, ganz abgesehen vom Marktwert der Werke, die wir hätten zurückgeben müssen. Diesen Luxus konnte sich der Staat schlichtweg nicht leisten, insbesondere in der aktuellen Haushaltslage.

Jean-Claude Gomez fügte mit schwerem Herzen eine zusätzliche Dimension hinzu.

— Ganz abgesehen von den Risiken von Rechtsmitteln vor Verwaltungsgerichten, Eilverfahren, summarischen Verfahren... Jede Entscheidung über die Rückgabe oder Verweigerung des Gegenstands hätte vor den zuständigen Behörden angefochten werden können. Unsere Rechtsabteilung wäre überlastet und handlungsunfähig gewesen.

Alle waren mit dieser absurden Demonstration zufrieden. Die Regierung hatte ihre Verteidigungslinie gefunden: die Versprechen des Präsidenten einhalten, ohne sich selbst zu schaden. Ein Gleichgewicht zwischen Ehrgeiz und pragmatischem Management. Doch tief im Inneren spürten

einige Beteiligte ein vages Unbehagen, das sie nicht auszusprechen wagten.

Delacroix, der den sich abzeichnenden Konsens am Tisch spürte, beendete die Sitzung mit dem für diese Art von Übung erforderlichen Optimismus.

— Wir können mit Freude feststellen, dass wir ein ausgewogenes Verhältnis zwischen unseren Ambitionen und den Gegebenheiten vor Ort gefunden haben. Die Reform ist Teil eines fortschrittlichen und verantwortungsvollen Ansatzes, der das öffentliche Interesse schützt und gleichzeitig die Erwartungen unserer internationalen Partner erfüllt.

Er verteilte die Aufgaben mit der natürlichen Autorität eines Anführers, der weiß, dass alles bereits entschieden ist, aber dennoch die Formen der Konsultation aufrechterhält.

— Henri, Sie arbeiten eng mit den parlamentarischen Diensten zusammen, um die rechtzeitige Verabschiedung des Gesetzes sicherzustellen. Die Gesetzgebungsagenda ist seit der letzten Auflösung der Nationalversammlung sehr eng getaktet, aber wir haben allen Grund, optimistisch zu sein. Catherine, Ihre Teams bereiten sich bereits auf die neuen Verfahren vor. Die Mitarbeiter müssen geschult, die Informationssysteme angepasst und erste Anfragen antizipiert werden.

Das Treffen löste sich in einer Atmosphäre gegenseitiger Selbstzufriedenheit auf, jeder ging mit der Gewissheit, seine Pflicht erfüllt zu haben.

In den darauffolgenden Tagen setzte sich die Verwaltungsmaschinerie mit ihrer charakteristischen mechanischen Effizienz in Bewegung. Henri Ravel leitete die gesamte Operation, völlig besessen von der praktischen Umsetzung seiner Reform. Philosophische Debatten über die Vorzüge der Restitution, moralische Argumente über das koloniale Erbe – all das war passé. Es musste funktionieren, die Abläufe mussten reibungslos verlaufen, die Fristen eingehalten

werden. Seine Karriere als hoher Beamter hing von diesem Projekt ab.

In seinen nächtlichen Lichtblicken, wenn die geschäftige Büroarbeit der stillen Besinnung wich, fragte sich Ravel, ob er sich nicht irrte. Diese Unterscheidung zwischen Staaten und Individuen, die er in Sitzungen so brillant verteidigt hatte, erschien ihm in der Stille seines Büros als Sophisterei, die das Ungerechtfertigte verschleiern sollte. Doch diese Zweifel verfliegen mit dem Morgengrauen, verdrängt von der Begeisterung des Handelns und dem Stolz des Architekten, der sein Werk betrachtete.

— Der Schlüssel, erklärte er seinen Kollegen in den wöchentlichen Besprechungen, liegt darin, zu zeigen, dass wir den Prozess im Griff haben. Weder überhastet noch untätig. Ein schrittweiser Anstieg, der alle beruhigt.

Die Kuratoren, die anfangs angesichts des drohenden rapiden Rückgangs ihrer Sammlungen alarmiert gewesen waren, beruhigten sich wieder, als sie erfuhren, dass nur Staaten offizielle Anträge stellen konnten. Catherine Dubois, die den Einschränkungen des Gesetzesentwurfs zunächst skeptisch gegenüberstand, verbarg ihre Erleichterung in den Koordinierungstreffen nicht länger.

— Letztendlich sind unsere wichtigsten Stücke durch die ersten zu erwartenden Anfragen nicht gefährdet. Es wird sich dabei voraussichtlich um ethnografische Objekte, Masken, Ritualstatuen usw. handeln – wichtige, aber weniger zentrale Stücke. Wir werden diese Rückgaben abwickeln können, ohne unseren öffentlichen Auftrag grundlegend zu gefährden.

Die Analyse stimmte mit den Vorstudien überein. Die ursprünglichen Behauptungen betrafen tatsächlich afrikanische Kunstwerke, die während der Kolonialzeit unter oft zweifelhaften Umständen erworben worden waren, aber keinen prominenten Platz in den ständigen Sammlungen der großen Pariser Museen einnahmen.

In den Depots des Musée du Quai Branly, des Musée d'Orsay und des Louvre wurden diskrete Bestandsaufnahmen durchgeführt, um potenziell betroffene Werke zu identifizieren. Es wurden keine alarmierenden Funde gemacht. Höchstens einige hundert Stücke wurden katalogisiert, dokumentiert und bewertet. Ein überschaubarer Bestand, der es dem Staat ermöglicht, seinen Anforderungen nachzukommen, ohne die Vitrinen leeren zu müssen.

In Céret hatte Pierre Bertier diese kleine Farce mit der Belustigung eines erfahrenen Veteranen erwartet, der schon viele oberflächliche Reformen und gescheiterte Revolutionen miterlebt hatte. Der Professor hatte vorausgesagt, die Regierung würde den Ausweg wählen und sich mit den am wenigsten einschneidenden staatlichen Forderungen zufriedengeben.

Er verband einen scharfen Verstand mit einer Art desillusionierter Menschenfeindlichkeit, die in seinen tiefgründigsten Analysen durchschimmerte. Jahrzehntelanger Kampf hatte ihn abgehärtet, ohne ihn zu verbittern. Er bewahrte sich jene besondere Fähigkeit großer Idealisten, menschliche Unvollkommenheiten zu erkennen und gleichzeitig den Glauben an die Gerechtigkeit seiner Sache zu bewahren. Seine scheinbare Härte verbarg eine Sensibilität, die er nur in der Abgeschiedenheit seines kathedralenartigen Arbeitszimmers zum Vorschein brachte, vor der Reproduktion von „Das Schlafzimmer in Arles“, die seine Betrachtungen begleitete. Pierre Bertier gehörte zu jenen, die ihre Stärke aus ihren Wunden und ihre Klarheit aus ihren Enttäuschungen schöpften.

— Meine Freunde, erklärte er mit einem wissenden Lächeln bei der monatlichen Koordinierungssitzung der NGO, dieser Gesetzentwurf, der in der jüngsten Pressemitteilung des Ministerrats angekündigt wurde, bestätigt, was wir von Anfang an vermutet haben. Indem der Staat Privatpersonen bewusst aus seinem Anwendungsbereich ausschließt, gibt er implizit zu, dass

er den Grundsatz der Wiedergutmachung anerkennt ... aber nicht für uns. Das ist schlicht und einfach Diskriminierung.

Véronique Fournier, die wie eine Archivarin akribisch die gesamte Dokumentation der Organisation zusammentrug, konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen, als sie die Presseartikel des Tages abheftete. Sie war aus einem Gefühl des Aktivismus heraus dem Team beigetreten, entdeckte aber mit Faszination die inneren Mechanismen der Macht. Ihre neue Perspektive auf den politischen und administrativen Mikrokosmos bereicherte Pierre Bertiers Analysen.

— Die eklatante Widersprüchlichkeit kommt uns im Rahmen der UN-Verfahren sehr gelegen. Wie wollen sie den Experten des Menschenrechtsrats erklären, dass sie einen speziellen Mechanismus für Staaten schaffen, von dem Privatpersonen ausgeschlossen sind? Wie können sie eine solche Ungleichbehandlung rechtfertigen?

Gérard Lenfant, der Anwalt, der die rechtlichen Aspekte des Falles verfolgte, stellte immer die richtigen Fragen zum falschen Zeitpunkt, ganz nach der Neigung von Anwälten, scheinbar einfache Situationen zu verkomplizieren.

— Ist unsere Verfahrensstrategie in diesem neuen gesetzlichen Kontext noch tragfähig? Besteht nicht die Gefahr, dass unsere Argumente durch eine Weiterentwicklung des französischen Rechts geschwächt werden?

— Im Gegenteil, dieser Gesetzentwurf stärkt unsere Position, ohne dass wir an unserem Vorgehen etwas ändern müssen, erwiderte Bertier. Das von uns eingeleitete UN-Verfahren ist nach wie vor angemessen, vielleicht sogar relevanter als zuvor. Internationale Experten wissen, wie man zwischen wohlklingenden Absichtserklärungen und ihrer konkreten Umsetzung unterscheidet. Wenn das Gesetz vom Parlament verabschiedet wird – und das wird es –, beweist es, dass es sich hier tatsächlich um vorsätzliche Diskriminierung handelt. Dasselbe Problem, aber unterschiedliche Behandlung je nach

Status des Antragstellers. Genau das verurteilen die internationalen Menschenrechtskonventionen.

Die Matsukata-Affäre trat in eine neue Phase ein, in der beide Seiten selbstbewusst ihre Positionen verteidigten. Die französische Regierung gratulierte sich selbst dazu, ein Gleichgewicht zwischen ihren humanistischen Kernwerten und ihren eigenen Interessen gefunden zu haben. Pierre Bertier und sein Team setzten ihren intellektuellen Kampf fort und deckten die Widersprüche und Inkonsistenzen der Regierung auf.

Die Verabschiedung des Gesetzes über die Restitution an Staaten würde den formellen Höhepunkt der in Ouagadougou eingegangenen Verpflichtung darstellen, aber auch deren inhärente Grenzen im Angesicht privater Ansprüche aufzeigen.

In den folgenden Wochen pendelte Henri Ravel wiederholt zwischen dem Ministerium und dem Palais Bourbon. Der parlamentarische Prozess versprach heikel zu werden, weniger wegen der politischen Opposition – der Text genoss breite Zustimmung –, sondern vielmehr wegen der Änderungsanträge, die Abgeordnete, die ihre Vormachtstellung sichern wollten, zweifellos einbringen würden.

Ravel war besorgt über die Aussicht, dass sein Werk einer parlamentarischen Prüfung unterzogen werden könnte. Er verbrachte seine Nächte damit, jeden möglichen Einwand vorherzusehen und eine ganze Reihe von Argumenten vorzubereiten, um jedes Komma in seinem Text zu verteidigen.

Im Büro des Kulturausschusses der Nationalversammlung herrschte reges Treiben. Sylvie Pottier, die sozialistische Abgeordnete aus der Gironde und Berichterstatterin für den Text, war sich der Problematik durchaus bewusst.

Sylvie Pottier, eine ehemalige Kuratorin, war eine pragmatische Person. Aus ihrer langjährigen Tätigkeit in der Museumswelt

hatte sie sich ein scharfes Auge für Details und einen tiefen Respekt vor Experten bewahrt. Ihre Zeit in der Politik hatte ihr zudem ein bemerkenswertes Gespür dafür verliehen, selbst in den komplexesten Verwaltungssystemen Schlupflöcher aufzuspüren.

— Henri, sagte sie zur Begrüßung, ich habe Ihren Text bis ins kleinste Detail durchgelesen. Insgesamt ist es eine gute Arbeit. Ich habe aber ein paar Fragen, die während der Sitzung auftauchen könnten.

Ravanel setzte sich bequem hin.

— Ich höre zu, Sylvie. Was sind Ihre Hauptanliegen?

--- Zunächst zur Frage der Beweislast. Ihr Text legt fest, dass der antragstellende Staat den Nachweis einer unrechtmäßigen Aneignung erbringen muss. Doch wie definieren wir diesen Begriff? Waren Napoleons Eroberungen nach dem damaligen Recht unrechtmäßig? Wie verhält es sich mit Kolonialerwerben? Wo ziehen wir die Grenze?

Die Abgeordnete hatte auf eine der potenziellen Schwächen des Systems hingewiesen. Ravanel hatte die Frage vorausgesehen.

— Wir orientieren uns an aktuellen internationalen Standards. Das Haager Übereinkommen von 1954, die Washingtoner Prinzipien von 1998, das UNESCO-Übereinkommen von 1970... Ein solides Fundament an Erkenntnissen, das es uns ermöglicht, diese Konzepte zu objektivieren.

— Zweiter Punkt, fuhr Sylvie Pottier unbeirrt fort. Sie schließen private Ansprüche aus, gut. Aber wie gehen Sie mit Staaten um, die zu Sprachrohren privater Interessen werden? Wenn eine Regierung morgen beschließen würde, die Forderung einer Nichtregierungsorganisation offiziell zu unterstützen, wäre Ihr System dann noch anwendbar?

Die Frage war heikel, und Ravanel wusste das. Er zögerte einen Moment, was seinem Gesprächspartner nicht entging.

— Das Verfahren sieht die Prüfung der Legitimität jedes Antrags durch bilaterale wissenschaftliche Gremien vor. Sollte ein staatlicher Anspruch private Interessen verschleiern, wird dies aufgedeckt und geahndet.

— Wie wird das entdeckt? Von wem? Nach welchen Kriterien?, hakte die Abgeordnete nach.

Ravanel spürte, wie ihm der Boden unter den Füßen weggezogen wurde. Er musste die Initiative zurückgewinnen, selbst wenn das bedeutete, die Lage mit einer konventionellen Rede über den Geist der Reform zu verkomplizieren.

— Sylvie, es ist wichtig, den Geist dieser Reform nicht zu vergessen. Wir bewegen uns im Rahmen der Kulturdiplomatie, der Versöhnung nationaler Erinnerungen. Die afrikanischen Staaten, die uns ihre Erwartungen mitgeteilt haben, wollen keine privaten Ansprüche ausnutzen. Sie handeln im Interesse ihrer Bevölkerung, um ihr zersplittertes nationales Erbe wiederherzustellen.

Die Argumentation zeigte Wirkung. Sylvie Pottier stimmte zu, allerdings mit Vorbehalten. Sie ließ sich von dem Manöver nicht täuschen.

— Das bestreite ich nicht, Henri. Aber wir müssen mit Grenzfällen und möglichem Missbrauch rechnen. Meine Rolle als Berichterstatter verpflichtet mich, die Einwände, die in der öffentlichen Sitzung unweigerlich aufkommen werden, vorherzusehen.

In den Hallen der Pariser Museen erlebte die Kuratorenengemeinschaft diese Übergangszeit mit gemischten Gefühlen. Während der Ausschluss privater Forderungen viele weitgehend beruhigt hatte, fragten sich einige dennoch nach den konkreten Auswirkungen der Reform.

Im Café des Musée d'Orsay hatte Catherine Dubois sich mit einigen Kollegen zu einem informellen Arbeitsessen verabredet.

Am Tisch tauschten die Direktoren bedeutender Pariser Institutionen ihre Ansichten aus.

— Catherine, fragte Philippe Camdessus, Direktor des Guimet-Museums, wie beurteilen Sie die Entwicklung des Falls Matsukata in diesem Kontext? Besteht durch das UN-Verfahren nicht die Gefahr, einen peinlichen Präzedenzfall zu schaffen?

Catherine Dubois nahm einen Schluck Kaffee, bevor sie antwortete.

— Ehrlich gesagt, Philippe, mache ich mir keine Sorgen. Unsere achtzehn Werke sind umfassend dokumentiert und in unsere Sammlungen integriert. Sie gehören zur Identität unseres Museums. Die Besucher kennen und schätzen sie. Wir befinden uns nicht in der Situation, Diebesgut oder zweifelhafte Erwerbungen entgegenzunehmen.

— Sicherlich, aber das moralische Argument könnte Gewicht haben, warf Marie-Claire Comelade, Direktorin des Museums für Afrikanische und Ozeanische Kunst, ein. Wenn UN-Experten die Berechtigung der Forderung anerkennen, wird dies erheblichen Druck auf die Regierung ausüben.

— Ein rein symbolischer Druck, entgegnete Catherine Dubois. Es gibt genügend Beispiele von Ländern, die solche Aufforderungen ignoriert haben.

Yves Salomon, Kurator am Louvre, bot eine Perspektive, von der er hoffte, dass sie beruhigend wirken würde.

— Es ist außerdem wichtig zu bedenken, dass Matsukata ein japanischer Privatsammler und kein offizieller Vertreter der japanischen Regierung war. Seine Erwerbungen entsprangen einem persönlichen Interesse, auch wenn sie Teil der Öffnung Japans gegenüber westlicher Kunst waren. Es handelt sich hier nicht um koloniale Plünderung.

Die Analyse beruhigte das Publikum. Der Fall Matsukata wies spezifische Merkmale auf, die ihn von klassischen afrikanischen Klagen unterschieden.

— Und dann, fügte Catherine Dubois mit einem Lächeln hinzu, das ihre Zweifel kaum verbergen konnte, haben unsere Freunde von der NGO Retour et Restitutions ihre Fähigkeit, Einfluss auf die Menschen zu nehmen, möglicherweise überschätzt. Lärm zu machen ist das eine. Konkrete Ergebnisse zu erzielen, das andere.

In Céret war Pierre Bertier nicht untätig geblieben. Im Bewusstsein, dass alles ebenso sehr von der öffentlichen Meinung wie von den rechtlichen Kanälen abhängen würde, hatte er eine geschickt orchestrierte Medienoffensive gestartet. Sein Adressbuch erwies sich dabei als unschätzbar wertvoll.

— Véronique, sagte er zu seiner Assistentin, während er die Liste der Pressekontakte überflog, wir müssen ein starkes Zeichen setzen. Der Gesetzentwurf zur staatlichen Wiedergutmachung bietet uns eine einmalige Gelegenheit, die Heuchelei der Regierung aufzudecken.

Véronique Fournier, die ein echtes Talent für alternative Kommunikationsformen hatte, nickte, während sie auf ihren Laptop schaute.

— Ich habe die Experten von *Le Monde*, *Libération* und *Télérama* kontaktiert. Sie sind offen für eine kritische Auseinandersetzung mit der Reform. Auch unsere Kontakte bei der *BBC* und der *New York Times* zeigen Interesse.

Das NGO-Team hatte die Codes der Medien verinnerlicht. Schlagkräftige Pressemitteilungen, makellose Dokumentationen, für Fernsehnachrichten zugeschnittene Stellungnahmen. Eine Informationskriegsmaschine, die erste Erfolge zeigte.

Gérard Lenfant koordinierte die europäische Dimension der Kampagne.

— Ich habe positive Rückmeldungen aus dem Europäischen Parlament erhalten. Mehrere Abgeordnete interessieren sich für Restitutionsfragen. Eine öffentliche Anhörung zu diesem Thema

könnte zusätzlichen Druck auf die französischen Behörden ausüben.

— Eine ausgezeichnete Idee, erwiderte Bertier. Wir müssen die Debatte europäisieren, ihr eine breitere Dimension verleihen. Frankreich kann es sich nicht länger leisten, diese Probleme isoliert zu bewältigen.

Jeder Medienauftritt, jede öffentliche Stellungnahme war Teil einer Gesamtstrategie, die darauf abzielte, die französische Position zu isolieren.

Doch die umfassende Offensive legte auch erste Schwächen in der Regierungsstrategie offen. Im Kulturministerium war die Kommunikationsabteilung frustriert über den Verlauf der Debatten.

Marie Moreau, die Kommunikationsdirektorin, machte aus ihren Bedenken während einer Krisensitzung keinen Hehl. Sie hatte schon genug Medienstürme erlebt, um die Warnzeichen einer größeren Krise zu erkennen.

— Antoine, wir haben ein Problem mit der Widersprüchlichkeit unserer Berichterstattung. Einerseits loben wir die Vorzüge unserer Restitutionspolitik gegenüber afrikanischen Staaten. Andererseits wehren wir uns entschieden gegen eine umfassend dokumentierte private Forderung. Diese Inkonsistenz lässt sich in den Medien zunehmend schwerer aufrechterhalten.

Delacroix wirkte beruhigend.

— Marie, unsere Position ist solide.

— Aber genau das ist es ja, Antoine, die breite Öffentlichkeit versteht diese Feinheiten nicht. Für sie ist kulturelle Wiedergutmachung einfach kulturelle Wiedergutmachung. Unsere Erklärungen zu den Statusunterschieden zwischen Staaten und Individuen erscheinen ihr kompliziert.

Henri Ravel, der bei dem Treffen anwesend war, versuchte, seinen Plan zu verteidigen.

— Wir müssen standhaft bleiben. Wenn wir nachgeben, öffnen wir die Büchse der Pandora. Morgen werden Tausende von Anspruchsberechtigten vor unserer Tür stehen. Genau das wollten wir mit diesem Gesetz verhindern.

— Aber Henri, wandte Marie Moreau ein, diese Alles-oder-Nichts-Mentalität wirkt sich kontraproduktiv auf uns aus. Sie lässt uns wie Technokraten erscheinen, die gegenüber moralischen Fragen unsensibel sind. Die NGO *Retour et Restitutions* versteht das sehr wohl; sie greift uns aus symbolischen, nicht aus rechtlichen Gründen an.

Die Analyse traf den Nagel auf den Kopf. Die Regierung, die an Verhandlungen gewöhnt war, entdeckte die unerbittlichen Regeln der modernen Kommunikation. In der Medienlandschaft hatten selbst die stärksten Argumente gegen geschickt inszenierte Narrative kaum Gewicht. Der Kampf um die öffentliche Meinung hatte begonnen, und die Ausgangslage war ungleich. Eine Regierung, die ihrer rechtlichen Position sicher war, aber in ihren eigenen Widersprüchen verstrickt war. Eine agile und entschlossene Nichtregierungsorganisation, die die Codes der alternativen Kommunikation perfekt beherrschte. Der Kampf erwies sich für die Regierungsdienste als schwieriger als erwartet. Trotz dieses medialen Tumults und der Kritik der Opposition verabschiedete das Parlament schließlich nach hitzigen, aber vorhersehbaren Debatten das Gesetz, und es wurde am 9. März 2026 vom Präsidenten der Republik verkündet.

KAPITEL 11: DIE LANGE SCHLACHT

Genf, Palais des Nations, September 2027

Im Büro des Hohen Kommissars für Menschenrechte machte sich zunehmend Verzweiflung breit. Dreißig Monate waren vergangen, seit der Fall Matsukata Frankreich offiziell gemeldet worden war. Dreißig Monate, und immer noch nichts. Nicht eine einzige detaillierte Stellungnahme zum Sachverhalt.

Die Vorsitzende Carmen Vásquez blickte den Berichtersteller Klaus Weber misstrauisch an. Hinter ihrer geduldigen Fassade brodelte es in ihr vor Frustration, die sie über die Jahre gelernt hatte zu verbergen. Als ehemalige Richterin, die es gewohnt war, dass Prozessparteien Verfahren in die Länge zogen, erkannte sie die Anzeichen. Doch hier herrschte nahezu absolute Straflosigkeit.

— Klaus, das ist unser sechster Rückrufantrag. Der sechste! Für ein Land, das der Welt Ratschläge erteilt, ist das ganz schön viel. Weber las seine Notizen mit seiner ihm eigenen Manie, alles zu klassifizieren – ein Überbleibsel seiner preußischen Kindheit, in der Ordnung ihm als Zuflucht vor dem Chaos gedient hatte. Hinter seiner Akribie verbarg sich eine brodelnde Wut über diese Verzögerungstaktiken, die die internationale Justiz zur Farce verkommen ließen.

— Wissen Sie, Carmen, ich habe ihre Antworten alle studiert. Sie sind meisterhaft. Zuerst verweisen sie auf die „*außergewöhnliche Komplexität des Falls*“. Sechs weitere Monate Verzögerung.

Dann der „*beispiellose*“ Umfang der erforderlichen Forschung. Sechs weitere Monate. Sie verfügen über ein breites Spektrum an Methoden, das muss ich zugeben.

Er blätterte weiter in einem Briefwechsel, der von Arglist durchdrungen war.

--- Und jetzt kommt der Punkt: Plötzlich sind ihre internen Abteilungen nicht mehr „*ausreichend kompetent*“. Sie brauchen

externe Berater von „*internationalem Renommee*“. Natürlich noch sechs Monate. Seit neun Monaten haben sie „*Schwierigkeiten beim Zugang zum Nationalarchiv*“.

Carmen Vásquez ließ dieses kleine Lachen erklingen, das sie sich für jene Momente aufsparte, in denen die Absurdität ihren Höhepunkt erreichte.

— Die Schneckenstrategie, wie wir bei uns sagen. Sie setzen ganz klar auf Abnutzung. Sie glauben, entweder gerät der Fall in Vergessenheit oder die Medien verlieren das Interesse daran.

Weber nickte. Man spürte die Müdigkeit eines Mannes, der allzu oft miterlebt hatte, wie die internationale Gerechtigkeit von der Realpolitik mit Füßen getreten wurde.

— Sie wissen, dass wir sie nicht zwingen können. Sie können die Sache jahrelang hinauszögern.

Das Eingeständnis war brutal, aber realistisch. Das UN-System zum Schutz der Menschenrechte war wie ein Papiertiger: beeindruckend, aber in Wirklichkeit machtlos.

Paris, November 2027

Am Quai d'Orsay inszenierte Claire Fontaine dieses Ballett der Verzögerungen. Ihr Büro, dessen Wände mit diplomatischen Landkarten bedeckt waren, zeugte von einer Karriere, die der eleganten Ausflucht gewidmet war.

— Meine lieben Freunde, erklärte sie ihren Kollegen, unser Ziel ist einfach: Wir wollen das Verfahren so lange wie möglich hinauszögern. Zeit ist unsere beste Waffe. In vier oder fünf Jahren, wenn der Rat seine Entscheidung trifft, wird sich niemand mehr an Matsukata erinnern.

Olivier Lecomte, der die Abteilung für multilaterale Kulturangelegenheiten leitete, mangelte es nicht an Kreativität.

— Konkret haben wir acht Schritte identifiziert, in denen wir Fristverlängerungen beantragen können, ohne als unlautere

Akteure zu gelten. Umfassende Expertise, ressortübergreifende Konsultation, Bestätigung durch den Staatsrat, europäische Konsultation... Jeder Schritt spart uns sechs bis neun Monate.

Im Kulturministerium in der Rue de Valois wandte Antoine Delacroix zahlreiche Verzögerungstaktiken an.

— Unsere Kuratoren müssen eines zugeben: Jeder gewonnene Monat bedeutet etwas weniger Druck auf unsere Sammlungen. Dieser Streit wird sich, wie alle anderen auch, mit der Zeit legen. Wir müssen nur Geduld haben.

Catherine Dubois, die es gewohnt war, den Enthusiasmus ihres Kollegen zu dämpfen, konnte nicht anders, als die Stimmung zu verderben. Ihre natürliche Gelassenheit, geprägt durch zwanzig Jahre Museumserfahrung, ließ sie vermuten, dass Delacroix' Optimismus auf Blindheit beruhen könnte. Sie trug die Last einer doppelten Loyalität: ihrer Institution und einem Ethikkodex, der ihrer Ansicht nach in Frage gestellt worden war.

— Antoine, im Prinzip stimme ich dir zu, aber wir sind nicht naiv. Pierre Bertiers NGO wird nicht tatenlos zusehen. Sie wird reagieren und ihre Pressekampagne intensivieren. Das könnte die Sache noch komplizierter machen...

Céret, Januar 2028

Pierre Bertier hatte eine vollständige Kopie der Akte an die Presse weitergegeben und dabei die Untätigkeit der Regierung hervorgehoben. Justine Boucher, deren Überzeugungen auf einem Jahrzehnt investigativer Journalismus beruhten, bereitete bei *Le Monde* einen Artikel vor, der im Kulturministerium für Bestürzung sorgen sollte.

„Die Matsukata-Affäre enthüllt endgültig das wahre Gesicht unserer schönen französischen Kulturpolitik. Großzügig in Reden, kleinlich in Taten“, tippte sie mit einer Wut, die in jedem Wort durchschimmerte.

Bei Le *Figaro* war der Tonfall genauso scharf, auch wenn die Aufmachung professioneller wirkte. Ein Kolumnist, ein Veteran der internationalen Beziehungen, nutzte die beißende Ironie, die ihm seine etablierte Position erlaubte.

„Indem Frankreich sich weigert, den Fall Matsukata ernsthaft anzugehen, sägt es den Ast ab, auf dem es sitzt. Unsere Botschafter machen sich lächerlich, wenn sie anderen Ländern Ratschläge zur Transparenz geben. Es ist schwierig, gute Botschaften zu predigen, wenn man selbst bei den Vereinten Nationen den Kopf in den Sand steckt.“

Die Kritik fand in den kleinen Pariser Intellektuellenkreisen, die hitzige Debatten liebten, großen Anklang. An der Sorbonne organisierte Professor Georges Pelletier sogar ein Symposium zum Thema *„Vermeidungsstrategien von Staaten gegenüber internationalen Organisationen“*. Ein hochtrabender Titel, der suggerieren sollte, dass Regierungen sehr geschickt darin sind, Kritik zu ignorieren, wenn es ihnen passt. Pelletier, ein vom Marxismus zum Geopolitik-Analysten gewandelter Denker, sah darin eine Bestätigung seiner Theorien über bürgerliche Heuchelei.

Professorin Hélène Fabre, Leiterin der Fachzeitschrift für vergleichendes Völkerrecht, präsentierte ihre Analyse sichtlich erfreut. Als charakterstarke Frau, die sich in einem männerdominierten Feld behaupten musste, genoss sie diese Momente, in denen sich ihre Analysen als aufschlussreich erwiesen.

„Die französische Position verdeutlicht ein eklatantes Problem: Die UN kann die Mitgliedstaaten nach Belieben belehren, hat aber keinerlei Möglichkeit, sie zur Kooperation zu zwingen. Der Fall Matsukata zeigt deutlich, dass das Völkerrecht angesichts eines Staates, der sich weigert, zuzuhören, völlig machtlos bleibt.“

Pierre Bertier beobachtete die Entwicklung der Situation. Mit seinen 68 Jahren spürte er die Last der Jahre, aber auch die

Befriedigung eines Strategen, dessen Plan aufging. Seine tiefen Falten zeugten von einem Leben, das er verlorenen Kämpfen gewidmet hatte – und manchmal auch Kämpfen, die er gegen alle Widerstände gewonnen hatte. Sie gaben ihm eine gewisse Gelassenheit.

— Meine lieben Freunde, begann er mit der ihm so eigenen geduldigen Lehrkunst, die Verrenkungen der französischen Behörden überraschen mich kein bisschen. Ich wäre überrascht gewesen, wenn sie anders gehandelt hätten. Und außerdem, unter uns gesagt, spielt uns ihre Sturheit langfristig in die Hände.

Véronique Fournier machte aus ihrer Ratlosigkeit keinen Hehl. Sie war dem Team mit Illusionen über die Schnelligkeit der Justiz beigetreten – Illusionen, die monatelanger Kampf zutiefst erschüttert hatten. Die dynamische Frau in ihren Dreißigern aus der Privatwirtschaft musste nun mit Bitterkeit die Langsamkeit des Wandels feststellen. Ihre Ungeduld als Neuling kollidierte mit der Erfahrung der langjährigen Aktivistin.

— Herr Bertier, entschuldigen Sie, aber ich kann Ihrer Argumentation nicht ganz folgen. Wie soll uns deren Blockade nützen, wenn wir von Anfang an eine schnelle Entscheidung wollten? Je länger sich das hinzieht, desto wahrscheinlicher geraten wir in Vergessenheit. Die Mobilisierung verliert an Schwung, wenn die Menschen keine konkreten Ergebnisse sehen.

Pierre Bertier stand auf und ging auf die Wand zu, an der die über die Jahre gesammelten Zeitungsausschnitte ausgestellt waren. Sein Gang war mit dem Alter etwas gebeugt, doch sein Blick war so scharf wie eh und je. Er fand in dieser Sammlung von Dokumenten eine Art Archivarsvergnügen.

— Véronique, schauen Sie sich genau an, wie sich unser kleiner Streit seit seinen Anfängen entwickelt hat, sagte er und deutete auf die aussagekräftigsten Schlagzeilen. Anfangs beschränkten wir uns auf die Kulturseiten der Zeitungen, ein paar Zeilen in Fachzeitschriften, die niemand liest. Heute schafft es die

kulturelle Ausbeutung regelmäßig auf die Titelseiten von über zwanzig Ländern. Nicht schlecht für einen Fall, der eigentlich diskret bleiben sollte, oder?

Er verwies auf mehrere besonders eindrucksvolle Schlagzeilen, die die fortschreitende Internationalisierung ihrer Sache belegten. In seinen Gesten spürte man den Stolz eines Taktikers, dessen Strategie Früchte trug.

— „*Drückt sich Frankreich seiner Verantwortung?*“, „*Der französische Staat sieht sich seiner Plünderung gegenüber*“, „*Matsukata: Wenn Paris das systematische Obstruktionspiel spielt*“ ... Jeder weitere Monat der Verzögerung heizte die öffentliche Debatte weiter an.

Gérard Lenfant, der sich in den vergangenen Monaten intensiv mit dem Thema auseinandergesetzt hatte, begann, die Feinheiten von Pierre Bertiers Argumentation zu verstehen. Anfangs war er den Methoden der Nichtregierungsorganisation gegenüber skeptisch gewesen und hatte traditionelle Rechtswege bevorzugt. Doch mit zunehmendem Alter – er näherte sich den Fünfzigern – akzeptierte er eine Form konstruktiver Kritik, die ihn sogar amüsierte.

— Herr Bertier, wollen Sie damit sagen, dass die französische Behinderung unseren Fall zu einem Symbol für staatliche Plünderung macht? Ist das der Plan?

— Genau, bestätigte Bertier. Indem die französische Regierung das Verfahren vor der UNO stur verzögert, richtet sie ein heilloses Durcheinander an. Das stärkt unsere moralische Autorität. Jede neue Verzögerung, die sie beantragt, jeder bürokratische Vorwand, jede von der Presse aufgedeckte Manöver trägt dazu bei, das Bild der Seriosität zu zerstören, das unsere französische Diplomatie traditionell pflegt. Am Ende schlägt ihre Blockade nach hinten los: Sie entlarvt ihre Unaufrichtigkeit. Es ist fast schon zu einfach.

Véronique Fournier, die etwas besorgt war, als großspurige Ankündigungen die Realität in den Schatten stellten, holte ihre

Kollegen mit einer direkten Frage wieder auf den Boden der Tatsachen zurück. Ihr Führungsinstinkt kam zum Vorschein.

— Herr Bertier, ganz konkret: Wie lange müssen wir angesichts ihrer systematischen Behinderung noch warten?

Bertier verzog das Gesicht zu einem resignierten Ausdruck.

— Wenn ich realistisch bin... — Sie wissen ja, ich hasse falsche Hoffnungen — ... werden wir im besten Fall nicht vor 2031 oder 2032 eine endgültige Entscheidung treffen.

Ein paar Seufzer der Entmutigung gingen durch die kleine Versammlung. Bertier relativierte die Dinge schnell mit der etwas irritierenden Weisheit alter Aktivisten, die Moden und Ungeduld kommen und gehen gesehen hatten.

— Meine Freunde, diese Zeitspanne sollte nicht als Strafe verstanden werden. Im Gegenteil! Sie gibt uns Zeit, unsere Position zu festigen und unsere Wirkung zu verstärken. Jedes Jahr stärkt unsere Forderungen und schwächt ihre fadenscheinigen Argumente.

Gérard Lenfant, der ein Gespür dafür hatte, praktische Probleme aufzuzeigen, die andere lieber ignorierten, machte eine Geste des Ärgers. Als Jurist hatte er eine weniger romantische Sicht auf ideologische Konflikte.

— Aber wie können wir die Aufmerksamkeit der Medien fünf oder sechs Jahre lang aufrechterhalten? Die öffentliche Meinung wird sich nicht ewig auf unseren Fall konzentrieren. Die Leute werden es irgendwann leid, das ist nur menschlich.

Bertier setzte sich an seinen Computer. Er liebte Zahlen, wenn sie ihm Recht gaben. Diese professorale Angewohnheit hatte ihn schon immer begleitet, ein Überbleibsel aus seiner Lehrzeit, in der man durch Beweise überzeugen musste.

— Sie irren sich. Unser Ziel ist es nicht, die Show durch Showeffekte künstlich in die Länge zu ziehen. Der Fall Matsukata dient lediglich als Hebel, um die Problematik der französischen und westlichen Kulturplünderung anzusprechen.

Er öffnete eine sorgfältig geführte Akte, eine wahre Fundgrube an Informationen.

— Seit dem Start unserer Initiative bei den Vereinten Nationen haben wir 93 Hilfsanfragen bezüglich weiterer geplündelter Sammlungen erhalten. 93! Von jüdischen Familien, privaten Sammlern, die Opfer der Nazis wurden, afrikanischen Dörfern, indigenen Gemeinschaften in Nordamerika, armenischen Organisationen ...

Der Fall Matsukata hatte einen Dominoeffekt ausgelöst.

Véronique Fournier, die allmählich das Ausmaß des Phänomens begriff, formulierte es neu.

— Wenn ich das richtig verstehe, haben wir eine Sicherheitslücke geöffnet, durch die alle Opfer von Plünderungen strömen? Haben wir einen Präzedenzfall geschaffen?

— Das stimmt, Véronique. Der Fall Matsukata beweist, dass staatliche Plünderungen, selbst die ältesten Fälle, angefochten werden können. Wir haben gezeigt, dass die Opfer die Mittel haben, selbst die mächtigsten Staaten zur Rechenschaft über ihre fragwürdigen Aneignungen zu zwingen.

Die darauffolgenden Ereignisse bestätigten diese Vorhersagen mit beunruhigender Genauigkeit. Der Fall Matsukata verbreitete sich weltweit und löste eine Protestbewegung aus, die weit über die französischen Grenzen hinausreichte. In England forderten Vereinigungen aus ehemals kolonisierten Ländern in Schreiben die Rückgabe afrikanischer Kunstgegenstände aus dem Britischen Museum. In den Vereinigten Staaten fochten indigene Stämme mehrere Museumserwerbungen aus dem 19. Jahrhundert an und forderten ihre heiligen Objekte zurück.

Die Bewegung fand Anklang in akademischen Kreisen, die Kontroversen schnell in Seminare umwandelten. In Harvard organisierte Professor David Messing einen Kurs, der sich ausschließlich mit zeitgenössischen Strategien zur Bekämpfung institutioneller kultureller Ausbeutung befasste:

„Der Fall Matsukata veranschaulicht, wie eine stringent konstruierte Argumentation einen Streit zwischen Spezialisten in eine politische Bewegung von internationaler Tragweite verwandeln kann. Pierre Bertier gelang es, ein Thema, das auf Expertenkreise beschränkt war, zu politisieren und ihm eine symbolische Dimension zu verleihen.“

In Oxford analysierte Professorin Jennifer Brandon die Implikationen aus der kritischen Perspektive der britischen Schule. Diese Frau, die ihre Karriere dem Studium postkolonialer Ungleichheiten gewidmet hatte, fand dort Bestätigung für ihre Theorien:

„Dieser Fall legt auf brutale Weise die Widersprüche der gegenwärtigen westlichen Kulturpolitik offen. Wie können Museen einen Bildungsauftrag beanspruchen und gleichzeitig Werke aufbewahren, die nachweislich durch Raub erworben wurden? Der Fall Matsukata wirft unmittelbar die Frage nach der moralischen Legitimität unserer Kulturinstitutionen auf.“

Auch in Frankreich selbst griff die Debatte allmählich auf alle Kulturinstitutionen über und führte zu Spaltungen innerhalb der Museumswelt, die traditionell durch ein starkes Gefühl beruflicher Solidarität verbunden war. Einige Kuratoren begannen mutig, trotz des Drucks ihrer Vorgesetzten mehrere Neuerwerbungen zu hinterfragen.

Paris, Februar 2029

Im Musée d'Orsay organisierte Catherine Dubois diskret Brainstorming-Sitzungen mit ihren Teams, um zukünftige Anforderungen zu antizipieren. Der Zeitgeist wandelte sich, und sie spürte die Notwendigkeit, sich anzupassen. Ihre Managementenerfahrung hatte ihr zwar ein gewisses Maß an Zurückhaltung vermittelt, doch ihr Gewissen gebot ihr Offenheit.

— Wir müssen akzeptieren, dass der Fall Matsukata eine Phase weit verbreiteter Infragestellung unserer fragwürdigsten Akquisitionen ausgelöst hat. Wir müssen uns auf ähnliche

Herausforderungen vorbereiten und eine kohärente Doktrin entwickeln.

Im Louvre äußerte Henri Loyrette, Leiter der Gemäldeabteilung, ähnliche Bedenken. Er hatte alle Ränge der Konservierung durchlaufen und bewahrte sich eine fast schon irrationale Bindung an die Unversehrtheit der Sammlungen, obwohl er die ethischen Probleme verstand.

— Wir müssen Provenienzfragen unbedingt klären, ohne dabei die grundlegende Integrität unserer Sammlungen in Frage zu stellen.

An der École du Louvre diskutierten Restaurierungsstudierende leidenschaftlich über die Implikationen der Matsukata-Affäre. Aufgewachsen mit postkolonialen Themen, teilten sie nicht länger die museumszentrierte Sichtweise ihrer Vorgänger.

— Wie können wir es akzeptieren, in Institutionen zu arbeiten, die sich hartnäckig weigern, die Plünderungen anzuerkennen?, fragte sich Marie Chevalier, eine Masterstudentin der Museologie, mit einer für Jugendliche typischen Empörung.

— Wir müssen zwischen den gegenwärtigen Verantwortlichkeiten und denen der Vergangenheit unterscheiden, erwiderte ihr Kollege Cédric Camilleri. Diese Werke gehören seit achtzig Jahren zum französischen Kulturerbe.

— Sie meinen wohl achtzig Jahre Hehlerei?, entgegnete Marie. Nur weil man etwas lange behält, heißt das nicht, dass es einem gehört.

Die Debatten offenbarten die nachhaltige Wirkung der Matsukata-Affäre auf die Entwicklung des französischen Bewusstseins.

Céret, März 2030

Der Professor maß das Ausmaß der Bewegung, die er mit angestoßen hatte, mit einer Bescheidenheit, die im Kontrast zu

ihrer internationalen Tragweite stand. Ein Leben im Kampf für aussichtslose Ziele hatte ihn gelehrt, dass gesellschaftliche Veränderungen Zeit brauchen.

— Meine Freunde, wir haben unser Hauptziel weitgehend erreicht, indem wir ein sensibles Thema der Wiedergutmachung in eine gesellschaftliche Debatte verwandelt haben, erklärte er bei der jährlichen Überprüfungssitzung der NGO, einen kalten Kaffee in der Hand.

Er ging auf die Wand zu, an der Tausende von Zeitungsausschnitten über kulturelle Plünderungen weltweit ausgestellt waren. Diese Ansammlung von Dokumenten zeugte von einer Hartnäckigkeit, die selbst ihn amüsierte.

— Sehen Sie sich die Entwicklung an. Kaum eine Woche vergeht, ohne dass irgendein Medium irgendwo über kulturelle Wiedergutmachung berichtet. Wir haben einem Diskurs eine Stimme gegeben, der durch Resignation und Einschüchterung unterdrückt wurde.

Véronique Fournier, mit ihren Statistiken im Gepäck, machte sich einen Überblick über die konkreten Auswirkungen.

— Herr Bertier, unsere Website verzeichnet monatlich über fünfzehntausend Besucher. Und ich spreche hier noch nicht einmal von den sozialen Medien, wo wir überall erwähnt werden.

Gérard Lenfant sprach mit einem Optimismus über die Zukunftsaussichten, von dem er einige Jahre zuvor noch nichts gewusst hatte.

— Das Thema der kulturellen Ausbeutung ist mittlerweile fester Bestandteil der globalen Demokratiedebatte. Westliche Regierungen können es nicht länger ignorieren.

Pierre Bertier stimmte zu, mahnte aber gleichzeitig zur Vorsicht vor verfrühter Begeisterung. Sein Alter hatte ihn vor allzu leichten Siegen gewarnt.

— Sie haben Recht, unsere Erfolge hervorzuheben, aber wir sollten uns vor jeglichem Triumphgehebe hüten.

Françoise Martin stellte die Frage, die das gesamte Team natürlich beschäftigte. Die ehemalige Journalistin, die in den gemeinnützigen Sektor gewechselt war, hatte sich die Klarheit einer Medienfachfrau bewahrt.

— Herr Bertier, wie können wir die Dynamik langfristig aufrechterhalten? Wie können wir verhindern, dass die Bewegung an Schwung verliert, bevor wir konkrete Ergebnisse erzielen?

— Françoise, es ist nicht länger unsere Aufgabe, diesen Kampf auf unbestimmte Zeit persönlich weiterzuführen. Es liegt nun an anderen, in ihren jeweiligen Bereichen die Fackel zu übernehmen. Die Bewegung ist größer als wir, und das ist gut so. Er ging in seine Bibliothek und holte einen dicken Ordner mit Korrespondenz heraus. Seine Angewohnheit, alles zu archivieren, war nun vollends gerechtfertigt.

— In den vergangenen sechs Monaten habe ich die Statuten von elf neuen Vereinen erhalten, die in verschiedenen Ländern speziell zur Bekämpfung von Kulturgüterraub gegründet wurden. Sie alle stützen sich direkt auf unsere Erfahrungen. Die Bewegung wird autonom; sie ist nicht mehr auf uns angewiesen, um zu überleben.

Die Enthüllung markierte einen Wendepunkt. Aus einem isolierten Kampf einer kleinen Provinz-NGO war der Fall zum Symbol und Katalysator einer internationalen Bewegung geworden, die das Machtgleichgewicht nachhaltig veränderte.

Zwei Jahre später, im Dezember 2032, konnte Pierre Bertier sich ein ironisches Lächeln erlauben. Seine Analyse hatte sich als vollkommen richtig erwiesen. Der Matsukata-Konflikt steckte zwar immer noch in den schwerfälligen Strukturen der UN fest, doch die französische Zögerlichkeit hatte sich gerächt. Je länger Paris zögerte, desto globaler wurde das Problem. Weltweit waren Dutzende von Organisationen nach dem Vorbild von Retour et

Restitutions entstanden. Dieselben Ressourcen, dieselbe Entschlossenheit, weitere Fälle von kultureller Ausbeutung aufzudecken. Die Bewegung war so stark angewachsen, dass die UNESCO schließlich eine ständige Sonderkommission einrichtete. Offizieller Titel: „*Kulturelle Wiedergutmachung in den zeitgenössischen internationalen Beziehungen*“.

Auch der UN-Generalsekretär selbst hatte sich dem angeschlossen und in seiner jährlichen Rede die Notwendigkeit einer „*internationalen kulturellen Versöhnung*“ erwähnt. Eine kaum verhüllte Anspielung auf die Bewegungen, die durch die Matsukata-Affäre inspiriert wurden.

Céret, Dezember 2032

In seinem Haus, erfüllt vom Duft von Lavendel und alten Büchern, genoss Pierre Bertier zwar seinen moralischen Sieg, spürte aber gleichzeitig, dass seine Zeit sich dem Ende zuneigte. Sein Körper versagte ihm Jahr für Jahr. Doch letztendlich spielte das keine Rolle mehr. Die von ihm ins Leben gerufene Bewegung würde ihn weit überdauern. Diese Aussicht schenkte ihm eine nie gekannte Gelassenheit, er, der stets am Sinn seiner Kämpfe gezweifelt hatte.

Sein sich verschlechternder Gesundheitszustand zwang ihn, die schwierigsten Aufgaben an seine Mitarbeiter zu delegieren. Sein Einfluss auf die Bewegung blieb beträchtlich – niemand wagte es, seine Richtung in Frage zu stellen –, doch er war sich durchaus bewusst, dass er allmählich mehr zu einem Symbol als zu einem aktiven Teilnehmer wurde.

— Meine Freunde... sagte er ihnen in seiner letzten Rede, ...wir haben unsere Aufgabe erfüllt.

Er hielt inne und warf einen Blick auf die Reproduktion von Van Goghs „Das Schlafzimmer in Arles“, die seit Anbeginn an seiner Bürowand hing.

— Ja, vielleicht entscheidet der Menschenrechtsrat gegen uns. Vielleicht gewinnen wir unseren Fall nie offiziell. Aber darum geht es nicht. Wichtig ist, dass wir etwas Unwiderrufliches angestoßen haben.

In den Gärten von Céret, unter der Dezembersonne, die die Steine noch wärmte, sinnierte der alte Professor über seinen Lebensweg. Die französische Verwaltung hatte den Wandel der Denkweisen nicht verhindern können. Ein neues internationales Machtgleichgewicht hatte sich herausgebildet. Bertier fand darin eine Erfüllung, von der er in seiner idealistischen Jugend nie zu träumen gewagt hatte.

Irgendwo in den klimatisierten Hallen des Musée d'Orsay setzte Van Goghs „Das Schlafzimmer in Arles“ sein stummes Zeugnis fort. Nun verkörperte es weit mehr als die ewige Schönheit der Kunst. Es symbolisierte die Geduld, die nötig ist, damit die Gerechtigkeit letztendlich siegt.

Denn im Kampf um die Wahrheit – das hatte Pierre Bertier schon vor langer Zeit begriffen – zählen nur Beharrlichkeit und der Glaube an die Zeit.

Zwei Jahre später, 2034, als der UN-Menschenrechtsrat nach jahrelangem Zögern endlich sein Urteil fällte und Frankreich wegen Verletzung von Eigentumsrechten und Verweigerung von Gerechtigkeit faktisch sanktionierte, fand das Ereignis in der internationalen Presse nur wenige Zeilen Erwähnung. Der Fall war zu einem solchen Symbol geworden, dass sein offizielles Ergebnis weniger Bedeutung hatte als seine tiefgreifende Wirkung auf die globale Haltung.

Pierre Bertier konnte seinen endgültigen Sieg nicht mehr miterleben. Er war ein Jahr zuvor friedlich im Schlaf, umgeben von seinen Büchern und Akten, verstorben. Frankreich, nach der Verurteilung durch die UNO in die Enge getrieben, hatte schließlich verhandelt. Sechs Werke aus der Sammlung

Matsukata sollten nach Japan zurückkehren, Paris behielt die seltensten Stücke im Austausch gegen eine beträchtliche kulturelle und finanzielle Entschädigung. Ein typisch französischer Kompromiss, der die Forderungen nur teilweise erfüllte, aber den Kern der nationalen Sammlungen bewahrte.

Westliche Museen waren gezwungen gewesen, Abteilungen einzurichten, die sich auf Provenienzfragen spezialisierten. Unter dem Druck der öffentlichen Meinung und dieser neuen Generation von Kuratoren, die im Geiste der Zeit nach Matsukata ausgebildet wurden, hatten sie beispiellose Transparenzrichtlinien entwickelt.

Der westliche Universalismus war nicht verschwunden.

Doch er hatte sich den zeitgenössischen Forderungen nach Gerechtigkeit und Achtung der Völkerrechte angepasst. Der Fall Matsukata hatte bewiesen, dass ein einzelner Mann, umgeben von wenigen treuen Anhängern und nur mit der Wahrheit bewaffnet, selbst die mächtigsten Staaten herausfordern konnte. Der lange Kampf für internationale kulturelle Gerechtigkeit ging weiter, fortgeführt von Tausenden neuer Kämpfer.

Auf dem Friedhof von Céret, wo Pierre Bertier nun ruhte, erinnerte eine Gedenktafel an sein Lieblingsmotto: „*Die Wahrheit braucht Zeit, aber sie ist gewiss.*“ Der Fall Matsukata hatte die Richtigkeit dieser Aussage eindrucksvoll unter Beweis gestellt. Die Zeit hatte dem alten katalanischen Professor Recht gegeben.

EPILOG

Dieser nun fertiggestellte Roman, inspiriert von wahren Begebenheiten, aber in einen fiktionalen Rahmen übertragen, veranschaulicht die komplexen Mechanismen staatlich geförderter kultureller Ausbeutung und den langen Weg hin zu wiederherstellender Gerechtigkeit. Er würdigt all jene, die – wie die NGO *Retour et Restitutions* – mutig für das Siegen der Wahrheit kämpfen.

Der hier geschilderte Fall Matsukata zeigt, dass Gerechtigkeit nicht allein an der Erlangung konkreter Wiedergutmachung gemessen wird, sondern auch, und vielleicht noch wichtiger, an der allmählichen Veränderung der öffentlichen Debatte. Manchmal ist es wichtiger, beharrlich die richtigen Fragen zu stellen, als sofortige Antworten zu erhalten.

Möge dieser Roman andere zu konkreten Taten zugunsten der Gerechtigkeit inspirieren und zur Entstehung einer gerechteren Welt im Bereich Kultur und Kunst beitragen.
